

GEORG-FORSTER-STUDIEN XIV

GEORG-FORSTER-STUDIEN

Herausgegeben im Auftrag
der Georg-Forster-Gesellschaft

von Stefan Greif und Michael Ewert

Band 14

ISSN 1439-9105

GEORG-FORSTER-STUDIEN XIV

Herausgegeben von Stefan Greif und Michael Ewert

Die Deutsche Bibliothek – CIP Einheitsaufnahme

Georg-Forster-Studien / hrsg. im Auftr. der Georg-Forster-Gesellschaft
von Stefan Greif und Michael Ewert. – Umschlaggestaltung von Constantin
Meyer. – Kassel: Kassel University Press.

Bd.14. – (2009)
ISSN 1439-9105

© 2009

KASSEL UNIVERSITY PRESS

Diagonale 10 • 34111 Kassel
Druck: Zentraldruckerei der Universität Kassel

Inhalt

<i>Stefan Greif</i>	
Vorbemerkung.....	VII
BEITRÄGE	
<i>Alison E. Martin</i>	
„Weibliche Pedanterey“. Georg Forster über Hester Lynch Piozzi	1
<i>Marita Gilli</i>	
Forsters Wahrnehmung von Frauen in Paris während der Französischen Revolution	17
<i>Anke Gilleir</i>	
In dem Ozean der Männlichkeit. Die Defiguration geschlechtlicher Identität in Ina Seidels <i>Das Labyrinth</i> (1922)	35
<i>Marita Metz-Becker</i>	
Georg Forsters ‚Häusliches Glück‘. Das Leben mit Therese Heyne in Göttingen, Wilna und Mainz	57
<i>Monika Siegel</i>	
Meta Forkel-Liebeskind und Georg Forster: Nur eine Arbeitsbeziehung – oder auch Freundschaft?	85
<i>Ruth Stummann-Bowert</i>	
Caroline Böhmer in Mainz: „im Anfang schwärmte ich herzlich“...105	
<i>Judith Wilson</i>	
Abjection, Subjection, Redemption: Georg Forster’s and Therese Huber’s Perspectives on the Penal Colony.....	133

FORUM

Yomb May

Menschenrechte für die Wilden? Zum Widerspruch zwischen „Instruktionen“ und Wirklichkeit in der literarischen Weltreise Georg Forsters189

REZENSION

Horst Dippel

Ulrike Bergmann, *Die Mesalliance. Georg Forster: Weltumsegler, Therese Forster: Schriftstellerin.* – Alois Prinz, *Die Lebensgeschichte des Georg Forster. Das Paradies ist nirgendwo.* – Georg Forster, *James Cook, der Entdecker und Fragmente über Captain Cooks letzte Reise und sein Ende*, hrg. u. m. e. Nachw. vers. v. Frank Vorpahl u. m. acht Farbtafeln von Forsters eigener Hand207

NEUE LITERATUR ZU GEORG FORSTER.....213

VERZEICHNIS DER MITARBEITER DER GEORG-FORSTER-STUDIEN XIV.....225

VORANKÜNDIGUNG.....229

Vorbemerkung

Stefan Greif

Unter dem Thema „Frauen im Umfeld Georg Forsters – geschlechtergeschichtliche Forschungsansätze“ fand im Juni 2007 das jährliche Georg-Forster-Kolloquium statt. Der vierzehnte Band der *Georg-Forster-Studien* vereinigt die Mehrzahl der damals vorgestellten und inzwischen für den Druck überarbeiteten Beiträge. Ergänzt werden die hier vorgestellten Tagungsergebnisse um einen weiteren Aufsatz, der sich mit Georg Forsters und Therese Hubers literarischer Annäherung an Neu-Holland auseinandersetzt, sowie einen Labor-Beitrag, in dem Georg Forsters Engagement für die Menschenrechte der ‚Wilden‘ im Vordergrund steht.

Die geschlechtergeschichtliche Perspektive auf den Einfluss, den Frauen auf das schriftstellerische und wissenschaftliche Werk Georg Forsters genommen haben, blieb in der älteren Forschung weitgehend unbeachtet. Allenfalls die schwierige Ehe mit der intellektuell häufig unterschätzten Therese Huber oder jene antikisierende Distanz, mit welcher der junge Naturforscher in seiner *Reise um die Welt* schöne Tahitianerinnen beschreibt, regten immer wieder zu Spekulationen über die Gründe an, die Georg Forster zu seinem manchmal befremdlichen, oft aber auch schamerfüllten oder gar autoaggressiven Umgang mit dem weiblichen Geschlecht veranlasst haben könnten. Dass dabei traditionell bürgerliche Moralvorstellungen das Urteil über Forsters Beziehung zu Therese motivierten, kaschiert nur oberflächlich das Unverständnis, mit dem die Wissenschaft auf die Liebesqualen des Ehemannes oder dessen Bereitschaft reagiert hat, sich auf eine *ménage à droit* einzulassen. Doch diese bürgerliche Moral war zugleich zutiefst männlich geprägt, und dementsprechend voreingenommen lasen sich die Einschätzungen, wenn es um die Frage ging, warum sich Georg Forster nicht mit ihm nahestehenden Freundinnen wie Meta Forkel-Liebeskind oder Caroline Böhmer ‚arrangiert‘ hat, die ihm nach Thereses Flucht aus Mainz mit Zuneigung begegnen. Welche Gefühle und Bedürfnisse diese beiden scharfsichtigen Frauen möglicherweise dazu anhielten, sich eben nicht auf

eine außerplatonische Beziehung einzulassen, spielt in solchen Überlegungen eine meist untergeordnete Rolle und affiniert zugleich eine geschlechterpolarisierende Logik, der zufolge männliches Verhalten den Frauen gegenüber ebenso fest umrissen und privilegiert geregelt ist wie das Spektrum weiblicher Selbstbestimmungsrechte.

Wie die folgenden Aufsätze verdeutlichen, greift solch eine kategoriale, an distinkten Rollenzuweisungen orientierte Beantwortung der Frage nach dem Umgang Forsters mit Frauen in seinem Umfeld schon deshalb zu kurz, weil sich das bürgerliche Liebes- und Geschlechterkonstrukt um 1800 noch keineswegs so selbstverständlich etabliert hat, als dass nicht auch weniger eindeutige, grenzüberschreitende oder gar ‚hybride‘ Identitätsperspektiven möglich gewesen wären. Ohne in Georg Forster deshalb gleich einen Vorläufer heutiger Gender- oder Queertheorien zu vermuten, arbeiten die Autorinnen in ihren hier vorgelegten Studien heraus, dass sich Weltläufigkeit für Forster nicht mit jenen Hausvateridealen deckt, die den Mann um 1800 in die Pflicht nehmen, die familiäre Privatheit zu schützen, ihm dafür aber im Gegenzug einräumen, sich in der Außenwelt auch fertil zu bewähren. Ebenso wenig fügt sich seine immer offenkundigere Sympathie für die weibliche Wahrnehmung des vermeintlich Vernünftigen oder Fremden zu jenen Männlichkeitsvorstellungen, über die bereits Zeitgenossen wie Theodor Gottlieb von Hippel, Friedrich Schiller oder Friedrich D. E. Schleiermacher klagen, an der ‚fabrikmäßigen Hartherzigkeit‘ und Engstirnigkeit des bürgerlichen pater familias drohe das emanzipatorische Projekt der Aufklärung endgültig zu scheitern. Denn der sich nur mit maskulinen Eigenschaften identifizierende Mann und die sich ihm unterordnende, weil intellektuell und moralisch vermeintlich unselbstständigere Frau beschneiden einerseits das Menschsein im Sinne vielgestaltiger Menschlichkeit. Andererseits, und darauf hinzuweisen wird auch Georg Forster nicht müde, korrumpiert solch eine Geschlechterordnung die Toleranz und Weltoffenheit einer bürgerlichen Kultur, die sich schon um 1800 zum Mythos zu werden droht. Bekennt er sich daher zur ‚weibischen‘ Kritik an einer als ‚männlich‘ gesetzten Vernunft- und Verstandeskultur, so argumentiert Forster nicht nur in geschlechterdiskursiver, sondern sowohl in aufklärerischer als auch aufklärungskritischer, aber ebenso in wissen-

schaftlicher und weltanschaulicher Hinsicht programmatisch: Solange sich nämlich männliche Dominanz dem gesellschaftlichen Umgang der Geschlechter in gleichem Maße einschreibt wie den hierarchischen Natur- und Zivilisationsmodellen des Bürgertums, solange steht jede ‚andere‘ Form von Identität sogleich im Verdacht einer nur schwer einschätzbaren, wenn nicht gar unnatürlichen Zeitgenossenschaft. Dass Georg Forster dieses Image des mit erotisch begrenztem Begehrungsvermögen und ‚quälender‘ Toleranz ausgestatteten und wohl daher verunsichernden Kantonisten so nachhaltig anhaftete, dokumentiert freilich auch, wie energisch sich die seinerzeit noch moderne, allen Polarisierungen gegenüber skeptische ‚Verweiblichung‘ des Mannes in den nächsten Jahrhunderten von ihren Anfängen entfernt hat.

Da die *Georg-Forster-Studien* XIV nicht ohne die Mithilfe meiner Mitarbeiterinnen hätten fertiggestellt werden können, sei an dieser Stelle Ada Bieber, Tina Deist, Kathrin Döscher und Kathrin Holzapfel herzlich gedankt. Sie haben die Manuskripte in den letzten Monaten mit sehr viel Engagement überarbeitet und Korrektur gelesen. Kathrin Holzapfel hat die Bibliographie zusammengestellt und die Druckvorlage vorbereitet. Die Universität Kassel und die Sparkasse Kassel haben das Georg-Forster-Kolloquium 2006 wie jedes Jahr großzügig gefördert und damit einen reibungslosen Tagungsverlauf ermöglicht. Auch ihnen sei dafür herzlich gedankt.

„Weibliche Pedanterey“ Georg Forster über Hester Lynch Piozzi

Alison E. Martin

Georg Forsters Arbeit als Übersetzer und Rezensent von Reiseberichten bleibt oft unbemerkt hinter seinen beachtlichen Leistungen als Naturforscher, Gelehrtem, Herausgeber und als Politiker zurück. In seinem Leben fertigte er jedoch mehr als 120 Rezensionen von Beschreibungen fremder Völker und Länder an, welche in den 1780er und 1790er Jahren im englisch-, französisch- und deutschsprachigen Raum erschienen waren. Nur zwei Reiseberichte, die er rezensierte, stammten aus einer weiblichen Feder: Lady Elisabeth Cravens *A Journey through the Crimea to Constantinople in a Series of Letters* (1786) und Hester Thrale (Lynch) Piozzis *Observations and Reflections made in the course of a journey through France, Italy and Germany* (1789).

Dass Forster lediglich zwei Reiseberichte von Frauen rezensierte, bedeutete allerdings nicht, dass er die Meinung eines Anonymus teilte, der in der *Berlinischen Monatsschrift* vom November 1784 behauptete:

Fast niemand macht ja itzt in Deutschland eine Lustpartie mehr, einen Spazierritt, eine Fußpromenade *für sich*; Nord und Süd muß es erfahren, muß lesen was dem theuren Mann begegnet, und (noch schlimmer!) was ihm dabei eingefallen ist. [...] Kinder und Unmündige, Weiber und Jungfrauen, Unwissende und Unstudierte, Menschen ohne Kopf und Sinn und Kenntniß und Beobachtungsgeist, lassen Reisebeschreibungen drucken.¹

Weibliche Reisende – hier mit Kindern und unausgebildeten Menschen zusammengebündelt – hätten laut diesem Kritiker weder

¹ Anon., „Ueber die vielen Reisebeschreibungen in unsern Tagen“, in: *Berlinische Monatsschrift* 4 (1784), 321.

die Vernunft noch die richtige Beobachtungsgabe, einen Reisebericht zu verfassen, der sowohl interessant wie auch belehrend sei.

Reisende Frauen waren jedoch bereits am Ende des 18. Jahrhunderts zur Wirklichkeit geworden. Wie Annegret Pelz bemerkt hat, nahmen Frauen trotz der vorherrschenden bürgerlichen Ideologie als „drinnen waltende“ Hausfrauen ohne größeres Aufsehen und Konflikte an der Reiseöffentlichkeit des späten 18. Jahrhunderts teil.² Die Französin Madame Du Bocage und die englische Orientreisende Lady Wortley Montagu sind nur zwei Beispiele für Frauen, die im öffentlichen Raum „mobil“ waren und sich als erfolgreiche Schriftstellerinnen einen Namen machten. Aus Forsters Rezensionen von Cravens und Piozzis Reisebeschreibungen geht deutlich hervor, dass er die Begriffe „Frau“ und „Reise“ keineswegs als Dichotomie verstand. Ihre Werke beurteilte er durchaus positiv. In seiner Kritik bezüglich Lady Cravens Beschreibung von ihrer Reise über Paris, Florenz, Wien, Krakau und Warschau heißt es:

Es würde unbillig seyn, umständliche Beschreibungen von ihr zu fordern; [...] [man] wird von ihrem durchdringenden Beobachtungsgeist, ihrer immer gleichen Laune und der Unpartheylichkeit ihrer Urtheile auf das angenehmste überrascht. Oft betreffen ihre Bemerkungen nur ihre Person und ihre Abentheuer; allein wer möchte nicht an den Schicksalen einer geistreichen Dame [...] so viel Antheil nehmen, daß er ihre lebhaft erzählte Erzählung mit Vergnügen läse? Die Briefe haben übrigens innere Kennzeichen genug, daß sie auf der Stelle geschrieben, und nach der Hand nicht wieder ausgefeilt wurden³

Forster schätzte also den bewusst subjektiven Blickwinkel, aus dem Craven das Fremde beobachtete und beschrieb. Ihre rhetorischen Strategien (die „lebhaft erzählte Erzählung“) sowie auch die scheinbar spontane Erzählweise („auf der Stelle geschrieben, und nach der

² Annegret Pelz, „Ob und wie Frauenzimmer reisen sollen? Das ‚reisende Frauenzimmer‘ als eine Entdeckung des 18. Jahrhunderts“, in: *Sehen und Beschreiben. Europäische Reisen im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, hrg. v. Wolfgang Griep, Heide 1991, 125.

³ Georg Forster, *Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe*, hrg. v. der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (fortan zit. als AA), XI: *Rezensionen*, bearb. v. Horst Fiedler, Berlin ²1992, 169.

Hand nicht wieder ausgefeilt“) waren für Forster wichtige konstituierende Elemente eines gelungenen Reiseberichts.

In seinem Kommentar zu Piozzis *Observations and Reflections* legte Forster wieder den Nachdruck auf die vorteilhaften Eigenschaften des weiblichen Blicks:

Es ist angenehm, daß die Verf. ihre Aufmerksamkeit über die heterogensten Dinge erstreckt, daß alles sie in der Fremde zu interessiren scheint; dies ist vielleicht ein Zug, der nebst manchem andern ihr Geschlecht zur Beobachtung und Beschreibung der Länder und Sitten vorzüglich qualificirt, und der bey uns, bey unserer individuellen Bestimmung für dieses oder jenes Fach, sehr oft zu mangeln pflegt.⁴

Der weibliche Blick war also nicht auf spezifische Gegenstände oder Eigenschaften des Fremden fokussiert, sondern strebte nach einer allgemeinen Übersicht. In der Vorrede zu seiner Übersetzung von Piozzis Reisebericht formulierte er es noch einmal so:

[...] ihre Wissbegierde [interessiert sich] für unzählige Dinge, über die das männliche Auge sorglos hingeleitet, oder wohl gar mit Geringschätzung wegblickt; daher werden ihnen da die unterscheidenden Merkmale der Dinge augenblicklich offenbar, wo wir sie erst durch mühsamen Vergleich und Zergliederung hervorsuchen müssen.⁵

Der weibliche Blick war also für Forster eine Betrachtungsweise, welche neue Assoziationen hervorrufen konnte und die traditionelle, von Männern bestimmte Trennung zwischen dem Wissenswerten und dem nicht Wissenswerten in Frage stellte.

Forster schätzte also mehrere Aspekte an Piozzis und Cravens Werken: ihren Blickwinkel, Inhalt und Stil. In Forsters Rezensionen gewann um das Ende der 1780er Jahre herum die Anschauungsweise und die Darstellung des Fremden zunehmendes Interesse. Diese Wertschätzung der Persönlichkeit des Reisenden und der Wirkungsaspekte seines Reiseberichts findet man bereits in Forsters früheren

⁴ Ebd., 195.

⁵ Hester Lynch Piozzi, *Observations and Reflections made in the course of a Journey through France, Italy, and Germany*, 2 Bde., London 1789, I, xii.

Überlegungen zur Theorie der Reisedarstellung. Mehr als zehn Jahre vorher hatte er in der Vorrede zu seiner eigenen *Reise um die Welt* (1777) über die vorige Generation von Gelehrten gespottet, die einen scheinbar objektiven Reisebericht verfasst hatten: „Sie [die Gelehrten] bekamen einen vermischten Haufen loser einzelner Glieder, woraus sich durch keine Kunst ein Ganzes hervorbringen ließ; und indem sie bis zum Unsinn nach *Factis* jagten, verloren sie jedes andere Augenmerk.“⁶ Forsters Auffassung der Reisebeschreibung implizierte einen radikalen Bruch mit den älteren Gattungskonventionen der Reiseliteratur: die trocken abgefasste Faktenjagd sollte einer subjektiveren und auch lebendigeren Darstellungsweise weichen.

Dieses Bekenntnis zur Subjektivität war, wie Ingrid Kuczinsky es formuliert, „Teil eines Emanzipationsschubs, der ein produktives Verhältnis zur Realität einschloß“.⁷ Es war allerdings nicht nur stilistisch und konzeptuell emanzipierend. Da diese gelehrte, enzyklopädisch-wissenschaftliche Beschreibungsform zunehmend zu einer literarischen, subjektiven überging, wurden Reiseberichte häufiger als Erzählungen mit epistolarischen Dialogpartnern geführt oder nahmen die Struktur eines Tagebuchs an. Somit konnten sie einen scheinbar spontanen, privaten und authentischen Einblick in das Leben des reisenden Subjekts gewähren. Genau diese erzählerischen Gattungen des Briefromans und des veröffentlichten Tagebuchs gehörten auch zu den literarischen Formen, welche Frauen – sowohl als Leserinnen wie auch als Autorinnen – ansprachen.

Piozzis Beschreibung bietet uns eine interessante Fallstudie, weil Forster nicht nur eine Rezension, sondern auch ein Jahr später eine kommentierte Übersetzung dieses Werkes veröffentlichte. Er lobte allerdings nicht alle Aspekte ihrer Beschreibung, wie seine Schlussbemerkungen in der Rezension verdeutlichen:

⁶ AA II: *Reise um die Welt*, bearb. v. Gerhard Steiner, Berlin 1989, 13.

⁷ Ingrid Kuczinsky, „Zum Aufkommen der individualisierten Wirklichkeitssicht in der englischen Reiseliteratur des 18. Jahrhunderts“, in: *Europäisches Reisen im Zeitalter der Aufklärung*, hrg. v. Hans-Wolf Jäger, Heidelberg, 1992, 36.

Eine gewisse Schwatzhaftigkeit, womit die Verf. sich über manche Gegenstände sehr weitläufig auslässt, kleidet sie nicht übel; wir wünschten aber von den französ. und welschen Brocken, den engl. Versen ihrer eigenen Mache, den lateinischen Floskeln, der geflissentlich ausgekrantenen Belesenheit und mit unter auch von der eingewebten Empfindeley nichts Schlimmeres sagen zu müssen. Es ist schon gut, wenn man viel weiß und viel gelesen hat; aber wo man lieber eigene Beobachtungen läse, und zumal solche, die ein schelmisches paar Augen gemacht haben kann, da schützt selbst das Prädicat von Johnsons Freundin nicht gegen den Vorwurf weiblicher Pedanterey.⁸

Dieser allzu gelehrte „pedantische“ Blick – eine zur Schau gestellte Wissbegierde – gefiel ihm offenbar nicht. Pedanten, so Zedlers *Universal-Lexikon* von 1740, „wissen wohl etwas aber [...] unnütze Sachen. [...] Sie bilden sich ein, die Weisheit wäre mit ihnen gebohren, und würde auch mit ihnen sterben“.⁹ Barbara Benedict hat bereits gezeigt, inwiefern die Neugierde als Form der Wissensproduktion im 18. Jahrhundert sowohl vom gesellschaftlichen Stand wie auch von geschlechtsspezifischen Normen abhing.¹⁰ Wer durfte neugierig sein und was waren die Objekte ihrer Neugierde? Die *Curiosi* und *Virtuosi*, welche das Reisen als neugieriges, wissenssuchendes Unternehmen legitimierten, waren alle Männer und fast ausschließlich aus den höheren Ständen. Wie konnte also eine reisende, neugierige Frau sich in diesem Bereich positionieren? Im Folgenden wird an erster Stelle untersucht, wie sich Piozzi in ihrer Reisebeschreibung selber darstellte. Dann wird vor dem Hintergrund, dass Forster Piozzi als „pedantisch“ bezeichnet hatte, analysiert, was seiner Ansicht nach eine weibliche Reisende zu beschreiben habe und in welche Richtung sie ihren Blick richten solle. Zuletzt wird diskutiert, welche Aspekte des „weiblichen Blicks“ für Forster etwas Positives zur Gattung der Reiseliteratur beitragen konnten.

⁸ AA XI, 196.

⁹ Johann Heinrich Zedler, *Grosses vollständiges Universal-Lexikon*, Leipzig 1732-54, 64 Bde., xxvi (1740), Sp. 191.

¹⁰ Barbara Benedict, „The ‚Curious Attitude‘ in Eighteenth-Century Britain: Observing and Owning“, in: *Eighteenth-Century Life*, 14 (November 1990), 59-98.

I „Ein schelmisches paar Augen“: Hester Thrale (Lynch)
Piozzis Leben und Werk

Hester Thrale Piozzi ist vor allem als Vermieterin aber auch Freundin des Schriftstellers Samuel Johnson und als Herausgeberin seiner Anekdoten in die Geschichtsbücher eingegangen. Durch ihre zweite Ehe mit dem italienischen Musiklehrer ihrer ältesten Tochter hat sich unser Bild von ihr bis heute als das einer skandalumwitterten literarischen Außenseiterin geprägt. Geboren 1741, bekam sie als Einzelkind einer verarmten Familie mit Grundbesitz in Wales eine für ein Mädchen außergewöhnlich gründliche Schulung in den modernen Fremdsprachen und in Latein. Da die finanzielle Situation der Familie nach dem Tod ihres Vaters schlechter wurde, war sie dazu gezwungen, Henry Thrale, den Sohn eines gut betuchten Brauers, zu heiraten. Sie hatte nicht aus Liebe geheiratet und teilte auf fast keinerlei Weise die Interessen ihres Mannes. Doch war die Ehe nicht unglücklich: ihr prominenter gesellschaftlicher Stand ermöglichte Kontakt zu dem Künstler Sir Joshua Reynolds, den Dramatikern Oliver Goldsmith und David Garrick, dem Denker Edmund Burke und dem Gelehrten und Geistlichen Charles Burney. Piozzis Freundschaft zu Johnson interessierte andere intellektuelle Frauen ihrer Zeit, die zum „Bluestocking circle“ gehörten, sie selbst wurde allerdings nie dazu eingeladen, Mitglied dieses Kreises zu werden. Nach fast zwanzig Jahren Ehe starb Henry Thrale im Jahre 1781. Bereits ein Jahr später machte Hester ihre neue Freundschaft mit dem Sänger und Musiklehrer Gabriel Piozzi bekannt, welche die Gesellschaft der Zeit zutiefst schockierte und ihre eigene Familie spaltete. Samuel Johnsons Äußerungen zu ihren Hochzeitsplänen trafen in die gleiche Kerbe: „[...] you have abandoned your children and your religion, God forgive your wickedness“.¹¹ 1784 flüchtete das frisch verheiratete Paar nach Italien, um dem großen Skandal in London zu entkommen. Nachdem sie zwei Jahre lang durch Italien gereist waren, kamen sie über Österreich und Deutschland nach England zurück. 1789 verfasste sie die mehr als achthundertseitige

¹¹ William McCarthy, *Hester Thrale Piozzi. Portrait of a Literary Woman*, Chapel Hill-London 1985, 37.

Observations and Reflections made in the course of a Journey through France, Italy, and Germany, 1794 *British Synonymy* und 1801 eine fast tausendseitige Weltgeschichte mit dem Titel *Retrospection: Or a Review of the Most Striking and Important Events, Characters, Situations and their Consequences, which the Last Eighteen Hundred Years Have Presented to the View of Mankind*, welche die Kritiker verrissen. Piozzi starb 1821 in finanzieller Not.

II Piozzis Selbstdarstellung in den *Observations and Reflections made in the course of a Journey through France, Italy, and Germany*

Während ihrer zweijährigen Reise hatte Piozzi mehr als genügend Zeit, sich zu überlegen, wie sie ihre Reisebeschreibung gestalten und welche Position sie selber darin einnehmen würde. Die Reise von England nach Calais und Paris, dann Lyon, Mailand, Padua, Venedig, Bologna, Florenz, Pisa, Rom und Verona, die zwischen September 1784 und Juni 1786 unternommen wurde, beschrieb sie in Notizen in ihrem privaten *Journal on Italy*. Ihre Eindrücke auf der Strecke über Innsbruck, München, Wien, Dresden, Potsdam und Berlin nahm sie im *Journal on Germany* auf. Piozzi gilt als besonders interessantes Beispiel für die ambivalente und oft marginale Position der Schriftstellerin und weiblichen Reisenden im achtzehnten Jahrhundert. Sie charakterisierte sich selbst in ihrem autobiographischen Werk *Thraliana* als: „A Woman of passable Person, ancient Family, respectable Character, uncommon Talents, and three Thousand a Year: has a Right to think herself any Man's *equal*“.¹² In der Einleitung zu ihren *Observations and Reflections* nahm sie allerdings eine etwas weniger provokative Position ein:

That I should make some reflections, or write down some observations, in the course of a long journey, is not strange; that I should present them

¹² Hester Thrale Piozzi, *Thraliana*, 2 Bde., hrg. v. Katharine C. Balderston, Oxford 1942, I, 351.

before the Public is I hope not too daring; the presumption grew up out of acknowledged favour.¹³

Damit versuchte sie, den Eindruck zu erwecken, dass sie mit der Veröffentlichung ihres Berichts nur die Wünsche ihres Lesepublikums erfüllte und nicht selber die Initiative ergriffen hatte, das Buch herauszugeben. Diese etwas zurückhaltende, „weibliche“ Stellung verschwand zum Ende der Vorrede hin: „For the book – I have not thrown my thoughts into the form of private letters; because a work of which truth is the best recommendation, should not above all others begin with a lie“.¹⁴ Sie versuchte also nicht, den Leser zu täuschen und zu tun, als ob der Reisebericht einen privaten Ursprung hätte: im Gegenteil ließ sie uns wissen, dass sie bereits bei der Abfassung ihrer Reisebeschreibung deren Veröffentlichung beabsichtigt hatte.

Diese etwas ambivalente Position zwischen der „weiblichen“ Privatsphäre und der „männlichen“ Selbstdarstellung als öffentlich handelnde Person charakterisiert auch den Inhalt ihres Werks. Wie Mirella Agorni bereits bemerkt hat, versuchte Piozzi einerseits ihre eigenen körperlichen Anstrengungen auf dieser Reise vor dem Leser zu verbergen. Andererseits aber beschrieb sie zum Beispiel im Detail, wie ihr Mann kurz vor Pisa krank wurde und welche Sorgen sie sich dabei machte, ferner die Sorgfalt, mit der sie seine Matratze durchsuchte, um festzustellen, was für Tierchen ihn nachts plagten.¹⁵ Ihr Blick auf ihre Familie blieb also der einer Mutter, einer Sorgetragenden. In den Beschreibungen der Städte, in welchen sie sich aufhielten, war sie ebenfalls darauf erpicht, die Position der Frauen in der italienischen Gesellschaft näher zu untersuchen. An der Universität Bologna war Piozzi von der ehemaligen Dozentin Laura Bassi besonders beeindruckt:

This University has been particularly civil to women; many very learned ladies of France and Germany have been and are still members of it; -

¹³ Piozzi, *Observations*, I, iv.

¹⁴ Ebd., vi.

¹⁵ Mirella Agorni, *Translating Italy for the Eighteenth Century. British Women, Translation and Travel Writing (1739-1797)*, Manchester 2002, 120.

and la Dottoressa Laura Bassi gave lectures not many years ago in this very spot, upon the mathematics and natural philosophy, till she grew very old and infirm.¹⁶

Somit lenkte Piozzi den Blick des Lesers auf diese Frau, die von anderen männlichen Reisenden weitgehend ignoriert wurde. Am Beispiel der Frau Doktor Bassi bekräftigte sie den Standpunkt, dass Frauen durchaus Ämter als Gelehrte innehaben durften und stärkte damit zugleich ihre eigene Position als reisende, gebildete Frau.

In ihrem Werk versuchte Piozzi vor allem einen „maskulin“ ernsten Stil aufrechtzuerhalten. Die Schwächen, die man mit einer affektierten Ausdrucksweise assoziieren würde, waren ihr bekannt:

Affectation is certainly that faint and sickly weed which is the curse of cultivated, - not naturally fertile and extensive countries. [...] In Italy, so far at least as I have gone, there is no impertinent desire of appearing what one is not; no searching for talk, and torturing expression to vary its phrases with something new and something fine.¹⁷

Diese eingehende Analyse der Fallstricke der Affektiertheit erweckte den Eindruck, dass Piozzi selbst einen solchen Stil um jeden Preis vermieden hatte. In einem Brief an Elizabeth Montagu vom 7. Juli 1789 war die Schriftstellerin und *Bluestocking* Hannah More allerdings anderer Meinung:

I have finished Madame Piozzi and found in almost every page amusement and disgust; very sprightly and shining passages debased by the most vulgar colloquial barbarisms; much wit spoiled by much affectation; some learning rendered disgusting by insufferable pedantry.¹⁸

An welchen Stellen war dann diese Pedanterie, dieser überbelehrende Blick zu finden, die sowohl More wie auch Forster bei Piozzi entdeckt und verpönten hatten? Gegen welche Normen hatte Piozzi dabei verstoßen?

¹⁶ Piozzi, *Observations*, I, 260.

¹⁷ Ebd., I, 292.

¹⁸ Aus: *The Piozzi Letters*, hrg. v. Edward A. und Lillian D. Bloom, Newark, 1989-, 5 Bde, I, 300.

III Forsters Kritik in den Bemerkungen zur Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland

Forsters Kritik äußerte sich auf zweierlei Weise. Er fügte der Übersetzung der *Observations und Reflections* eine Vorrede und dem Haupttext mehr als 70 Fußnoten hinzu. Dabei war es allerdings nicht unüblich für Forster, seine von ihm herausgegebenen Übersetzungen mit einem detaillierten Fußnotenapparat zu versehen: ein ähnliches Schicksal fand zum Beispiel die Übersetzung von Thomas Forrest's *Voyage to New Guinea* (1779).¹⁹ Inwiefern Forster als Übersetzer des Piozzischen Textes betrachtet werden kann, bleibt unklar. Margarete Forkel, die in den späten 1780er und 1790er Jahren Übersetzungen für Forster anfertigte, hatte das englische Original Ende September oder Anfang Oktober 1789 von Forster erhalten, war Mitte November schon „weit vorgerückt“ und wahrscheinlich im Dezember mit der Übersetzung, die mehr als 850 Seiten umfasste, fertig.²⁰ Allerdings schrieb Forster am 4. März 1790 an Christian Gottlob Heyne, dass die Überarbeitung von Forkels Übersetzung „mich mehr Zeit gekostet, als wenn ich sie selbst gemacht hätte, denn die gute Forkeln arbeitet zu flüchtig“.²¹

Die Fußnoten sind zweifelsohne Forsters Werk. Sie dienen verschiedenen Zwecken – um naturwissenschaftliche Aussagen zu korrigieren und dabei Forsters eigenen Status als wissenschaftlicher Experte zu bekräftigen, um auf andere Reiseberichte zu verweisen und um seine Uneinigkeit mit Piozzis Text auszudrücken. Hier möchte ich nur auf drei thematische Kategorien eingehen, unter die einige von Forsters Bemerkungen zu den *Observations and Reflections* fallen: Religion, Bildung und naturwissenschaftliches Wissen.

¹⁹ Vgl. Alison E. Martin, „Die Rolle von Georg Forsters Übersetzungen in den intellektuellen Netzwerken seiner Zeit: Thomas Forrests *Voyage to New Guinea* (1779)“, in: *Georg-Forster-Studien* XII (2007), 59-75.

²⁰ AA XV: *Briefe 1787-1789*, bearb. v. Horst Fiedler, Berlin 1981, 377.

²¹ AA XVI: *Briefe 1790-1791*, bearb. v. Brigitte Leuschner u. Siegfried Scheibe, Berlin 1980, 26.

Eine der früh hinzugefügten Fußnoten betraf Piozzis Kritik an der Ladenöffnung am Sonntag in Frankreich. Sie schrieb:

And surely I never knew till now, that so little religion could exist in any Christian country as in this, where they drive their carts, and keep their little shops open on a Sunday, forbearing neither pleasure nor business, as I see, on account of observing that day upon which their Redeemer rose again.²²

Forster übte heftige Kritik an Piozzis Einstellung bezüglich der „puritanische[n] Feier des Sonntags, welche alle Fröhlichkeit ausschließt und verdammt“. Der Sinn der religiösen Andacht sei dabei verloren gegangen, argumentierte er:

Wann wird man in dem aufgeklärtesten Lande endlich begreifen, daß ein frohes Herz und heiterer Genuß des Daseyns die Gottheit würdiger preiset, als mürrischer, langweiliger Müßiggang und Völlerei ohne Fröhlichkeit? Ist es möglich, daß maschinenmäßiges Kirchengehen und das ganze *Opus operatum* des Gottesdienstes, in den Augen des Denkers noch mit dem Wesen der Religion verwechselt werden könne?²³

In diesem Fall richtete sich Forsters Bemerkung eher auf die Denkweise des Landes, aus dem Piozzi kam, als auf sie selbst. Aber die enge moralische Sicht Piozzis griff er später viel persönlicher an. In Mailand hatte sie die Gelegenheit, einem Theaterstück, welches von den Mönchen des Sankt-Viktor-Ordens privat aufgeführt wurde, beizuwohnen gehabt. Diese Aufführung betrachtete sie als eine korrupte Zeitverschwendung, welche „unter den freiern Gesellschaften zu lasterhafter Ueppigkeit ausartet“²⁴. Forster reagierte darauf in seiner Fußnote wie folgt:

Die Begriffe von der Moralität der Handlungen sind doch sehr verschieden. Der guten Mrs Piozzi scheint ein Mönch, wenn er zu seiner Erholung Komödie spielt, und ein Frauenzimmer, welches am Sonntag

²² Piozzi, *Observations*, I, 28.

²³ Hester Piozzi, *Bemerkungen auf der Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland*, 2 Bde., aus dem Engl. von Georg Forster, Frankfurt/M 1790, I, 29-30.

²⁴ Ebd., 84.

strickt, oder gar, das Gottverhütel tanzet und singt, in lasterhafte Ueppigkeit versunken zu seyn!²⁵

Forster verteidigte das Handeln der Mönche, indem er den Spieß umdrehte und Piozzi als moralisierende Frau fragte, ob sie sich sonntags nicht mit ähnlichen Aktivitäten ihre Zeit vertreibe. Somit hielt er Piozzi den Spiegel vor und forderte sie implizit dazu auf, ihre eigenen Werte und ihren moralischen Standpunkt noch einmal zu überdenken.

Mit ihrer etwas naiven Auffassung der Religion setzte Forster sich auch auseinander. Bezüglich der Sankt-Markus-Kirche in Venedig schrieb Piozzi, dass sie das ursprüngliche handschriftliche Manuskript des Evangeliums nach Markus, von dem sie glaubte, dass es sich im Tresor der Kirche befand, nicht zu sehen bekommen hatte. Forsters Kommentar dazu:

Die gute treuherzige Mrs. Piozzi! Man hätte ihr doch auch sagen sollen, daß jene Handschriften unsichtbar sind; denn ohne diesen kleinen Umstand, wie würde man sich den Triumph versagen, die eigenhändige Schrift eines Evangelisten aller Welt vorzuzeigen?²⁶

Piozzis Versuch, das Dokument mit eigenen Augen zu sehen, war für Forster ein deutlicher Beweis ihrer Naivität. Er war aber auch ein Beispiel dafür, wie sie die „falsche“ Neugierde zeigte, indem sie hoffte, eine wichtige Quelle des Neuen Testaments im Original einzusehen. Im Bereich der Religion ist jedoch jeglicher Versuch, konkrete Tatsachen mit dieser naturwissenschaftlichen Genauigkeit aufzuspüren, zum Scheitern verurteilt.

Auch auf dem durchaus „weiblichen“ Gebiet des Unterrichts und der Bildung setzte sich Forster mit Piozzis Bericht kritisch auseinander. In der Stadt Cremona fragte sie sich, ob die vielen Bilder in den italienischen Kirchen und die religiösen Festzüge eigentlich einem nützlichen pädagogischen Zweck dienten, denn „ein Wort des soliden Unterrichts für das Ohr, giebt gewiß der Seele mehr Begriffe, als alle

²⁵ Ebd.

²⁶ Ebd., 159.

diese dem Auge vorgestellten Puppenspiele“.²⁷ Forsters lange, wütende Antwort darauf ging weniger auf die künstlerische Darstellung in der Religion als auf die Wichtigkeit des Sehens ein:

Wenn dieser Satz richtig wäre, warum reiset man dann nach Italien? Die Anschauung wirkte nicht so mächtig, wie die Worte? Aus Beschreibungen lernte man die Dinge besser kennen, als wenn man sie selbst mit eigenen Sinnen auffaßt und in sich nimmt? In der That, diese Denkungsart schildert unser Zeitalter und seine aus dem blossen Wortwissen entstandene Einseitigkeit. Die Augenweide, wovon die Verfasserin hier spricht, mag so schlecht seyn, wie sie will, sie ist nun einmal die einzige Erziehung, die der Pöbel Italiens genießt.²⁸

Somit bekräftigte er seinen Standpunkt, dass die trockene Buchleserei keineswegs die Erfahrung des Sehens übertreffen könne: als Verfasserin eines Reiseberichts müsse Piozzi das wissen. Die traditionelle Art der Bildung (des „soliden Unterrichts“), welche Piozzi hier vertritt, ist für Forster eine zweitrangige Form der Wissensübertragung, da sie – im Gegensatz zu den visuellen Eigenschaften eines Bildes – die dargestellte Szene nicht so anschaulich vor Augen führen kann.

Im Bereich der Naturwissenschaften tauchten an verschiedenen Stellen Irrtümer in Piozzis Bericht auf. „Mit der deutschen Geographie sieht es übel aus“, bemerkte Forster, als Piozzi behauptete, dass die Quelle der Donau in Linz sei.²⁹ Auch Piozzis Erklärung zu dem Phänomen, das versteinerte Fische aus Felsen herausgehämmert werden könnten, die mehr als zweiundsiebzig Meilen vom nächsten Meer entfernt seien, betrachtete Forster skeptisch. Nachdem Piozzi in Vincenzo Bozzas Sammlung naturwissenschaftlicher Curiositäten in Verona mit ähnlichen Exponaten in Berührung gekommen war, mutmaßte sie, dass eine Sintflut diese in der Vergangenheit so weit landeinwärts getrieben haben müsse. Forster erklärte in einer detaillierten Fußnote:

²⁷ Ebd., 119.

²⁸ Ebd.

²⁹ Ebd., II, 306.

Sündfluth, Erschütterung, Schleudern in die Felsenritzen, mit einem Worte eine plötzliche Katastrophe erklärt das Phänomen der Versteinerungen auf keine Weise. Die Regelmäßigkeit der Schichten, worinn man sie antrifft, ist vielmehr ein Beweis, daß thierische Ueberreste und todte Körper während der Entstehung jener Gebirge sich in den damals weichen Schlamm senkten.³⁰

Er nahm also hier die Gelegenheit wahr, Piozzis Bericht zu korrigieren, ihre Leser zu belehren und gleichzeitig sein eigenes Wissen zu zeigen. Als Piozzi allerdings selbst etwas ähnliches versuchte, stieß sie auf eine vehemente Reaktion von Forster. Bei einer Diskussion der Säuren und Basen in verschiedener Flora und Fauna bemerkte Piozzi, dass Blumen die Feuchte aus der Luft anziehen und dadurch eine Flüssigkeit von sich geben, welche dem *oleo sulphuris per campanam* ähnlich ist. Forsters Replik war:

Diese Stelle ist viel zu gelehrt, und doch nicht gelehrt genug. Mrs Piozzi weiß nicht, daß Säure ein unentbehrlicher Bestandtheil aller thierischen Substanzen ist; daß namentlich die Phosphorsäure durch das ganze Thierreich geht, und insbesondere alle Knochen bildet; [...] Man wird auch diese Sächelchen nicht bei ihr suchen, wenn unsere Leserinnen ihr nur verzeihen, daß sie zuweilen damit glänzen will.³¹

Die Botschaft war klar: Forster fand Piozzis Versuche, sich als gelehrt darzustellen, nur oberflächlich beeindruckend. Somit grenzte er sie aus der Welt des „männlichen“ Wissens aus, da er sie für unfähig hielt, an den großen naturwissenschaftlichen Debatten der Zeit teilzunehmen. Allerdings müssen wir diese Feststellung vor dem Hintergrund sehen, dass Forster außergewöhnlich hohe Ansprüche an Reiseliteratur in punkto Genauigkeit und Lehrreichtum stellte.

³⁰ Ebd., I, 139.

³¹ Ebd., 313.

IV Fazit

In ihrer Position als Reisende und als Schriftstellerin betonte Piozzi also die ambivalente Rolle der Frau in der Reiseliteratur des späten 18. Jahrhunderts. Einerseits war sie darum bemüht, den Eindruck zu erwecken, dass es ihr in ihrem Reisebericht nicht darum gehe, literarische Autorschaft anzustreben und sachkundige Reisende zu sein. Andererseits hatte ihre Reisebeschreibung implizit einen informativen Charakter, welcher integraler Bestandteil dieser Gattung war und ist. Forster war allerdings offensichtlich der Meinung, dass sie durch ein viel zu moralisierendes, belehrendes Objektiv geschaut habe. Vielleicht nahm sie diese Position der frommen, gelehrten Reisenden ein, um ihren schon etwas angeschlagenen Ruf wieder herzustellen. Auf jeden Fall implizierte Forster, dass der reisende Mann es wagen könne, weniger Gottesfürchtigkeit zu zeigen und in seinem Reisebericht mehr Kritik an der Gesellschaft zu üben. Piozzis *Bemerkungen auf der Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland* bleiben nach wie vor ein aufgewecktes und detailliertes Beispiel für eine Reisebeschreibung aus der Sicht einer Frau. Aber Forsters Vorrede und viele Fußnoten bedeuten letztendlich, dass es seine „männliche“ Stimme und seine Sichtweise sind, welche Piozzis Reisebericht in deutscher Übersetzung dominieren.

Forsters Wahrnehmung von Frauen in Paris während der Französischen Revolution

Marita Gilli

Als Forster in Paris ankam, war er schon seit mehreren Monaten von seiner Frau getrennt. Erst in Paris wurde ihm jedoch klar, dass diese Trennung zu einer Scheidung führen würde. Doch hoffte er immer noch, wenigstens in der Umgebung Thereses leben zu können. Diese Sprache sprechen jedenfalls seine Briefe an sie, die unsere einzige Quelle sind. In ihnen, so wird im Folgenden zu zeigen sein, verschwieg er jedoch auch einiges vor Therese, darunter nicht zuletzt die Rolle, die einige Frauen, welche er in Paris kennenlernte, entweder in seinem privaten Leben spielten oder im Prozess der Revolution. So müssen wir feststellen, dass die Bekanntschaft zu Frauen für ihn immer wichtig war und dass er sich für sie interessierte, auch wenn sie keine Rolle spielten. So schrieb er beispielsweise aus Cambrai am 4. August: „Ich suche noch das erste hübsche Weib zu sehen zu bekommen.“¹ Im Allgemeinen aber fand er die Frauen, die er traf, schön, was sich vor allem in der intensiven Beschreibung ihrer äußeren Erscheinung zeigt.

I Private Bekanntschaften

Rein privat traf er bei dem Buchhändler Onfroy eine Frau, die ihm während seines kurzen Aufenthaltes in Paris im Juli 1790 ein Zahnweh kurierte. Er freute sich, dass sie gerade glücklich geheiratet hatte und beschrieb sie hübsch, herzlich und klug, ohne Vorurtheil mit viel Imagination und Gedächtnis obwohl ohne besondere

¹ An Therese Forster, 1.-4.8.1793, in: Georg Forster, *Werk. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe*, hrg. v. der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (fortan zit. als AA), XVII: *Briefe 1792-1794 und Nachträge*, bearb. v. Klaus-Georg Popp, Berlin 1989, 411.

Bildung.² Man sieht, dass diese Frau für ihn genau soviel Wert hatte wie andere.

Dagegen tadelte er Magdalene Schweizer, die Frau eines Kaufmanns. Dieser begrüßte am Anfang die Französische Revolution, weil sie seine Klasse zunächst zu begünstigen schien. Als er jedoch seinen Reichtum nicht mehr zeigen durfte, kehrte er sich von ihr ab. Therese stand im Briefwechsel mit Schweizers Frau, einer Nichte Lavaters, die ihr riet, sich von Forster scheiden zu lassen, da dieser sich für die Revolution engagiert hatte. Auch Forster verhehlte seine Abneigung nicht:

Sein Compagnon [Schweizer] und dessen Frau ekeln einen an mit ihrer hochmütigen Aristokratie, denn die Misanthropie der Frau *Schweizer* ist weiter nichts als Freiheits- und Gleichheitshaß.³

Er warf ihr auch vor, sich dem Magnetismus zu verschreiben und mit den bigottesten Leuten in Verbindung zu stehen. Möglicherweise wollte Forster seine Frau vor ihr warnen, weil er den Einfluss auf sie fürchtete. Am 23. Juni jedoch bedauerte er, ein wenig zu streng gewesen zu sein und bloß einseitig geurteilt zu haben.

In den ersten Monaten seines Aufenthalts in Paris verkehrte Forster in einem englischen Kreis. Die Französische Revolution hatte zahlreiche Anhänger in England, unter ihnen zumeist solche, die sich kritisch mit Burkes Werk gegen die Revolution auseinandersetzten: Sir James Mackintosh, John Hurford Stone, Thomas Christie, Mary Wollstonecraft, Joseph Priestley, Thomas Paine, Helene-Maria Williams, William Godwin und mehrere Dichter.⁴ Da sie verfolgt wurden, emigrierten einige von ihnen nach Frankreich, andere besuchten das Land, um ihre Sympathie mit den revolutionären

² Vgl. An Therese Forster, 23.6.1793, AA XVII, 373.

³ An Therese Forster, 14.6.1793, AA XVII, 367.

⁴ *A Vindication of the Rights of men* von Mary Wollstonecraft (Ende November 1790) ist eigentlich die erste englische Widerlegung des Werkes Burkes. Zugleich kritisiert die Autorin scharf die Feudalordnung. Darauf folgen *Vindiciae Gallicae* von James Macintosh und *The Rights of Men* von Thomas Paine.

Ereignissen zu bekunden. Am 13. April 1793 berichtete Forster, er habe Mr. Christie kennengelernt, einen Schotten, der die literarische Zeitschrift *The Analytical Review* gegründet habe und zu Gunsten der Französischen Revolution schreibe.⁵ Als Teilhaber des Hauses Turnbull und Forbes in London kam er Ende 1792 in Paris an, um eine Summe einzukassieren „en paiement des grains et farines que la maison avait achetées pour compte et par ordre de la municipalité de Paris en septembre 1789“.⁶ Seine Geschäfte waren aber nicht sehr klar. Forster wurde dazu eingeladen, in dieser Familie seine Abende zu verbringen und es freute ihn, unter Engländern sein zu können, die statt des „parisischen Fanatismus“ einen „ruhigen Freiheitssinn“ hatten:

Warme Empfindung und kalte Überlegung ist das Loos dieser glücklichen Menschen, da hingegen bei den meisten Franzosen das Herz Eis ist und nur der Kopf glüht.⁷

Diese Äußerungen über den Nationalcharakter sind wenig verwunderlich, wurden die Franzosen doch schon während der Aufklärung

⁵ Thomas Christie, *Letters on the Revolution of France, and on the new constitution... occasioned by the publications of the R.H.E. Burke, and Alexander de Calonne, addressed to John Sinclair Bart; with an Appendix of original Papers and Documents*, London 1791. In der *Geschichte der Englischen Literatur vom Jahre 1791* bedauerte Forster, dass seine Werke, wie die der Miss Williams, nicht ins Deutsche übersetzt worden waren, denn er fand sie unparteiisch, gründlich und gut geschrieben. (AA VII : *Kleine Schriften zur Kunst und Literatur*, bearb. v. Gerhard Steiner, Berlin 1990, 240). Unter seinem Einfluß gab Ludwig Ferdinand Huber später einige dieser Briefe in seinen *Friedenspräliminarien* heraus. Vgl. Band II, Stück 5: *Ein Urtheil über die französische Revolution*, S. 95; Band III, Stück 10: *Englische Briefe über die Französische Revolution*, S. 192-96; fortgesetzt unter dem selben Titel Stück 11 und 12, S. 342-46; Band IV, Stück 13 und 14, S. 126; Stück 15 und 16, S. 284-86; Band VI, Stück 21 und 22 unter dem selben Titel mit dem Zusatz *Aus dem Englischen von Thomas Christie*, S. 209. Dieser hätte also diese Briefe gesammelt, unter denen sich auch Briefe von Stone befinden. Die Herausgabe von Christies Werk wird von Voß für die Michaelis Messe 1794 unter dem Titel *Neue Briefe über die Französische Revolution* angekündigt.

⁶ Paris, Archives Nationales, F7/4648 (d2).

⁷ An Therese Forster, 13.4.1793, AA XVII, 344.

als leichtsinnig, unbeständig, falsch, unmoralisch, schwatzhaft usw. betrachtet, wie aus Campes *Briefe[n] aus Paris während der Französischen Revolution geschrieben* zu ersehen ist. Diejenigen, die zugunsten der Französischen Revolution argumentierten, meinten aber, dass das französische Volk sich dank der Revolution geändert hatte. Campe konstatierte sogar, aus Lasttieren seien Menschen geworden. Forster war derselben Meinung, nachdem er dem Föderationsfest beigewohnt hatte, und hoffte, dass die Stimmung, welche die Franzosen geändert hatte, auch die Mainzer ergreifen würde. Während der Entwicklung der Ereignisse in Frankreich revidierte er jedoch sein Urteil und schrieb wenig später:

Ich hange noch fest an meinen Grundsätzen; allein ich finde die wenigsten Menschen ihnen getreu: alles ist blinde leidenschaftliche Wut, rasender Partheigeist, und schnelles Aufbrausen, das nie zu vernünftigen ruhigen Resultaten gelangt. Auf der einen Seite finde ich Einsichten und Talente ohne Muth und ohne Kraft; auf der anderen eine physische Energie, die von Unwissenheit geleitet, nur da Gutes wirkt, wo der Knoten zerhauen werden muß.⁸

Solche negativen Äußerungen über den als widersprüchlich empfundenen Charakter der französischen Nation finden sich häufiger. Aus Pontarlier schrieb Forster sogar:

Die Sache zwischen den beiden Parteien, Frankreich nämlich und Deutschland, ist doch nun klar dahin gediehen, daß man bei uns die Vernunft auf den Thron setzen, und bei Euch hinunterwerfen will. Bei Euch tritt man sie mit Füßen, und bei uns wird sie geehrt, sobald sie erkannt wird. Oft freilich verkennt man sie und die Leidenschaft siegt, aber sie kann doch nicht mehr anders als unter der Maske selbst der Vernunft siegen.⁹

Diese Haltung entspricht durchaus der Haltung, die auch andere europäische Sympathisanten den französischen Revolutionären gegenüber einnahmen. Hatten sie sich zuvor euphorisch und wenig differenziert über die gewaltigen sozialen Umstürze geäußert, so

⁸ An Therese Forster, 18.4.1793, AA XVII, 341.

⁹ An Therese Forster, 16.11.1793, AA XVII, 475.

distanzierten sie sich später von den politischen Streitigkeiten unter den Revolutionären.¹⁰

In diesem Kontext sind auch Forsters positive Äußerungen über Frauen zu sehen, die er in Paris kennenlernte. Zu ihnen gehören insbesondere die Frauen der Familie Christie:

Seine Frau und seine Schwester sind bei ihm und, ganz gegen die Art der Engländerinnen, sind sie artig und umgänglich. Die Schwester besonders hat viel Artigkeit und Munterkeit, mit viel Verstand und Bildung.¹¹

Häufig verkehrte Forster mit dieser Familie. Zum Beispiel erwähnte er am 16. April, dass er mit den „Engländerinnen“ in die Oper ging, um *Iphigénie in Tauris* zu sehen. Am 19. Mai erzählte er, dass er mit Christies nach Luciennes zur Familie des Bakiers Le Coulteux gefahren war. Unterwegs las er mit Miss Christie die *Châteaux en Espagne*¹² und äusserte sich sehr positiv über sie:

Das Mädchen hat viel Leichtigkeit und Richtigkeit in ihrem Fassungsvermögen, und Ihre Ideen reihen sich angenehm und ohne Zwang in der Conversation.¹³

Er gab ihr Unterricht in der französischen Sprache und sah sie also des Öfteren. Am 1. Juni war er wieder mit den Christies in Luciennes bei den Le Coulteux und am 23. Juni schrieb er, dass er unter den Damen vor allem Christies Schwester schätze, die eine unglückliche Liebesgeschichte erlebt habe. Er lobte ihre Eigenschaften mit den Worten:

Sie hat ausnehmend viel sanftes und still empfunden-vernünftiges, spricht mit Theilnahme von allem, raisonnirt mit Geläufigkeit und

¹⁰ Über dieses Problem vgl. Marita Gilli, „Les Français vus d'Allemagne pendant la Révolution française“, in: *Cahiers d'Etudes Germaniques*, 22 (1992), 25-37.

¹¹ An Therese Forster, 14.4.1793, AA XVII, 344.

¹² Es handelt sich um *Les châteaux en Espagne* von Jean-François Collin d'Harleville, Paris 1789. Das Stück wurde zunächst im *Théâtre français* gespielt, danach 1793 im *Théâtre de la Nation*.

¹³ An Therese Forster, 19.5.1793, AA XVII, 358.

zuweilen originell, ohne Vorurtheil mit viel Imagination und Gedächtnis [...] Ein solcher Umgang ist mir etwas werth.¹⁴

Es ist möglich, dass Herr Christie eine Verbindung Forsters mit ihr wünschte und ihm daher eine Buchdruckerei in London anvertrauen wollte. Forster erklärte:

Man bietet mich hier an, mich auf die Buchdruckerkunst zu legen und in England die Direction einer Buchdruckerei zu übernehmen; dieser Vorschlag gefällt mir zwar sehr, allein ich sehe deutlich, dass er mich in eine gräuliche Abhängigkeit versetzt, wenn nicht noch interessierte Absichten damit verbunden sind.¹⁵

Und später kam er wieder darauf zurück, dass die Christies „das Buchdruckerprojekt [...] durch häusliche Verhältnisse zu bevestigen gedacht haben mögen“. Obwohl er die Schwester schätzte, schloss er: „dass daraus nichts werden kann, siehst Du ein [...]“¹⁶ Am 23. Juli kündigte er an, dass die Familie bald abreisen werde und er sich freue, dass seine Mission nach der nördlichen Grenze bald anfangen würde, denn er wäre dann völlig allein, während er in diesem Haus viele seiner Bekannten traf.

Unter den Frauen in Luciennes werden besonders positiv auch Frau Le Coulteux, die André Chénier unter dem Namen Fanny rühmte, und ihre Mutter, Frau Pourrat, erwähnt. Aber anscheinend blieb Forsters Kontakt zu ihnen oberflächlich:

Le Coulteux's Frau ist, was man schön nennt, aber ihre Züge machen nicht den Eindruck, den minder schöne mit mehr Geist machen würden. Sie scheint indeß sehr sanft und gut, und nicht ohne Bildung. Ihre Mutter, die vermuthlich einst viel schöner war als sie, scheint eine sehr interessante Frau und besitzt sehr solide Kenntnisse mit einem während eines längeren Aufenthalts in Italien geweckten Geschmack in der Kunst.¹⁷

¹⁴ An Therese Forster, 23.6.1793, AA XVII, 373.

¹⁵ An Therese Forster, 4.6.1793, AA XVII, 362.

¹⁶ An Therese Forster, 23.6.1793, AA XVII, 371.

¹⁷ An Therese Forster, 19.5.1793, AA XVII, 357.

Hierbei ist zu beachten, dass Le Coulteux der reichste Banquier Frankreichs war. Forster selber bemerkt, dass diese Familie ihre Banken überall hatte: in Italien, in Spanien usw. In seinem Château de Voisins wurden Alfieri, Mme de Staël, Benjamin Constant und André Chénier beherbergt.

Dank der Familie Christie konnte er die patriotische Dichterin Miss Williams kennenlernen.¹⁸ Leider äußerte er sich nicht weiter zu ihr. 1790 kam sie am Vorabend des Föderationsfestes am 14. Juli in Frankreich an und war, wie Forster, von diesem Fest begeistert. Auch sie billigte am Anfang die Gewalt in der Revolution, eine Tendenz, die sich auch in Forster *Ansichten vom Niederrhein* finden lässt. 1791 schrieb sie noch:

Si la Révolution de France peut s'achever sans une plus grande effusion de sang, il faut avouer que, malgré quelques exemples affreux de vengeance publique, la liberté de 24 millions d'hommes aura été achetée à un prix infiniment au-dessous de ce que l'expérience et l'histoire nous donnaient le droit d'attendre.¹⁹

Diese schon berühmte Dichterin wohnte mit ihrer Mutter und zwei Schwestern seit 1791 in Paris in der rue Helvétius und lud führende Girondisten wie Brissot, Verniaud und Mme Roland zum Tee ein. Sogar von Miranda war sie fasziniert, ferner war sie Autorin der *Décade philosophique*, einer Zeitschrift, die die Sklaverei und die moderne Kolonisation missbilligte, und engagierte sich als Mitglied der *Société des Amis des Noirs*. Oktober 1793 wurde sie als Engländerin und Freundin der Girondisten verhaftet, konnte aber im Dezember befreit werden und musste Frankreich verlassen. Wenige Jahre später kam sie nach Frankreich zurück und starb in Paris im Jahre 1818 als

¹⁸ Helen Maria Williams wurde am 17. Juni 1769 in London geboren. Mit 17 Jahren hatte sie schon zahlreiche Gedichte geschrieben. Während ihres Aufenthalts in Paris schrieb sie *Letters of the French Revolution, written in France, in the Summer of 1790, to a friend in England*, Boston 1791. Diese Schrift wurde unter dem Titel *Lettres écrites de France à une amie en Angleterre pendant l'été de 1790. Contenant des malheurs de M. du Fossé, traduit de l'anglois par M. Jean de la Montagne*, Paris 1791 ins Französische übersetzt und war also in Frankreich wohl bekannt. Das Werk wurde bis 1795 fortgesetzt.

¹⁹ Ebd., 89.

französische Bürgerin. In ihren Briefen über die Revolution entwirft sie die Geschichte des revolutionären Paris von August 1792 bis Herbst 1795. Sie blieb auf der Seite der Girondisten und griff die Bergpartei, besonders Robespierre, sehr scharf an. Bis zum Ende blieb sie den Ideen der Revolution treu.²⁰

Am 5. April schrieb Forster, dass er Miss Wollstonecraft getroffen habe.²¹ Er fand, dass sie „viel Liantes“ hatte, mehr als andere Engländerinnen.²² Am 13. April wiederholte er, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, diesmal ersparte er sich jedoch jeden weiteren Kommentar. Am 16. April heißt es dann, er habe mit ihr und den Damen Christie *Iphigenie in Tauris* gesehen. Es ist schade, dass er sich nicht mehr über sie äußerte, denn als Autorin eines Buches über die Rechte der Frauen war sie eine Bahnbrecherin des Feminismus. Sie kam in Paris Mitte Dezember 1792 an und verkehrte in dem Kreis von Ausländern und gemäßigten Revolutionären um Helen Maria Williams, Thomas Christie und den Grafen von Schlabrendorf. Leider spricht sie nie von Georg Forster. In dem Haus Christie traf sie Gilbert Imlay, einen amerikanischen Schriftsteller und Hochstapler. Da sie ein Kind von ihm erwartete, ließ er sie als seine Frau und amerikanische Bürgerin registrieren, um sie zu schützen. Sie betrachtete anfangs die Französische Revolution als die Bestätigung der Vernunft und den Triumph der Menschenrechte und gab dieser Begeisterung in mehreren Texten, die die Revolution verteidigten, Ausdruck. Diese Dokumente sind vor allem als Erwiderung auf Burkes Werk zu verstehen. Am Anfang duldeten Wollstonecraft die Gewalt der Revolution weil sie nicht zu verhindern gewesen sei. Da sie jedoch nicht den politischen Ansichten der Bergpartei folgte,

²⁰ Über Helen-Maria Williams, vgl. Lionel-D. Woodward, B.A., *Une adhérente anglaise de la Révolution française, Hélène-Maria Williams et ses amis*, thèse présentée à la faculté des Lettres pour le doctorat d'Université, Paris 1930.

²¹ Mary Wollstonecraft, *A Vindication of the Rights of Men*, London 1790; *A Vindication of the Rights of Women*, London 1792; *An Historical and Moral View of the Origin and Progress of the French Revolution*, London 1794.

²² Wilhelm von Humboldt meinte, Forster habe sich in sie verliebt, was aber nicht auf Gegenseitigkeit beruht habe (*Briefe an eine Freundin*, Berlin 1986, 217).

wurde sie verhaftet, wenig später jedoch als amerikanische Bürgerin befreit. Später heiratete sie Godwin im Jahre 1797 und schrieb einen Roman über das Unglück, eine Frau zu sein, der fast denselben Titel trug wie ihr erstes Werk: *The Wrongs of Woman*. Nach ihrem Tod wurde dieser Roman von Godwin veröffentlicht. Als Frau William Godwins und Freundin Thomas Paines teilte sie Forsters Bewunderung für diese Denker.

II Für Forster bedeutsame Frauengestalten

Interessant ist es, wie Forster sich über Frauen aus dem Volk äußerte. Mit viel Humor erwähnte er in seinem ersten Brief aus Paris die Poissarden:

Sie machten uns gleich gestern früh ihren Besuch, becomplimentirten und küßten uns und wünschten sich Glück zu unsrer Ankunft. Es kostete uns ein Assignat von fünf und und zwanzig Fr. Allein da sieht man doch ein Pröbchen vom pariser Geist.²³

Von den Frauen, die auf den Galerien des Nationalkonvents saßen, den „Strickerinnen“, die aus den Arbeitsvierteln kamen, sprach Forster nie. Abgesehen von einer an späterer Stelle genauer zu betrachtenden Ausnahme, findet man bei ihm allerdings auch keinen Bericht über „blutrünstige Furien“ oder „kannibalistische Weiber“.

Solche Einschätzungen finden sich in den Reiseberichten seiner Zeitgenossen. Zum Beispiel sprach Campe von den „Weibern der Vorstadt St. Antoine“, den „Damen der Hallen“, den „Trödel- und Fischweibern“ und erklärte ihre Grausamkeit mit ihre Schwäche. Er war von dem Zug der revolutionären Frauen nach Versailles sehr betrübt und sah in ihm den Marsch eines Lumpengesindels, das seinen Blutdurst zeigte. Campe war ohne Zweifel gegen eine Beteiligung der Frauen an Prozessen der Politik.²⁴ In seinem Beitrag über „Hyänen oder Heldinnen“ schließt Jörn Garber, dass Campe

²³ An Therese Forster, 31.3.1793, AA XVII, 337.

²⁴ Johann Heinrich Campe, *Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben*, Braunschweig 1790.

„ein Konzept der Familienökonomie favorisiert, das der Frau einen nach ‚innen‘ gerichteten Familienstatus zuschreibt“²⁵. Man findet bei Oelsner dieselbe Einstellung. Anlässlich der Volksrevolution gegen den König schrieb er am 14. August 1792:

Das Jauchzen der Weiber bedeckt die Wehklagen der Todesangst; sie schlürfen, die Weiber schlürfen mit brutaler Wollust das Stöhnen der Sterbenden ein, und des Höllenphyls Trunkenheit dröhnt aus ihrem Munde die letzten Zuckungen der Agonie.²⁶

In seiner Beschreibung sah er in diesen Frauen eine kannibalische Seite und wie Campe erklärte er die Grausamkeit der Frau durch ihre Schwäche. Zu solchen Stellungnahmen hat sich Forster niemals hinreißen lassen.

Am 23. Juli traf er Théroigne de Méricourt und gab eine sehr lobende Beschreibung.²⁷ Schon physisch gefiel sie ihm:

Denke Dir ein 25 oder 28jähriges braunes Mädchen, mit dem offensten Gesicht, mit Zügen, die einst schön waren, es zum Theil noch sind und einen einfachen, edlen, festen Charakter voll Geist und Enthusiasmus verrathen; besonders viel sanftsprechendes in den Augen und Munde. Ihr ganzes Wesen ist aufgelöst in Freiheitssinn, sie spricht unaufhörlich nur von der Revolution, und wohl zu merken, ohne Ausnahme richtig, bestimmt und gerade trafen sie auf den Punct woraufs ankam.²⁸

In demselben Brief erzählte er, wie sie von den „Furien“, die in den Tribunen der Convention saßen, angegriffen wurde. Sie war eine der bekanntesten Figuren der Revolution, der öffentliche Blick auf sie jedoch zwiegespalten: entweder sah man in ihr eine Messaline oder eine Minerva. Zu ihrem Bekanntheitsgrad trug ein Amazonenkostüm bei, das sie nie ablegte, weil sie auf diese Weise die Beschämung, eine

²⁵ Jörn Garber, „Hyänen oder Heldinnen. Zwischen Blutrausch und Märtyrertum : deutsche Sicht des revolutionären Paris – mit einem bösen Seitenblick auf die revolutionären Frauen“, in: *Prisma*, 43 (1989), 54.

²⁶ Konrad Engelbert Oelsner, *Luzifer oder gereinigte Beiträge zur Geschichte der Französischen Revolution*, 2 Bd., o.O. 1797/99. II, 68.

²⁷ Ihr Name war Anna Josèphe Terwagne und sie stammte aus den belgischen Ardennen und nicht aus Luxemburg, wie Forster meint.

²⁸ An Therese Forster, 23.7.1793, AA XVII, 400.

Frau zu sein, überwand. Mit Gilbert Romme hatte sie 1790 einen Klub gegründet, *La société des amis de la loi*, in dem Männer und Frauen wählen durften.²⁹ Im Jahre 1792 hatte sie in Paris als „Freundin der Freiheit“ und „Heldin der Revolution“ einen großen Erfolg, für den sie sogar eine Bürgerkrone bekam. Im März forderte sie, auch Frauen sollten Waffen tragen dürfen. Darüber hinaus schlug sie vor, eine Legion von Amazonen zu schaffen, die am Krieg teilnehmen sollte, woraufhin der Widerstand gegen sie wuchs und weshalb man sie zu tadeln begann. Während des Kampfes zwischen Gironde und Montagne zeigte sie sich als Anhängerin Brissots und wurde deshalb im Mai 1793 von Mitgliedern des Klubs der *Citoyennes républicaines révolutionnaires* öffentlich ausgepeitscht und *in extremis* von Marat gerettet. Im Juni 1794 wurde Méricourt schließlich aus unbekanntem Gründen verhaftet, wahrscheinlich weil sie zu sehr störte. Sie wurde als geisteskrank betrachtet und in eine Irrenanstalt versetzt. Einerseits wurde sie als Heldin der Nation gefeiert, weil sie sich für die revolutionäre Freiheit engagiert hatte, andererseits wurde sie wegen ihres Militarismus' verspottet. Um sie zu diskreditieren, stellte man sie als Lüstling dar und behauptete, sie habe viele Liebhaber gehabt. Ferner erdichtete man Szenen, in denen sie sich als besonders blutgierig gezeigt haben soll. Deshalb nannte man sie Théroigne de Méricourt; sie selber aber beanspruchte diesen Namen nie. Andere versuchten, ihren Ruf zu retten und betrachteten sie als tugendhafte Anhängerin der Revolution.³⁰ Diese Position nahm auch Forster in seiner Beschreibung Méricourts ein. Indem er sie als „Märtiererin der Freiheit“ betrachtete, ergriff er Partei für die Revolutionärin. In seinen Ausführungen erklärte er aber nicht, warum sie misshandelt wurde (eigentlich wurde sie gepeitscht und nicht wie bei ihm beschrieben mit Steinen beworfen) und wir müssen darüber staunen,

²⁹ Diese Gesellschaft wurde nach drei Monaten aufgelöst und Romme tritt dem *Club des Jacobins* bei.

³⁰ Über Théroigne de Méricourt vgl.: Elisabeth Roudinesco, *Une femme mélancolique sous la Révolution*, Paris 1989; Helga Grubitzsch, „Théroigne de Méricourt, révolutionnaire, Minerve ou ‚Amante de de la Nation‘? Réalité de vie et légendes biographiques d’une femme révolutionnaire », in: *Les femmes et la Révolution française*, II, Presses universitaires du Mirail, 93-105; Elisabeth Roudinesco, „Théroigne de Méricourt, histoire de la folie“, ebd., 107-112.

dass er die Anhängerinnen der Montagne, die sie verletzten, als „Furien“ bezeichnete, da er selber zu dieser Zeit schon der Montagne zuneigte. Übrigens betonte er, dass sie aufs Land ziehen wolle, um zu studieren. Insofern sah Forster in Mericourt weniger eine künftige Politikerin, doch schloss er: „Diese Bekanntschaft machte uns allen Vergnügen.“³¹ Am 16. August erwähnte er sie noch einmal zusammen mit Charlotte Corday und bezeichnete beide als „interessante Weiber“, fühlte sich aber nicht ruhig genug, um Weiteres über sie zu schreiben.

Charlotte Corday, die am 13. Juli Marat ermordete, hat Forster nicht persönlich gekannt. Diese Tat war aber so bemerkenswert, dass er sich mehrmals über sie äußerte. Er hütete sich, Partei für sie zu ergreifen oder aber Kritik an ihr zu üben: „Die fanatische Ueberzeugung der Mörderin Marats thut hier nichts zur Sache, sie mag Irrthum oder Wahrheit zum Grunde haben.“³² Er bewunderte aber die Reinheit ihrer Seele, die Heldenstärke, mit der sie alle Folgen ihrer Tat hinnahm. Er wohnte sogar ihrer Hinrichtung bei und fand sie heiter bis auf den letzten Augenblick. Dabei bewunderte er ihre Schönheit als Folge ihrer Unverdorbenheit und beneidete sie sogar um ihren Tod, den er für sich mit den Worten, „Du hast schnell ausgelitten, dacht ich.“³³ kommentierte. Diese Äußerung lässt uns vermuten, dass Forster zu dieser Zeit seinen eigenen Tod befürchtete oder aber so unglücklich war, dass er vielleicht den Tod für sich wünschte. Dies bestätigt sich in dem Brief vom 16. August, in dem er Charlotte Corday kurz erwähnte und schrieb:

Sterben ist gar nichts, was bang machen kann; ich bin es lang überzeugt. Ist der Entschluß einmal gefaßt; der Schmerz ist gewiß geringer als jeder andere, er ist nichts, ich meyne das eigentlich Trennen des Lebens, zumal bey einem Werkzeug, dessen Wirkung so unfehlbar ist wie die Guillotine.³⁴

³¹ An Therese Forster, 23.7.1793, AA XVII, 401.

³² An Therese Forster, 19.7.1793, AA XVII, 395.

³³ Ebd.

³⁴ An Therese Forster, 16.8.1793, AA XVII, 422.

In seinem Brief des 19. Juli erzählt Forster, wie der Maler David die Corday im Gefängnis malte und dabei über ihre Heiterkeit staunte.³⁵ Die Erklärung für ihre Tat sah David in ihrer enthusiastischen Liebe für die Republik und die Freiheit, weshalb er folgerte: „Ihr Andenken lebt bei hunderttausenden, die noch Sinn für einfache Größe haben, selbst unter denen die Marats Rechtschaffenheit behaupten.“³⁶ Man sieht hier, wie sorgfältig Forster seine politische Meinung von seiner Bewunderung für die Frau trennte. In dieser Hinsicht muss man auch Adam Lux erwähnen, der mit Forster als Deputierter des Mainzer Konvents nach Paris gekommen war und seine Übereinstimmung mit Charlotte Corday so laut vortrug, dass er selber guillotiniert wurde.

Adam Lux sah sich selbst als Anhänger Rousseaus. Er erklärte in seinen *Réflexions présentées à la Convention Nationale pour y être lues le lendemain de sa mort*,³⁷ dass er nie nach Paris gekommen wäre, wenn er von dem Streit zwischen Gironde und Montagne gewusst hätte. Er sah in dem Sturz der Gironde eine Konterrevolution und meinte, dass sie die Republik zugrunde richten würde. Er war sicher, dass der Berg später dasselbe Los haben würde. Sehr früh dachte er daran, im Nationalkonvent Selbstmord zu begehen. Auf diese Weise wollte er gegen die Gewalt protestieren. In zwei auf eigene Kosten gedruckten Schriften griff er die Führer der Montagne scharf an.³⁸ Er rechtfertigte darin die Tötung Marats als politische Befreiungstat, wobei er sich durchaus bewusst war, dass er damit sein Leben riskierte. Forster teilte am 23.7.1793 mit, dass Lux mit seinem Vorgehen nicht sehr vorsichtig war:

Seine Absicht ist edel, sein Muth heroisch, sein Gefühl richtig und schön, aber bei dem allgemein herrschenden Mistrauen kann leicht auch

³⁵ Eigentlich irrte sich Forster, denn es ist kein Gemälde Davids von Charlotte Corday bekannt. Dagegen hat sie J. Jhauer am Hinrichtungstag gemalt.

³⁶ An Therese Forster, 19.7.1793, AA XVII, 396.

³⁷ Paris, Archives Nationales, W 293, n° 213.

³⁸ Adam Lux, *Avis aux citoyens français*, Paris 13 juillet und *Charlotte Corday, Paris 19 Juillet*. Sie wurden von G. Wedekind in Straßburg bei Pfeiffer vermutlich 1795 unter dem Titel *Deux mémoires pour servir à l'histoire de la Révolution française* veröffentlicht.

derjenige, der keinen Antheil nimmt an seinem Verfahren, der sogar anders empfindet und denkt, und der eine andere Bestimmung zu haben überzeugt ist, compromittirt werden.³⁹

Und er schloss, obwohl er überzeugt war, dass er keinen Verdacht verdiente: „Ich bin indeßen auf alles gefaßt.“⁴⁰ Wieder sieht man, wie er seine Meinung von seinem Gefühl trennte, und dass er an seinen eigenen Tod dachte, diesmal mehr, weil er sich doch nicht völlig in Sicherheit fühlte. Lux wusste, dass er Forster mit seinen Schriften compromittieren konnte, aber das hielt ihn nicht vom Schreiben ab. Bei seiner Verhaftung meinte Forster:

Der gute Mensch hat ganz den Kopf über dem Mädchen verloren und kennt nichts seeligers als für sie sterben zu müßen und für die Partei, die ihm ausschließlich recht zu haben scheint. Ein Beweis, daß er wirklich zu tief von seinen Empfindungen angegriffen ist [...].⁴¹

Am 27. November berichtete er von dem Tod seines Gefährten:

Adam Lux hat sein Märtyrerrthum für Charlotte Corday muthig vollendet. Er soll vor dem Tribunal sehr unbefangen gewesen seyn, und gesagt haben: er wisse, daß er nach den Gesetzen des Todes schuldig sey, und wolle ihn gern leiden. Auf das Schaffot ist er gesprungen.⁴²

Wieder macht ihn die Verachtung des Todes betroffen und neuerlich bewunderte Forster die Übereinstimmung der Ideale mit einem ethisch konsequenten Verhalten. Und wieder hütete er sich, seine eigene Meinung zu sagen. Der Ausdruck, „die Partei, die ihm ausschließlich recht zu haben scheint“, zeigt, dass er bewusst Abstand nahm. Nicht umsonst fragte er Therese, ob seine Briefe an sie geöffnet wurden.⁴³

Forster hatte Glück, seine Mission im Norden anfangen zu können, denn ansonsten hätte er sicher seinen Umgang mit Schottinnen und

³⁹ An Therese Forster, 23.7.1793, AA XVII, 402.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ An Therese Forster, 24.7.1793, AA XVII, 404.

⁴² An Therese Forster und Ludwig Ferdinand Huber, 27.11.1793, AA XVII, 481.

⁴³ Vgl. An Therese Forster, 23.7.1793, AA XVII, 402.

Engländerinnen teuer bezahlt sowie seine Bekanntschaft mit Frauen, die der Gironde treu blieben und mit Girondisten: keiner seiner Bekannten sympathisierte mit der Bergpartei, sei es Chamfort, Bernardin de Saint Pierre, Condorcet, der Graf von Schlabrendorf, Thomas Paine oder Georg Kerner und Konrad Engelbert Oelsner. Am 31. Mai wurden die girondistischen Abgeordneten verhaftet. Im Oktober 1793 beschloss der Konvent die Verhaftung aller in Frankreich lebenden Engländer und die Konfiszierung ihres Vermögens. Aus diesem Grund wurden auch Mary Williams und Mary Wollstonecraft verhaftet und zahlreiche Girondisten verfolgt: Paine kam trotz seiner amerikanischen Staatsbürgerschaft in die Conciergerie, Condorcet wurde in Abwesenheit zum Tode verurteilt, der Graf von Schlabrendorf, der sich mit Jane Christie verlobt hatte, wurde verhaftet und nur zufällig vor der Guillotine gerettet.

Forster musste also viel Mut haben, um sich für die Bergpartei zu aussprechen. Schon am 13. April schrieb er:

Bis jetzt habe ich noch immer Grund zu glauben, daß die Mitglieder des National-Convents, die den sogenannten Berg ausmachen, ungeachtet sie nicht die zahlreichsten sind, gleichwohl ihre Plane durchsetzen werden. Auch kann ich mich nicht enthalten zu glauben, daß ihre Gegner sich mehr als sie mit Intriguen und heimlichen Machinationen abgeben, ja sogar Dumouriez durchgestochen haben.⁴⁴

Er wusste, dass die meisten Bekannten, die er hatte, der entgegengesetzten Meinung waren, fand sich also desto unparteiischer. Und er schloss:

Ich läugne nicht, dass die Bergbewohner sich oft von einer unvortheilhaften und unpolitischen Seite zeigen; allein bei dem allen scheinen sie mir unbefangener als die anderen, und unläugbar haben sie mehr Kraft und Entschlossenheit.⁴⁵

Wenn man bedenkt, dass Forster die Moral von der Politik nicht trennte und wie hoch er die Moral schätzte, versteht man, warum er nicht für die Gironde eintrat, die er aller Intrigen beschuldigte. Da er

⁴⁴ An Therese Forster, 13.4.1793, AA XVII, 343.

⁴⁵ Ebd.

sich in diesem Punkt von seinen Bekannten abhob, kann man sagen, dass seine politischen Gedanken nicht immer konform gingen mit seinen Emotionen. Dies gilt auch für die Frauen, die er traf. Man muss sich auch darüber wundern, dass er gern mit den Le Coulteux verkehrte, der Familie eines reichen Banquiers, wenn man bedenkt, dass er fünf Monate später an Huber schrieb:

Die Verachtung des Geldes, des Reichthums, der Habe ist nicht mehr Neid, nicht mehr Heuchelei, der Reiche selbst ist davon angesteckt, der Reichthum, den er nicht mehr geniessen kann, ist fast wie gar keiner, sein Werth ist hin. Luxus und Aufwand ehren ihren Mann nicht mehr, sie entehren ihn. [...] In dieser Revolution im Denken liegt die Kraft der Republik. Keine Maßregel, welche die Reichen angreift, ist jetzt ihres Erfolgs ungewiß. Wir werden es bald erleben, daß die Nation alles Reichthums in Frankreich Depositair seyn wird, und alsdann realisirt sich, freilich anders als man gewöhnlich versteht, aber doch bis auf die Modification der Art und Weise, immer noch im eigentlichen Verstande, die lacedämonische Republik und Familienschaft in einem Haufen von vierzig Millionen.⁴⁶

III Fazit

Der Umgang mit Frauen in Paris bestätigt also, dass Forster nicht blind war für die Schönheit der Frauen oder wenigstens für ihre Anziehungskraft, die er immer mit ihren Geistesfähigkeiten verband. Seit seinem ersten Aufenthalt in Göttingen war er es gewohnt, mit gebildeten Frauen zu verkehren und hatte dadurch keine verachtende Haltung dem schönen Geschlecht gegenüber. Die Frauen, die er in Paris traf oder von denen er sprach, waren Anhängerinnen der Französischen Revolution, Frauen, die fähig waren, zu denken und manchmal auch zu handeln. Deshalb war seine Meinung über sie so positiv, auch wenn ihn seine politischen Ideen von diesen Frauen trennten. Andererseits bestätigt sich in seinen Äußerungen über sie, dass er Gefühl von Politik trennte, was seinen Höhepunkt in den Bemerkungen über Adam Lux erreichte. Endlich wurde er in seinen Überlegungen über den Tod der Charlotte Corday dazu veranlasst, an

⁴⁶ An Ludwig Ferdinand Huber, 15.11.1793, AA XVII, 473.

seinen eigenen Tod zu denken und eine gewisse Verachtung des Todes zu zeigen, die er jedoch nicht empfand, als er etwas später seinen Tod herannahen sah. Insgesamt bringt der Umgang mit Frauen in Paris die Mannigfaltigkeit seiner Persönlichkeit ans Licht.

**In dem Ozean der Männlichkeit.
Die Defiguration geschlechtlicher Identität in Ina Seidels
Das Labyrinth (1922)**

Anke Gilleir

I „Ein Strahl der Dichtersonne“

Thema des vorliegenden Aufsatzes ist Ina Seidels historischer Roman *Das Labyrinth* (1922) und die Genderinszenierung seines Protagonisten Georg(e) Forster. Wie Helmut Scheuer in einer eingehenden Analyse dieses Romans andeutet, fällt nicht nur das als tragisches Schicksal geschilderte Leben des Weltumseglers auf, sondern auch eine gewisse geschlechtliche Hybridität in der fiktionalen Charakterisierung: Seidels Forster ist ein zögernder Mensch, ein „beinah weicher, ja ‚weiblicher‘ Georg Forster“, der dem männlichen Ideal der Autorin in vielerlei Hinsicht widerspricht.¹ Damit wird das allgemeine Thema der diesjährigen Forster Studien umgedreht: nicht um die Frauen im Umfeld Forsters handelt es sich, sondern um Forster im Umfeld der Frauen. Die Inversion ist kein bloßes Wortspiel. Es ist die Rede von einem grundsätzlich anderen Machtverhältnis und somit von einem abermals odifizierten Forster-Bild, das zu den vielen Schwankungen in der Darstellung Forsters im Laufe des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts passt.² Nach diesem Machtverhältnis wurde das Politische, Wissenschaftliche, Ästhetische oder Psychologische in der Forster-Überlieferung anders gewichtet und je nachdem kommen Frauen – vor allem diese eine, Therese Huber – mehr oder weniger in den Blick.

1 Helmut Scheuer, „Der verführte Verführer. Ina Seidels Georg-Forster-Porträt in *Das Labyrinth* (1922)“, in: *Georg-Forster-Studien VII* (2002), 61-88, hier 83.

2 Siehe dazu: Helmut Peitsch, „Liberaler Humanismus im imperialistischen Deutschland. Albert Leitzmanns ‚Klassiker‘ Georg Forster im Kontext“, in: *Georg-Forster-Studien VI* (2001), 213-232.

Was das Verhältnis zwischen Politik und Erotik angeht, lassen sich zwischen deutscher und französischer Kultur beträchtliche Unterschiede nachweisen. Spuren einer ‚libertären‘ Attitüde, bei der die Seriösität eines Menschen nicht durch seine erotischen Betätigungen beeinträchtigt wird, gibt es in der dominant bürgerlichen Attitüde des „langen neunzehnten Jahrhunderts“ in Deutschland viel weniger als in Frankreich. Nicht zuletzt Herder, der in seiner Kulturkomparatistik die französische ‚Frauenherrschaft‘ im Nach-barland laut bemängelt, hat sich als Wegbereiter eines national-moralischen Habitus erwiesen. Trotzdem sind nicht alle Bilder historischer Protagonisten in Deutschland ohne Frauen. Schiller erscheint zwar immer wieder als keusche Gestalt, Goethe jedoch, Held der bürgerlich geprägten Kultur des späten neunzehnten Jahr-hunderts, liefert das Beispiel eines Großen, dessen Leben durchaus von Frauen bevölkert wurde. Doch die weibliche Anwesen-heit in Goethes Biografie wurde insofern kaum als Problem empfunden, da sie entweder Zeichen seiner Fähigkeit zur tiefen Leidenschaft war und/oder seine Fähigkeit zur geistigen Beherr-schung belegte. Die Aura Goethes hat gar mancher Frau Unsterblichkeit gebracht: So der Fall Friederike Brion, Muse der frühesten Sturm- und Drangzeit Goethes, die er jählings verließ, aber die dafür postum (1866) in ihrer Heimatstadt ein Denkmal erhielt mit der Aufschrift: „Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie, so reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieb.“³

Die Frage, wer sich in wessen Umfeld befindet, stellt sich in der Forster-Überlieferung entschieden anders als bei Goethe. Forsters Beziehungen zu Frauen erscheinen weder als Zeichen jener bürgerlichen Ich-Bildung mit seinem System von Selbstzwängen⁴ noch als Beleg einer enormen Anziehungskraft, sondern lediglich als Schwäche, die im Laufe der Zeit entweder verurteilt, verdrängt oder entschuldigt werden musste.⁵ Der Anspruch, Forster im Umfeld der

³ *Friederike Brion*, Luise F. Pusch, Institut für Frauenbiographieforschung, URL:<http://www.fembio.org/biographie.php/frau/biographie/friederike-brion/>, 02.03.2009.

⁴ Klaus Theweleit, *Männerphantasien.Frauen, Fluten, Körper, Geschichte*, II, Reinbek bei Hamburg 1980, 316.

⁵ Peitsch, Georg Forster im Kontext, 229.

Frauen‘ zu betrachten, kann aber noch anders verstanden werden. Gemeint sind dann nicht die historischen Frauen in seinem Leben, vielmehr soll es um die Darstellung Forsters im literarischen oder historischen Werk von Frauen gehen – eine Perspektive, die im Hinblick der geringen Zahl von Historikerinnen und Literatinnen bis in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts nicht direkt auf der Hand liegt. Darüber hinaus lässt sich am Anfang der Forster-Rezeption der eine Bereich nicht ganz vom anderen trennen, wie Therese Huber und ihre Tochter Therese Forster belegen, die sich mit Forsters historischer Überlieferung befassten. Dennoch erscheint die Gestalt Georg Forster im frühen wissenschaftlichen Werk von Autorinnen wie Sophie Pataky (1860-?), Christine Touaillon (1878-1928), Ricarda Huch (1864-1947) oder Margarete Susman (1872-1966), die sich jeweils dem Leben historischer Frauen, namentlich den Romantikerinnen, zuwandten und dabei Forster als biografische Nebengestalt figurieren lassen.

Ina Seidels Roman *Das Labyrinth* passt nicht ganz in diese Reihe von Darstellungen, in denen Forster zwischen den Frauen erscheint: nicht Passant in einem Frauenleben ist er hier, sondern Hauptgestalt eines umfassenden historischen Romans. *Das Labyrinth* war Seidels Debüt als Romanschriftstellerin. Zwar zeitigte das Werk nicht den enormen Erfolg ihres späteren Romans *Das Wunschkind* (1930) und wird bis heute auch kaum in der Literaturwissenschaft beachtet, dennoch war der Forster-Roman der Anfang einer gelungenen Laufbahn als Autorin.⁶ Im Hinblick auf die Geschichte der Forster-Rezeption könnte man sich fragen, warum Seidel sich einer derart marginalen und umstrittenen historischen Gestalt zuwandte. Wie aber Helmut Scheuer andeutet, genügt ein Blick auf die Zeitumstände – die Niederlage 1918, die politische und wirtschaftliche Instabilität und die französische Besetzung des Ruhrgebietes –, um zu ergründen, warum ein historischer Protagonist thematisiert wird, der Mitbegründer der ersten Republik auf deutschem Boden war und mit den Franzosen über die Annexion des Rheinufers verhandelte. Wie in *Das Wunschkind*, der im Zeitalter der napoleonischen Kriege spielt,

⁶ Vgl. Scheuer, „Ina Seidels Georg-Forster-Porträt“, 62-63; Karl August Horst, *Ina Seidel. Wesen und Werk*, Stuttgart 1956, 80.

werden auch in *Das Labyrinth* Geschichte und Aktualität verknüpft. Damit gewinnt Seidels Roman an politischem Wert und kann als intellektuelle Stellungnahme im politisch-nationalen Diskurs betrachtet werden. Ähnlich lautend heißt es bei Scheuer :

Die vielen historischen Romane in der Weimarer Republik müssen auch als literarische Krisendiskurse gelesen werden, die einen Ausweg aus einer Unverstandenen Gegenwart und mit der 'guten' Vergangenheit einen Aufbruch in einer bessere Zukunft verheißen.⁷

Die Tatsache, dass eine Frau sich über die Literatur politisch äußert statt mittels politischer Pamphlete, entspricht den Genderverhältnissen der konservativen Kultur, die, wie Stefan Breuer sagt, nahezu ohne weibliche Protagonisten ist. Politisches Engagement von Frauen hatte zwar im Anlauf zur 1848er Revolution einen Anfang genommen, verschwand jedoch bald wieder von der Bildfläche und nach der Jahrhundertwende gab es in Deutschland keine solche Tradition.⁸ Dennoch gibt es, wie gesagt, nicht nur maskulin-politische Rhetorik im Sinne Oswald Spenglers.⁹ Erweitert man die Definition der intellektuellen Gattungen und zieht auch die vielen literarischen Texte, die sich zu Problemen und Fragen der Zeit äußern, in Betracht, dann ergibt sich ein Gruppenbild mit (einigen) Damen wie zum Beispiel Ina Seidel. Die Tatsache, dass Georg Forster keine

⁷ Scheuer, "Ina Seidels Georg-Forster-Porträt", 72.

⁸ Spenglers *Untergang des Abendlandes* wimmelt, wie so viele kulturtheoretische Abhandlungen aus jener Periode, von geschlechtlichen Metaphern. Gleiches zeigt das Beispiel Hans Freyers, der in *Pallas Athene* (1935), über den Staat feststellt, er sei „fortpflanzungsfähig, wenngleich auf eine höchst männliche und zölibatäre Weise. [...] er schafft eine Tradition und ist eine Rasse nicht der Mütter sondern des Geistes.“ Hans Freyer, *Pallas Athene. Eine Ethik des politischen Volkes*, Jena 1935, 76. Zur Geschichte der Frauenemanzipation in Deutschland siehe: Ute Frevert, *Women in German History, from Bourgeois Emancipation to Sexual Liberation*, Oxford 1997.

⁹ Barbara Vinken kommt zur Schlussfolgerung, dass Seidel „keine Politik macht, sondern Romane schreibt“, was aber m. E. eine zu scharfe Abgrenzung zwischen Literatur und Politik beinhaltet. Siehe: Barbara Vinken, *Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos*, München 1991, 254.

prominente historische Identifikationsgestalt ist, gibt der Autorin darüber hinaus Freiraum im Entwurf ihres Protagonisten im Hinblick auf ihre politische Botschaft: die historische Gestalt ist nicht durch eine kanonisierende Historiografie fixiert worden und erweist sich dennoch als genügend politisch, um relevant zu erscheinen.

II “Ozean der Männlichkeit”

Die Frage nach der Konstruktion oder Defiguration von geschlechtlicher Identität wird durch die Sprache des Romans provoziert. Die mit geschlechtlichen Metaphern und Körperbildern durchtränkte Prosa steht im Einklang mit jener obsessiven Rhetorik um Männlichkeit und Weiblichkeit, die so kennzeichnend ist für das Krisengefühl der Moderne.¹⁰ Die Hauptgestalt George Forster erscheint in diesem Zusammenhang als Verkörperung der Geschlechterverwirrung und als Ausdruck der Verunsicherung traditioneller Identitätsbildung. Das zeigt beispielhaft Forsters Begegnung mit Therese Heyne. Hier wird nicht nur auf eine sprichwörtliche Unbeholfenheit gegenüber Frauen hingewiesen, die in Anbetracht seines bisherigen Lebenslaufs plausibel ist, sondern in existenzieller Begrifflichkeit heißt es:

Georg Forster kannte nicht die Frau. Er hatte unter Männern gelebt, solange er denken konnte. Was hatte die Mutter, was hatten die Schwestern bedeuten können, in dem Ozean von Männlichkeit, den Reinhold Forster darstellte? Verschlingt nicht das Meer die süßen Gewässer der Ströme?¹¹

Ina Seidels dominante Wassermetaphorik erinnert an jenen protofaschistischen Diskurs, in dem Unterschied und Ungleichheit der Geschlechter in Flut-Metaphern ausgedrückt und tradiert wird. In Klaus Theweleits bekannter Diskursanalyse *Männerphantasien* wird gezeigt, wie sich in dieser autoritären Sprache die männliche Individualität gegenüber Frauen profiliert, die als Bedrohung empfunden

¹⁰ Hannelore Bublitz, Christine Hanke, Andrea Seier, *Der Gesellschaftskörper: zur Neuordnung von Kultur und Geschlecht um 1900*, Frankfurt 2000.

¹¹ Ina Seidel, *Das Labyrinth*, Stuttgart 1965, 222.

werden. Frau und Weiblichkeit fungieren als zerstörende Kraft der männlichen Subjektgrenzen, die mit Hilfe von Bildern verschlingender Fluten und Dammbrüche bezeichnet wird. Auch wenn, so Theweleit, durch die Isolierung der Geschlechter – Frauen sind immerhin aus der Öffentlichkeit ausgesperrt – im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts die „Furcht vor Überflutung“ nicht immer mit konkreten Frauen verknüpft wird, ist Weiblichkeit dennoch das umfassend bedrohende Prinzip,

[...] das [den Mann] von außen als rote Flut, von innen als abgründiger Strudel schrecklicher Wünsche zu überschwemmen und aufzulösen versucht.“¹²

Wenn, anders gewendet, das Objekt Frau in diesen Angstvorstellungen abstrahiert wird, ist die Bedrohung der männlichen Einheit dennoch weiblich konnotiert. Die politische Konnotation dieser Wasserimagination zeigt Helmut Scheuer in seiner Seidel-Lektüre, in dem er einen frühen Aufsatz Ina Seidels in *Westermanns Monatsheften* zitiert, in dem die Autorin ihre Angst vor der drohenden Revolution folgendermaßen ausdrückt:

Ist die rote Flut der Revolution, die Deutschland heute bedeckt und aufwühlt, dieselbe, die vor fast anderthalb Jahrhunderten, vom Westen kommend, über uns hinging [...]. ? Ist es dieselbe, die nun in gewaltigem Rückprall, von frischem Blut geschwellt, aus Osten wiederkehrend, uns umwogt und brüllend begehrt, auch ihr altes Becken in Frankreich wieder zu füllen?¹³

Auch der Protagonist Forster in Seidels Roman empfindet die Konfrontation der männlichen mit der weiblichen Welt als eine Flut-Bedrohung, wobei aber nicht festes Land (Mann) gegen Wasser (Frau) zu schützen ist, sondern ein Konflikt zweier Gewässer aussteht: das verschlingende Meer der väterlichen Omnipräsenz wird den süßen Gewässern der weiblichen Ströme gegenüber gestellt. Mehrere Aspekte sind hier bedeutungsvoll. Der Unterschied

¹² Klaus Theweleit, *Männerphantasien, II: Frauen, Fluten, Körper, Geschichte*, Stroemfeld 1977, 376.

¹³ Ina Seidel, „Revolution in Mainz (1792-93)“ (1920) zit. n.: Scheuer, „*Ina Seidels Georg-Forster-Porträt*“, 67. (Hervorhebung A.G.)

zwischen dem ewigen Wogen des Ozeans, Sinnbild unstillbaren Verlangens, und dem fließenden Quellwasser, Ausdruck einer friedlichen Dynamik, unterscheidet die Temperamente der zwei Geschlechter. Die Andeutung „süße Gewässer“ bezeichnet eine Empathie mit jener imaginierten Welt der Frauen, die erkennbar und fruchtbar erscheint. Zugleich aber mutet die Tatsache, dass sowohl die Frauen wie der Mann in Wassertropfen dargestellt werden, als Bildwucherung an, als Zeichen einer Angst, die Forsters gesamte Wahrnehmung infiziert hat. Der Protagonist hat sich zwar die maskuline Metaphorik, die Wasser als weibliche Bedrohung des fest abgegrenzten Individuums beschreibt, zu eigen gemacht, vermag dieser Sprache jedoch keinen Halt zu bieten. Die Wasserbilder haben ihr pädagogisches Ziel verfehlt: sie wuchern und evozieren eine Welt, in der es letztendlich nur noch Wasser gibt. Die Rhetorik als Sicherung der Gendergrenzen, die normativ als Voraussetzung gesellschaftlicher Integration gelten, ist Foster abhanden gekommen: eine Flut ist überwältigender als die andere, aber alles scheint Flut geworden zu sein. Mit dieser Bilderverwirrung wird auch das politische Durcheinander angedeutet, das den Protagonisten begleitet.

Es ist bedeutungsvoll hier die Erzählperspektive in Betracht zu ziehen. Die Geschichte des Forsterschen Labyrinths wird konsistent aus dem Blickwinkel der Protagonisten erzählt und außer einiger Ausnahmen wird auf eine Zentralperspektive verzichtet. Dominant ist die Innensicht George Forsters, über dessen Blick der Leser nicht nur erfährt, was in seinem Leben geschieht, sondern vor allem, wie er die Welt erlebt. Seidels Roman erweist sich insofern als moderne Erzählung, als auf die symbolisch-moralische Autorität eines auktorialen Erzählers verzichtet wird und die fiktionale Welt immer wieder als subjektive Perzeption erscheint. Da Forsters fiktionale Biografie ab den Kinderjahren bis zur Todesstunde erzählt wird, wechselt die Erzählperspektive entsprechend im Laufe der Erzählung. So fängt die Geschichte mit dem Blick des Kindes an. Das erste Ereignis aus Forsters Leben ist die Entzifferung der „sonderbaren Zeichen“ auf den Büchern des Vaters durch den fünfjährigen Knaben. Dem noch nicht lesekundigen, fantasiereichen Kind werden die Schriftzeichen zu „Gestalten“, die entweder Angst oder Freude einflößen:

manche [...] waren wie Tiere mit festgestemmen Beinen und steilgestreckten Schwänzen; andere dickköpfig und menschlich [...] Eins war wie eine brennende Kerze und zwei von liebenswürdiger Brezelgestalt. Gewissen Lieblingen hatte er bald eigene zärtliche Namen verliehen, so gab es ein „Pilzchen“ und ein „Tönnchen“, ein „Kugelrund“ und einen „Butterkringel“ unter ihnen. [...] Einen liebte er gar nicht, einen bösen Zickzack, der ihn anzuzischen und ihm ins Gesicht zu springen schien.¹⁴

Im Laufe des Romans verändert sich die Perspektive des Kindes, entwickelt sich zu der des jungen Mannes, der die Südseeerise erlebt und nach Deutschland, Polen und wieder nach Deutschland zieht. Abschließend sieht man ihn als Vierzigjährigen, der im Pariser Krankenbett fiebernd und vereinsamt die letzten Stunden in der imaginären Gesellschaft seines toten Freundes Larry erlebt:

Er dachte an die Mutter, die nun alt war. Er dachte an seine Kinder. Er wußte, daß er nicht an Therese und den Vater zu denken brauchte, weil Larry das nicht duldete. Larry war stets im Zimmer. Manchmal in der Dämmerung ließ er sich sehen, er arbeitete in unsichtbarem Takelwerk und Wind war in seinen Haaren [...].¹⁵

Die Darstellung der Welt aus einer ‚inneren‘ Perspektive zeigt die Beschränkungen eines jeden Einzelnen in seiner Betrachtung der Außenwelt und kann als Verunsicherung jeglicher auktorialen ‚Wahrheitsprinzipien‘ verstanden werden, die in der traditionellen – realistischen – Romanform eine sinnhaft zusammenhängende Welt evozieren. Andererseits ist die Darstellung des Romangeschehens aus konsequent personaler Perspektive – ob nun mittels freier indirekter Rede, innerem Monolog oder Bewusstseinsstrom – ebenso das Mittel, um ein durchaus problematisches Verhältnis zwischen Protagonist und Außenwelt auf ‚authentische‘ Weise zu zeigen. Voraussetzung der unzuverlässigen Erzählung ist allerdings, dass der Leser die Lage entsprechend einschätzen kann:

When our values conflict with those of the text, we either will alter ours or resist those of the text (in whole or in part). The ethical dimension of the story involves the values upon which the authorial audience's judge-

¹⁴ Ina Seidel, *Das Labyrinth*, 9-10.

¹⁵ Ebd., 475.

ment are based, the way those values are deployed in the narrative, and, finally, the values and beliefs implicit in the thematizing of the character's experience.¹⁶

Im Hinblick auf die naive und immer wieder von den Tatsachen überholte Wahrnehmung George Forsters scheint es nicht plausibel, dass der Roman die Ansichten der zeitgenössischen Leser hätte verändern können. Betont wird ja immer wieder die imaginäre Dimension von Forsters Blick. Die erzählte Welt in Seidels Roman weicht von den Normen des „implied author“ ab und das Maß der Abweichung bestimmt gerade die gesellschaftliche und psychologische Isolierung des Protagonisten.

Seidels Roman schildert die Spannung zwischen einem schwierigen, aber außerordentlich erfüllten Leben einerseits und der Rückkehr zwanghafter Gedanken beim Protagonisten andererseits, die subtil, aber sicher den Eindruck einer psychischen Paralyse vermitteln. Emblematisch ist hier das Motiv des Labyrinths. Von Anfang bis Ende erscheint es in der Gedankenwelt Forsters und fungiert als Ausdruck einer verfehlten inneren Entwicklung. Das Labyrinth-Motiv hat in den unterschiedlichen Lebensphasen des Protagonisten jeweils unterschiedliche Bedeutungsnuancen und ist demnach als Metapher immer wieder kontextuell zu deuten. Dennoch ist die frequente Wiederholung des Wortes Zeichen seiner psychischen Gefangenschaft, die ironisch mit seinem physischen Weltüberblick kontrastiert.

So ist das Labyrinth am Anfang der Geschichte Teil einer Kinderphantasie, die ihrerseits in einer Schauergeschichte wurzelt, welche auf den empfindlichen Jungen einen besonderen Eindruck gemacht hat:

Auf Kreta aber, eine Insel, an sich schon furchtbar dadurch, daß sie um und um, so weit man sehen konnte, von Wasser umgeben war und gewiss gestaltet wie die Gräte eines Schellfisches, vielleicht auch ähnlich riechend, auf Kreta stand derweilen das Labyrinth mit den tausend

¹⁶ James Phelan, *Narrative as Rhetoric. Technique, Audiences, Ethics, Ideology*, Columbus 1996, 100.

verschlungenen, ineinandergeschobenen Gängen, in denen die armen Ausgesetzten umherirrten. Hungernd, denn das letzte Stückchen Brot aus Athen in Attika war längst verzehrt, und ganz im Dunkeln und ohne ein warmes kleines Bett, in dem man sich die Decke über den Kopf ziehen konnte zum Schutz vor dieser Dunkelheit. Und im Dunkeln immerfort das tobende Geheul des Minotauros, der so unvorstellbar schrecklich gestaltet war, der auf sie wartete, irgendwo auf sie wartete im Kerne dieser Nacht [...].¹⁷

Das Labyrinth wird zum Inbegriff bekannter Kinderängste: Schmerz, Hunger, Dunkelheit, Übelkeit, Verlust-, Verlassens- und Trennungsangst, Angst vor lauten Geräuschen, kurzum Ängste die im Leben eines Kindes auftreten und wieder verschwinden. Bemerkenswert ist indes die Feststellung, dass in diesem Fall die Angst des Kindes dadurch erhöht wird, dass das Labyrinth sich auf einer Insel befindet und durch bedrohendes und unüberschaubares Wasser umgeben wird („um und um“, „so weit man sehen konnte“). Obwohl menschliche Ängste normalerweise keiner logischen Regel gehorchen, scheint es dennoch fremd, dass ein Kind sich vor dem Wasser fürchtet in Anbetracht eines Labyrinths, aus dem man sowieso nie entkommen kann, zumal nicht auf Kreta, wo einen am Ende erwartet, vom Minotauros verschlungen zu werden. Das magisch geprägte Bewusstsein des kleinen Jungen verschmilzt hier aber mit jenen kulturellen Schreckensbildern der bedrohenden Weiblichkeit (die nicht nur formlos und flüssig ist, sondern auch ekelhaft), gegen die er sich als Mann wappnen und die er überwinden soll.

In diesem Zusammenhang ist auch die Kindheitserinnerung an die Starostin von Bedeutung, jene Frau, die das Kind Forster immer wieder in erstickenden Umarmungen festhält, wie die unheimliche Begegnung des Kindes mit der Tatarin während der Russlandreise. Beide Erlebnisse verstärken das Trauma der bedrohenden weiblichen Körperlichkeit. Die kinderlose polnische Gutsherrin überrascht den spielenden Knaben öfters mit einer innigen Umarmung, wobei sie den Kleinen immer wieder eng an das Dekolleté schmiegt. Viel unheimlicher ist die Begegnung mit der Tatarin, in deren Obhut der Vater seinen Sohn auf dem Weg nach Sankt-Petersburg für einige

¹⁷ Ina Seidel, *Das Labyrinth*, 18.

Stunden zurücklässt. Während diese Frau eine Tasse Tee nach der anderen trinkt, lacht sie ihn mit „geschwärtzten Zähnen“ freundlich an, ohne dass das Kind es aber wagt, sie anzuschauen. Als er sie schließlich doch anschaut, erschreckt er zutiefst:

Nun hatte er doch hinübergesehen und war tödlich erschrocken: das Gesicht seiner Wirtin löste sich auf, es rieselte ihr von der Stirn, zog Bahnen durch ihre kohlschwarzen Brauen und rosigen Wangen, ja selbst ihr lackroter Mund ward verschmiert, wie eine klaffende blutige Wunde. Mein Gott, was war nur geschehen? Sie schwitzte [...]¹⁸

Dieses groteske Bild der Weiblichkeit verfolgt Forster sein ganzes Leben, und kein äußerer Umstand, keine Begebenheit bewirkt die Überwindung des Traumas. Sogar im Augenblick seiner größten Bekanntheit in Deutschland, als sich ihm alle Türen zu öffnen scheinen, drängen sich störende Erinnerungen an die Frauen aus seinen Kinder- und Jugendjahren auf und es gelingt ihm nicht „diesen Hexensabbath von Erscheinungen“ zu unterdrücken, jene „Träume von neuseeländischen Weibern, die ihn von Zeit zu Zeit überfielen wie ein Alp“¹⁹(223). Frauen bleiben unheimlich, sogar die ‚deutsche‘ Therese, die auf den ersten Blick wenig mit dem beängstigenden „Hexensabbath“ gemein zu haben scheint, aber dennoch unbewusst damit assoziiert wird:

Er sah vor Augen die wilden, schönen Menschen der Inseln, spürte ihre erregende Ausdünstungen, dachte an die Starostin, an die Tatarin, lief zu Therese, um sie an sich zu pressen [...].²⁰

Silvia Bovenschen weist nach, dass das Phänomen des Hexenmythos und die Angst vor Frauen als Hexen in der europäischen Kultur bis zur Frühaufklärung immer wieder als Symptom einer in Unordnung geratenen Welt zu deuten sind. Grundsätzlich ist es das Krisensignal einer raschen Modernisierung, die den *Ordo mundus* überfällt:

[...] Herausbildung neuer Produktionsmittel und -techniken, erstarkende Geldwirtschaft, Bevölkerungszuwachs, enormer Frauenüberschuss, Verelendung und Brutalisierung breiter Bevölkerungsschichten - : das

¹⁸ Ebd., 51.

¹⁹ Ina Seidel, *Das Labyrinth*, 223.

²⁰ Ebd., 300.

alles schuf das hochexplosive Gemisch jener Zeitspanne, in der zur Verblüffung vieler Historiker der Feldzug gegen das weibliche Geschlecht möglich wurde.²¹

Obwohl hier vom Übergang in die Frühneuzeit die Rede ist, lassen sich – *mutatis mutandis* – Parallelen zum Krisengefühl der Nachkriegszeit der 1920er Jahre und jener entsprechenden Verunsicherung der Geschlechteridentitäten nachweisen. Das Hexenbild hat zwar als Kulturtypologie in Europa seine Glaubwürdigkeit verloren, indes schleicht es sich aus exotischen Gebieten der Urkultur als längst Verdrängtes in die Welt der Rationalität wieder ein, in der Seidels Romanwelt angesiedelt ist. Die normalen Kinderängste, durchtränkt und vertieft durch eine Genderideologie, die dem Mann einprägt sich gegen die bedrohende Körperlichkeit des Weiblichen zu wehren, werden hier verstärkt durch die Begegnungen des jungen Mannes mit anderen Kulturen, sodass sie letztendlich noch den Erwachsenen peinigen. Der normale Mechanismus wäre, dass er sie als Feindbild enttarnt und sich mittels eines maskulinen Identifikationsmodell gegen sie wehrt. Das Umgekehrte scheint aber statt zu finden: das Trauma der ‚Flut‘ der Frauen wird zum Teil verinnerlicht und bewirkt eine Identifizierung mit dem Weiblichen. So heißt es in Anbetracht der „Stadt der Frau“²² Göttingen:

[...] das war die einzige Stadt unter dem Himmel Europas, die diesen bezaubernden Schimmer hatte, die Rauschduft atmete, die Erregungen ausstrahlte, jenes Fluidum, das einen geliebten Körper umgibt.²³

Es ist ironisch und zugleich Zeichen fehlender Selbsterkenntnis, dass Forster hofft, mit Hilfe einer Frau aus dem Labyrinth zu entkommen: das Labyrinth ist ja zum Teil die „Stadt der Frau“. Keine Ariadne kann ihn hinausführen, weil sie Teil des Labyrinthes ist, in das er durch verfehlte Genderidentifikation geraten ist, und das ein Aspekt seines Selbst ist:

²¹ Silvia Bovenschen, „Die aktuelle Hexe und der Hexenmythos. Die Hexe: Subjekt der Naturaneignung und Objekt der Naturbeherrschung“, in: *Aus der Zeit der Verzweiflung. Zur Genese und Aktualität des Hexenbildes*, hrg. v. Becker, Bovenschen, Brackert u.a., Frankfurt 1977, 259-312, hier 277.

²² Ina Seidel, *Das Labyrinth*, 224.

²³ Ebd.

Es war – ach, es war die Angst des im Labyrinth Verirrten, des Ausgelieferten, Verlorenen. Aber nun kam ja Ariadne – nun kam – Ariadne [...].²⁴

III Heimliche Neigung

Die ‚falsche‘ Identifikation des Protagonisten mit dem „Fluiden“ des Weiblichen, wodurch er – Seidels Romanrhetorik entsprechend – die männliche Vervollkommnung verfehlt, zeigt sich auch im „homo-social bonding“, das aber kein Spiegelbild männlicher Stilisierung bietet, sondern Forsters feminine Rolle nur noch schärfer in den Blick rückt. So wird erzählt, wie der Neunjährige, häufig vom Vater alleine gelassen und in der Schule verhöhnt wurde und dass er in Sankt-Petersburg vereinsamt, bis ihn eine „heimliche zitternde Neigung zu einem viel älteren Knaben, einem großen, faulen Schlingel [...]“²⁵ erfüllt. Diese kindliche Begeisterung für einen älteren Freund ist nicht der Anfang eines männlichen Verhaltens-musters, sondern wirkt in Forsters Fall als homoerotische Schablone, die sich in seinem Leben mehrmals zeigt und seine feminine Identifikation begründet. Während der Reise um die Welt wird der junge George Forster von James Cook in Schutz genommen. Dieser nennt ihn neckend „Lady George“²⁶ und drückt so die latente Femininität, die Seidels Forster-Bild kennzeichnet, aus. Forsters Blick auf Cook trägt also im Roman durchaus Zeichen der Verliebtheit. Schwärmerisch nimmt er wahr, wie dessen „Mund zu einer schönen schmalen Linie geschlossen ist“²⁷. An anderer Stelle fragt er sich verzweifelt: „Er liebte Cook. Liebte er ihn?“²⁸.

Im Verhältniss zum Leichtmatrosen Larry wird das Homoerotische, das hier mit Forsters weiblicher Identifizierung im Zusammenhang steht, expliziter. Forster, gefesselt durch die physische Erscheinung

²⁴ Ebd., 254.

²⁵ Ebd., 69.

²⁶ Ebd., 122.

²⁷ Ebd., 122.

²⁸ Ebd., 173.

Larrys, nennt ihn „Endymion“. Auch die anekdotische körperliche Geste, die beide Männer verbindet, betont die feminisierte Gestalt George Forsters. So hat er Larrys „eiserne Muskel“ kennengelernt, als er „sich [während einer Expedition] den Fuß verstauchte [...]“ und Larry ihn unterstützen musste. Seitdem „fühlte er hier ein körperliches Vertrauen“²⁹. Das Bild des verstauchten Fußes der Frau, die zum Weitergehen die Unterstützung des Mannes braucht, ist ein Liebestopos, das in Goethes *Hermann und Dorothea* das idyllische Ende der durch Politik bedrohten Liebesgeschichte ankündigt: als Dorothea „den Fuß knackt“ und die sonst kräftige junge Frau zu fallen droht, streckt der „sinnige Jüngling den Arm aus“ und hält die „Geliebte empor“.³⁰

Seidels Roman zeigt das Bild eines durch Ängste und Unsicherheit bestimmten Menschen, dessen ‚Schwäche‘, jedenfalls einer gewissen Normativität von Männlichkeit entsprechend, vor allem aber in einer falschen geschlechtlichen Identifikation zu liegen scheint. Sie macht ihn zum Zwitterwesen, zum Minotauros, vor dem er sein ganzes Leben Angst hat. Der Minotaur ist die Metapher der geschlechtlichen Monstrosität seiner eigenen Identität, vor der er nie entkommen kann. Von Anfang an wird in der Geschichte suggeriert, dass der furchterregende, heulende Minotauros, der im Labyrinth den Kindern auflauert, eigentlich Forster selber ist. Zwar sieht der kleine Forster sich als Theseus, den Helden, der den Minotauros besiegte, aber diese Identifikation gelingt nur einmal und verschwindet im Laufe des Romans.³¹ Wenn er vom Minotauros träumt, dann ist immer wieder

²⁹ Ebd., 135.

³⁰ Johann Wolfgang Goethe, *Hermann und Dorothea*, in: Ders., *Werke*, II: Gedichte und Epen, Hamburger Ausgabe, München 1988, 501

³¹ Der Mythos des Minotauros wird in der Psychoanalyse kaum als Bild verwendet. Der Psychiater James Grotstein ist eine der wenigen, der das Labyrinth als Körper der Mutter interpretiert, der dem Kind zugleich Lust verspricht und der bedrohend wirkt und den das Kind erkunden und erobern will. Theseus steht für die gelungene Verarbeitung dieser infantilen Angst, die bewirkt, dass das Kind Energie für sich gewinnt und lernt, dass es die Angst vor dem Anderen überwinden kann: “The outcome of this grateful encounter determines whether the phantom object, the metaphoric Minotaur, becomes ever after one’s Nemesis object or

von dem „gräßlichen Schreien“ die Rede, das aus der Mitte des Labyrinths kommt, „dies gräßliche Schreien, von dem es dann immer heißt, er selbst habe es ausgestoßen, er selbst [...]“³². Kurz vor seinem Tod erkennt Forster die Tragik seines Lebens: „Er war beim Minotauros in der Kammer; er war nackt und ganz allein“.³³ Nackt, allein und im Zentrum des Labyrinths *ist* der Minotauros, der monströse Halbmann beziehungsweise Halbmann.

Der Minotauros hat allerdings sich nicht selber geschaffen, sondern ist das Ergebnis einer ‚monströsen‘ Begegnung zwischen Mensch und Tier. Obwohl George Forster seinen Vater als Minos projiziert, ist es im Hinblick auf die Muttergestalt nicht plausibel, gerade sie als die bezauberte Königin von Kreta zu lesen, die das Zwitterkind in die Welt setzt. Was sich aber schon erkennen lässt, ist, dass Forsters sogenannte ‚Schwäche‘, die ja letztendlich als Ursache seiner existenziellen Unentschiedenheit (Fluidität, könnte man sagen) und seiner politischen Fehlentscheidung dargestellt wird, nicht an erster Stelle das Ergebnis einer pathologischen Veranlagung ist, sondern mit seiner Umgebung zu tun hat. Sie hat ihre Wurzel in einer asymmetrischen Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern innerhalb der Familie.

Zentral im von Ina Seidel geschilderten Familienleben der Forsters steht die väterliche Autorität, der alle Familienmitglieder unterworfen sind, die Kinder wie die Mutter. Der Vater ist das Beispiel der Männlichkeit *par excellence*: Gelehrter und Jäger, Familienvater und Pfarrer, Patriarch im wahren Sinn des Wortes. Dem Kind erscheint er als „Riese[...]“, als „Gewaltig[er]“, und damit ist er nicht nur eine bewundernswerte Figur, sondern auch Quelle der Furcht, was George metaphorisch mit dem Namen „König Minos“ oder „der alte

one's challenge object.“ James S. Grotstein, “Klein's archaic Oedipus complex and its possible relationship to the myth of the labyrinth: notes on the origin of courage”, in: *Journal of Analytical Psychology* 42 (1997), 585-611, hier 606. Ein kulturhistorische Analyse des Labyrinths bietet: Gustav René Hocke, *Die Welt als Labyrinth. Manier und Manie in der europäischen Kunst*, Reinbek bei Hamburg 1957.

³² Ina Seidel, *Das Labyrinth*, 21.

³³ Ebd., 476.

Minos“ ausdrückt. Forster verwendet sein Leben lang diesen Namen für seinen Vater und offenbart, wie tief die Furcht vor der väterlichen Autorität sich eingepägt hat. Sie verschwindet nie. Obwohl der Vater den Sohn schon sehr früh aus der „Frauenstube“ wegholt und mit in das männliche Arbeitszimmer nimmt, gelingt die Identifikation mit dem Vater – nach dem bekannten Freud’schen Muster, wobei der Junge sich aus Angst vor Kastration von der Mutter trennt und seine Energie auf eine Nachahmung des Vaters verwendet – nicht. Das kompromisslos egozentrische Benehmen des Vaters steigert das Verlangen nach der Mutter, die im Roman als ausgesprochen schwache Gestalt erscheint, als Teil des „Gesindels“, das dem Patriarchen angehört. Außerdem ist sie in den Kinderjahren des Protagonisten häufig abwesend, wodurch das Verlangen nach ihr und der Wunsch, eins mit ihr zu sein, immer größer wird. Statt sie langsam zu vergessen und sich an dem Vater zu orientieren, treibt dieser den Sohn in eine ganz andere Richtung:

Wie gut es sein mußte, eine Mutter zu sein und niemals reisen zu müssen, eine Mutter mit guten kleinen Kindern in einer warmen duftenden Küche [...] und als er darüber endlich einschlief, war es nicht mehr die Mutter, die es so gut hatte, sondern das kleinste Kind in der hölzernen Wiege im Eckchen beim Herd, das von nichts wußte als von Schlummer, Milch und Liebe. Und dies kleinste Kind war er.³⁴

In ihrem bekannten feministisch-psychoanalytischen Werk aus den siebziger Jahren betrachtet Dorothy Dinnerstein den Minotauros – zusammen mit der Meerjungfrau – als Metapher für das grundsätzliche Unbehagen des Menschen, das sich aus dem eingeschlechtlichen Aufziehen von Kindern ergibt.³⁵ Man kann diese Analyse insofern auf Seidels Darstellung der Familie Forster anwenden, als hier die kaum anwesende, schwache Mutter ein wesentlicher Faktor in Georg

³⁴ Ebd., 88.

³⁵ Dinnersteins Buch ist ein Plädoyer für eine veränderte Struktur der Elternschaft, wobei der Mann auch die mütterliche Rolle auf sich nimmt, was in Seidels Darstellung wohl kaum der Fall ist. Vgl. Dorothy Dinnerstein, *The Mermaid and the Minotaur: Sexual Arrangements and Human Malaise*, New York 1977. Vgl. ebenfalls: Barbara Johnson, „Mein Monster – Mein Selbst“, in: *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika*, hrsg. v. Barbara Vinken, Frankfurt 1992, 130-146, hier 136-138.

Forsters verfehlter Genderidentität ist. Genau wie die maskuline Karikatur des Vaters, dessen Autorität der Junge auf unnuancierte Weise verinnerlicht, ist die passive oder abwesende Mutter mitverantwortlich für Forsters ‚falsche‘ Herausbildung der Männlichkeit und die verfehlte Kommunikation mit Frauen. Wie auch Barbara Vinken in ihrer Analyse des Mutterbildes in Seidels Roman *Das Wunschkind* zeigt, wird „die bloß physische Mutterschaft [als] unbedeutend, zufällig und sinnlos“³⁶ dargestellt. In dieser Hinsicht wundert es also nicht, dass Forster nicht der Mann ist, der geistige Flexibilität, Innovation und Fortschritt repräsentiert, sondern lediglich als Hülle dessen vorgestellt wird, wofür er in der Geschichte steht.

IV Monsieur Bovary

Deutschlands berühmtester Reisender kommt in Seidels Roman nicht als Entdecker in den Blick, sondern als jemand, dem das Reisen im Grunde abhold ist. Kurz vor der Abfahrt nach Polen überlegt sich der Protagonist, dass er für „die Angst vor den Fährnissen der Reise [...], trotz aller inneren Unrast, nicht geschaffen war.“³⁷ Abermals werden die angstvollen Gedanken Forsters in freier indirekter Rede vermittelt, und diese Empfindung erweist sich als Wiederholung bisheriger Ängste, die den Reisenden dominieren, auch während der Weltreise, während der er niemals Lust nach Abenteuer oder Glücksgefühle beim Anschauen einer *terrae incognitae* äußert, sondern stattdessen nur die Rolle der Frau übernehmen möchte, der es gestattet ist, zu Hause zu bleiben. Dass innere Unruhe, hier verursacht durch die verfehlte geschlechtliche Identität, der richtige Anreiz für das Reisen ist, scheint eine jener vielen Fehleinschätzungen zu sein, die Forster im Laufe der Handlung aufzeigt.

Die Voraussetzung, sich selbstbewusst und neugierig der Welt übergeben zu können, ist eine Heimat, das heißt eine Familie mit passender Genderstruktur, die Forster sowohl als Kind wie auch als

³⁶ Barbara Vinken, *Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos*, München 2001, 249.

³⁷ Ina Seidel, *Das Labyrinth*, 253.

Erwachsenem fehlt. Es wundert nicht, dass der Romandiskurs Alexander von Humboldt, den Forster als „Erben“ betrachtet, ohne dass seine Rolle als Mentor überhaupt in den Blick kommt, als wahren Weltreisenden und Wissenschaftler darstellt. Signifikant ist hier die Beschreibung der beiden Männer auf dem Deck während der Schiffsreise nach England: Forster, „die Hand am Hut, den flatternden Mantel eng um sich zusammenraffend“, erblickt auf einmal Humboldt „vorn am Bug [...] die Arme vor der Brust gekreuzt, den Kopf zurückgeworfen, das unbedeckte Haar dem Winde preisgegeben.“³⁸ Forsters intuitive Äußerung beim Anblick des jungen Humboldt – „Der und sein Preußen, fühlte er vergrämt“³⁹ – erscheint wie eine Selbstdiagnose des Protagonisten. Die Basis der individuellen Autonomie ist die Familie mit der entsprechenden Genderstruktur, biologisch wie national.

Ebenso wie man den Reisenden in Seidels Roman nicht sieht, so fehlt auch der Wissenschaftler. Die wissenschaftlichen Attribute, die Forster zugeschrieben werden, erscheinen wie Versatzstücke: immer wieder steht er am Pult ohne zu schreiben, abgelenkt durch die ihn umgebende Frauenwelt, der er eigentlich angehören will. Symptomatisch ist die Szene im Haus Therese Heynes, wo Forster von seinem Schwiegervater in ein gelehrtes Gespräch einbezogen wird, dieser aber „durch das Gespinnst der Philologensätze hindurch auf das Geplauder der Damen lauschen mochte [...]“⁴⁰ Ähnlich kann man den Anfang des Kapitels „Ariadne“ lesen, in dem das tägliche Leben Forsters während seiner Ehe mit Therese Heyne beschrieben wird. Das Eröffnungsbild zeigt Forster, der am Pult steht und an Sömmering schreibt, jedoch aufhorchend bei jedem Geräusch im Haus, das Therese verursacht:

Es störte ihn doch auch gar nicht, störte ihn nicht im Geringsten, dachte er, und horchte hinaus, daß das Haus von früh bis spät widerhallte von Thereses Geschäftigkeit! Was tat sie jetzt wieder?⁴¹

³⁸ Ebd., 386.

³⁹ Ebd.

⁴⁰ Ebd., 227.

⁴¹ Ebd., 257.

Die Szene zeigt nicht nur indirekt das (allzu bekannte) Bild der launenhaften Ehefrau, die Forsters Leben unmöglich macht. Bestätigt wird auch das im Roman entfaltete Bild von Forsters Genderhybridität und das damit verknüpfte – unbewusste – Verlangen, Teil der Frauenwelt zu sein. In der Hinsicht ist die Wiederholung „es störte ihn doch auch gar nicht, störte ihn nicht im geringsten“ nicht nur Ironie oder Selbsttäuschung, sondern zeigt die Wahrheit des femininen Mannes, von dem ein Teil sich immer wieder nach der Welt der Frau sehnt.

Das Bild der Therese Huber entspricht der Überlieferung: eine grillige Frau wird geschildert, die den falschen Mann geheiratet hat, ihn bald betrügt und ins Unglück stürzt. Sie erscheint als diejenige, die Forster dazu überredet, sich für die Mainzer Republik zu engagieren, ihn aber im letzten Moment im Stich lässt, als sie mit Huber aus der von Preußen bedrohten Stadt flieht. Als Forster am Ende des Romans republikanische Parolen spricht, ist man als Leser geradezu überrascht, denn kaum irgendwann vorher in der Geschichte, nach hunderten von Seiten des Gedächtnisstromes, hat der Protagonist sich als progressiver Denker geäußert. Therese hält ihm die Rolle des Republikaners vor, wobei nicht eindeutig ist, ob sie damit ihren Mann loswerden will oder nach Ruhm verlangt:

Ja – wenn Georg Forster in Wien oder Paris am Steuer gesessen hätte. Nicht wahr? Nun – und für Paris – ist es ja noch nicht zu spät. Ah bah, mein liebes Kind. Worauf willst du eigentlich hinaus? Was meint sie wohl, Caroline? Daß – du deine Chancen nicht wieder versäumen sollst, George.⁴²

Die untreue Ehefrau, die ihren Mann in eine Rolle drängt, der er nicht gewachsen ist, erinnert hier an die berühmte Vorgängerin Madame Bovary, Muster der grillenhaften und unzufriedenen Frau. Emma Bovary, die von einem Leben in großen Verhältnissen träumt, überzeugt ihren Ehemann eine Fußoperation durchzuführen, die ihn berühmt machen würde, jedoch völlig misslingt. Das Tragische in *Madame Bovary* hat nicht nur mit der verfehlten Träumerei der Protagonistin zu tun, sondern ebenso mit dem Bild des Ehemannes,

⁴² Ebd., 433.

der von Flaubert als willenloser und naiver Menschen dargestellt wird. „C'est la faute de la fatalité“, mehr als diese verzweifelnde Aussage kann der betrogene und ruinierte Ehemann der Bovary am Ende des Romans nicht äußern und zeigt damit nochmals seinen totalen Mangel an Durchblick und die fehlende Tatkraft.

Der Schriftsteller und Philosoph Jean Améry empfand das Bild des Landarztes Bovary als ungerecht und wies auf das Unrealistische des als großen Realisten gehuldigten Flaubert hin. Im Gegenzug entwirft er einen Charles Bovary, an dessen Beispiel Améry mit dem ihm verhassten Bürgertum abrechnet; gleichzeitig nähert er ihn seinem subjektiven Verständnis des bürgerlichen Realismus an.⁴³ Darüber hinaus lässt Jean Améry in *Charles Bovary* einen Ehemann zu Wort kommen, der in unterschiedlichen inneren Monologen seine wahre Gestalt offenbart und schließlich mit Zolas Parole „J'accuse!“ sein grundsätzliches Recht auf eine faire Darstellung fordert: nicht der entsetzliche Verlierer und anti-Held *par excellence* will er sein, sondern ein Mann mit einem eigenen Willen.

Ina Seidel ohne weiteres neben Jean Améry zu stellen ist in vielerlei Hinsicht problematisch, dennoch ist das Romanverfahren beider Schriftsteller insofern zu vergleichen, als beide eine bekannte Gestalt aus dem kulturellen Gedächtnis in ihrem Werk neu gestalten. Ein Unterschied ist, dass Amérys Charles Bovary, der im Roman von Flaubert in politischer Hinsicht keinerlei Interesse oder Engagement zeigt, eine politisch bewusste Figur wird, während Seidel in ihrer Darstellung einen politischen Avantgardisten um seine Überzeugungskraft bringt. Vor dem Hintergrund der politischen Ereignisse in der Weimarer Republik hätte jedoch der Republikaner Forster durchaus aktuellen Wert haben und einen Teil der deutschen Vergangenheit darstellen können, an der sich die junge Republik orientiert. In Seidels Roman offenbart sich Forster indes als Unfreier, gefangen

⁴³ Jean Améry, *Charles Bovary. Landarzt. Porträt eines einfachen Mannes*, Stuttgart 1978. Siehe ebenfalls: Irene Heidelberger-Léonard, „Flaubert, Sartre, Améry, ‚Charles Bovary‘ als Antwort auf ‚Der Idiot der Familie‘“ in: *Jean Améry* (Text und Kritik 99), hrsg. v. Heinz Ludwig Arnold, München: 1988, 8-19.

in Zwangsvorstellungen, die mit traumatischen Kindheitserfahrungen zusammenhängen. Seidels *Das Labyrinth* zeigt insofern nicht nur einen Protagonisten, den jeder Leser als ‚schwach‘ erkennen muss, sondern stellt diesen Charaktermangel und fehlenden Vitalismus in den Rahmen geschlechtlicher Identitätsfindung. Forster erscheint daher bei genauer Lektüre als verweiblichte Gestalt, die sich einerseits mit Frauen identifiziert und eine weibliche Rolle übernehmen möchte, andererseits als blinder Träger maskuliner Ideologie, der zugleich von Schreckensbildern der Weiblichkeit verfolgt wird. Die verfließenden Gendergrenzen machen Forster zum Minotauros, einem geschlechtlichen Zwitterwesen, dem die Grundsätze für gesellschaftliche Integration fehlen: nämlich die Trennung zwischen Mann und Frau, die in Seidels Romanwelt – allegorisch dargestellt in George Forster – implizit als Voraussetzung der Ordnung gilt.

Georg Forsters ‚Häusliches Glück‘. Das Leben mit Therese Heyne in Göttingen, Wilna und Mainz

Marita Metz-Becker

„Außerordentliche Schicksale sind für Theresen gemacht – sie haben ihren Grund in ihr selbst. Gott wende sie zum Besten!“¹

Mit diesen Worten kommentierte die junge Göttinger Professorentochter Caroline Michaelis die Heirat ihrer Freundin Therese Heyne mit dem berühmten Schriftsteller, Professor und Weltumsegler Georg Forster im Jahr 1785. Wie Recht sie mit dieser Bemerkung haben sollte, stellte Therese Heyne in den Folgejahren unter Beweis, als sie zunächst als die Gattin Georg Forsters im abgelegenen Wilna, dann im revolutionären Mainz lebte, es in der neunjährigen Ehe an Amouren mit anderen Männern nicht fehlen ließ, dann nach Forsters Tod den Geliebten Ludwig Ferdinand Huber heiratete, und nach dessen Tod 1804 als Schriftstellerin und Redakteurin reüssierte. Genau wie ihre Freundin Caroline Michaelis, die später als Caroline Schlegel-Schelling in die Literaturgeschichte einging, zählt man Therese Huber zu den ambitionierten literarisch tätigen Frauen ihrer Zeit. Als „Teufelsweiber“ und „Blaustrümpfe“² verspottet, lassen sich in der Zeit um 1800 etliche von ihnen finden, wie etwa Sophie Mereau-Brentano, Dorothea Veit, Philippine Gatterer, verheiratete Engelhard, Meta Forkel, Madame de Staël oder Mary Wollstonecraft – allesamt Frauen, die aus der Enge ihres häuslichen Daseins heraustraten und regen Anteil an der literarischen, aber auch politischen Entwicklung Europas nahmen. Georg Forster hat die hier genannten Frauen fast alle gekannt und geschätzt. Im Folgenden soll uns vornehmlich seine Ehe

¹ Caroline Böhmer, geb. Michaelis an Luise Gotter, 22.6.1785, in: *Caroline. Briefe aus der Frühromantik*, nach Georg Waitz vermehrt hrg. v. Erich Schmidt, Leipzig 1913, I, 118.

² Vgl. Andrea Hahn, „Alles ... von mir.“ Therese Huber (1764-1829). Schriftstellerin und Redakteurin, bearb. von Andrea Hahn und Bernhard Fischer, in: *Marbacher Magazin*, 65 (1993), 24.

mit Therese Heyne interessieren, mit der er ein häusliches Glück aufbauen wollte, das ihm jedoch im Wesentlichen versagt blieb.

Nach seiner Weltumsegelung mit James Cook und dem danach verfassten Reisebericht *Reise um die Welt* war Georg Forster ein berühmter Mann, als man ihn 1778 zum Professor der Naturkunde an das Collegium Carolinum in Kassel berief. Mit einem Jahresgehalt von 570 Talern gehörte er zu den besser verdienenden Professoren dieser Einrichtung, die sich als eine Art Übergangsstufe zwischen Gymnasium und Universität verstand. Dieser Sachverhalt führte ihn später einmal zu der Bemerkung, er sei nicht um die Welt gereist, um in Kassel zwölfjährigen Rotzlöffeln ihre Muttersprache buchstabieren zu lehren.³ So ist es verständlich, dass ihm das nahegelegene Göttingen mit seiner neu gegründeten Aufklärungs-Universität und der hervorragend ausgestatteten Bibliothek mehr anzog als das kleine hessische Nest, von dem er seinem Verleger Spener am 19.07.1781 schrieb, „es ist kein Ort auf der runden Erde, der so viel Armuth und splendida miseria in sich fasst als Cassel“.⁴ Da ritt er doch lieber die sechs Stunden nach Göttingen zu Lichtenberg hinüber, mit dem er das *Göttingische Magazin der Wissenschaften und Litteratur* herausgab, traf den Bibliothekar und Hofrat Heyne und weitere berühmte Kollegen wie den Orientalisten Johann David Michaelis, den Mathematiker Kästner oder den Mediziner Ernst Gottfried Baldinger mit seiner literarisch ambitionierten Gattin Friederica. In den geselligen Zirkeln dieser Stadt war er ein gern gesehener Gast, da er neben seinen wissenschaftlichen Ausführungen auch über die Südsee zu plaudern verstand, womit er vor allem seine weiblichen Zuhörerrinnen faszinieren konnte. Überhaupt machten die Frauen jener gelehrten Kreise Göttingens zu dieser Zeit auf sich aufmerksam, erwarb doch hier die Professorentochter Dorothea Schlözer mehr als hundert Jahre vor Einführung des Frauenstudiums in Deutschland den ersten philoso-

³ Vgl. Ulrich Enzensberger, *Georg Forster. Weltumsegler und Revolutionär. Ansichten von der Welt und vom Glück der Menschheit*, Berlin 1979, 52.

⁴ An Johann Karl Philipp Spener, 19.7.1781, in: *Georg Forster, Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe*, hrg. v. der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (fortan zit. als AA), XIII: Briefe bis 1783, bearb. v. Siegfried Scheibe, Berlin 1978, 334.

phischen Dokortitel. Auch Philippine Gatterer, Tochter eines Universitätsprofessors für Geschichte, machte mit ihrer Begabung von sich reden, indem sie im *Göttingischen Anzeiger* Gedichte veröffentlichte, die der Hain-Dichter Gottfried August Bürger freundlich rezensierte und öffentlich von einem „großen Talent“ der Philippine Gatterer sprach.⁵ Georg Forster lernte sie in Göttingen kennen und fand sie „so lebendig, so witzig, so freimütig, daß mein erster Besuch gleich über drei Stunden dauerte, und ich die ganze Zeit fast allein mit ihr sprach“.⁶ Freilich erregten auch andere Professorentöchter seine Aufmerksamkeit, die 15jährige Caroline Michaelis etwa oder die ein Jahr jüngere Therese Heyne. Zunächst aber schien es ihm Philippine Gatterer angetan zu haben, er schrieb ihr gefühlvolle Zeilen und suchte ihre Nähe: „Dies Stündchen sey mein“, schrieb er ihr, als er sich für ein paar Tage in Göttingen anmeldete.⁷ Philippine Gatterer heiratete jedoch den hessischen Kriegssekretär Engelhard, mit dem sie nach Kassel zog, wo sie weiterhin literarisch tätig blieb. Auch die hübsche Tochter des Professors Michaelis blieb Forster nicht verborgen, denn er schenkte Caroline einen Stoff aus Tahiti. Ihrer Freundin Julie von Studnitz schrieb Caroline am 31.01.1779 über das Geschenk:

Er hatte es mir versprochen falls ich davon ein Kleid tragen wollte, aber ich hatte schon geglaubt, er hätte es längst vergessen und nicht mehr daran gedacht, als ich ein großes Paket mit diesem Stoff von ihm bekam, mit einem sehr netten Briefchen dabei. Um nicht wortbrüchig zu werden, habe ich mir daraus ein Schäferinnenkleid machen lassen, ein Ballkleid, wie man es auf Maskenbällen sieht.⁸

Konkrete Heiratspläne finden sich bei Forster allerdings erst 1783. Von der „Heftigkeit seiner Triebe“ erschrocken, schrieb er an Spener: „Den Umgang mit [den] Frauenzimmer außer der Ehe“ habe er sich

⁵ Vgl. Klaus Harpprecht, *Georg Forster oder die Liebe zur Welt. Eine Biographie*, Reinbek 1990, 211.

⁶ Ebd., 211.

⁷ Ebd., 212.

⁸ Caroline Michaelis an Julie v. Studnitz, Göttingen, 31.1.1779, in: *Caroline. Briefe aus der Frühromantik*, I, 9.

nie erlauben wollen und können. Doch zur Besänftigung seines Blutes denke er nun an Beweibung:

Ich kenne mein Temperament; hätte ich ein gutes Weib, ich suchte nichts mehr in der Welt. Ich bin ohnehin kein Liebhaber von Gesellschaft; nur der Geschlechtstrieb verschlägt mich jetzt zu oft in Gesellschaft, (ich sage Geschlechtstrieb, denn so verkappt er auch ist, [...] bemerke ich doch [...], daß der Hauptgrund eine innere Unruhe und Unstetigkeit war, die mich nicht zu Hause sitzen ließen; Fleisch und Blut mit einem Wort!⁹

Forsters Briefe aus jener Zeit zeugen von der tiefen Verquältheit seines Kampfes gegen die eigene Lust. Schuldgefühle wegen häufigen Onanierens plagten ihn, denn „Selbstbefleckung“ galt den Zeitgenossen als Versündigung gegen die Natur. Auf Forsters Verheirathungswunsch 1782 reagierte sein Freund und Verleger Spener, indem er ihm ein junges Mädchen nannte, das als Ehefrau in Frage käme. Beide überlegten nun, auf welche unauffällige Weise Forster die Bekanntschaft dieser „Mlle. Liebert“ machen könnte.¹⁰

Doch dazu kam es nicht. Forster muss sich durch seine intensive Beziehung zum Hofrat Heyne immer wieder auch mit dessen Tochter beschäftigt haben, denn noch am 19.07.1781 schrieb er an Spener:

Wollte ich mich um Heynes Tochter bewerben, ich glaube ich würde bald eine Professur trotz Blumenbach dort erhalten. Allein ich habe nicht Lust zur Ehe, und besonders nicht dieser. – Sed haec inter nos.¹¹

Doch schon ein Jahr später teilte er dem Freund mit: „Wenn ich meine Freyheit gegen einige Vortheile des häuslichen Lebens vertauschen kann, so thue ich's ...“.¹² Den endgültigen Entschluss zur Heirat forcierte nun ein Ruf der Universität Wilna in Polen, den Forster, um aus seinen bedrückenden Schulden herauszukommen, angenom-

⁹ An Spener, 25.8.1783, AA XIII, 470.

¹⁰ Vgl. Ludwig Uhlig, *Georg Forster. Lebensabenteuer eines gelehrten Weltbürgers*, Göttingen 2004, 152.

¹¹ An Spener, 19.7.1781, AA XIII, 334.

¹² An Spener, Mitte November 1782, AA XIII, 413.

men hatte. Ihm war klar, dass er im litauischen Wilna „unter die Bären“ gehen würde.¹³ An Spener schrieb er am 03.03.1784:

Ich gehe, wie Sie mit vollem Rechte sagen, unter die Bären. Was ich daher als ganz vorzügliches Merkzeichen Ihrer Liebe und Güte mir von Ihnen erbitte ist dieses: Machen Sie mir eine gute Auswahl von deutscher belletristischer Lektüre – worunter doch mehr solide Speise sey – alle unsere Classiker, und unsere besten lehrreichsten Romane und Dichter, Sachen von dem entschiedenen Werth wie Lessings, Zollikofers, Spaldings, Herders, Göthe's, Wielands, Schmidts (Geschichte der Deutschen) Gellerts, Hermes, Bürgers, Rammlers, Rabeners-Schriften. Mit einem Worte, geben Sie mir ein deutsches Bibliothekgen, welches meine Frau (eine Frau muss ich bald, bald haben) lesen, und benutzen, und woraus sie ihren Kindern Gutes lehren, allenfalls auch der Nachbarin Ideen geben kann.¹⁴

Die Professur in Wilna hatte Forster vor allem auch auf Zuraten des Professors Heyne angenommen, den er längst als väterlichen Freund in sein Herz geschlossen hatte. Heyne würde ihm in seinem Leben noch oft mit Rat und Tat zur Seite stehen, liebevoller und zuverlässiger als sein eigener Vater dazu im Stande war. Die Professur war hervorragend besoldet, nur musste er sich für acht Dienstjahre verpflichten, wobei er danach als Emeritus zwei Drittel seines Gehaltes weiter beziehen würde. Die Bedingungen sahen gleichzeitig die Ernennung zum Königlichen Geheimrat vor, ein Titel, den Forster gern annahm, zumal er ihm die Zulassung bei Hofe ermöglichte. Forsters Schulden wurden abgelöst, ein Reisevorschuss bezahlt, er konnte die leidige Kasseler Rosenkreuzersache hinter sich lassen und einen neuen Lebensabschnitt beginnen. Als er am 18.04.1784 von Heyne Abschied nahm, erfuhr sein Schicksal noch eine weitere Wendung: Er verlobte sich inoffiziell mit Heynes Tochter Therese.

Therese eilte nicht der beste Leumund voraus. Ihr unkonventionelles, temperamentvolles Wesen ließ sie des Öfteren an die Grenzen dessen stoßen, was die Göttinger Moralvorstellungen vorgaben, insbesondere wenn sie in Konflikte mit der konkurrierenden Stiefmutter

¹³ An Spener, 3.3.1784, AA XIV: *Briefe 1784 - Juni 1787*, bearb. v. Brigitte Leuschner, Berlin 1978, 28.

¹⁴ Ebd., 28.

geriet, wenn es um die gleichen Verehrer ging. Einer dieser Vorfälle legte es nahe, dass sie Göttingen eine Zeitlang verließ und mit der befreundeten Familie des Professors Blumenbach eine längere Schweizreise antrat. Die erhoffte Abkühlung dort blieb indes aus und sie geriet nach ihrer Rückkehr in neuerliche Verstrickungen. Diesmal war es ein Student namens Wrede, der den Anlass gab, Göttingen hinter sich zu lassen und Aufenthalt bei ihrer schwerkranken Freundin Auguste Schneider in Gotha zu nehmen. Diese war die Maitresse des Herzogs von Sachsen-Gotha, das Verhältnis wurde von Therese viele Jahre später in ihrem Roman *Die Ehelosen* (1829) beschrieben. In Gotha machte der 48jährige Leibmedikus Grimm, der die todkranke Freundin medizinisch betreute, Therese einen Heiratsantrag, den sie allerdings als Verlobte Forsters zurückwies.

In der Göttinger Gelehrtenrepublik war die ungezogene Professorentochter schon länger ins Gerede gekommen. So schrieb etwa Luise Mejer an Heinrich Christian Boie im Oktober 1784:

Heynens haben Therese nach Gotha geschickt zur Mamsell Schneider, der Geliebten des Herzogs. Es ist wahr, Therese kann Forster in Göttingen nicht treu bleiben, denn ihr Herz oder Verstand ist von Schmetterlings-Art.¹⁵

Ohne schön zu sein, vermochte es Therese Heyne offenbar der Männerwelt gehörig den Kopf zu verdrehen und in ihrer Ungezwungenheit auch eigene Ansprüche anzumelden. So berichtet Forsters Biograf Ludwig Uhlig, dass Therese es war, die bereits im Mai 1779 bei einem Picknick ein Auge auf Forster geworfen habe und dass dieser wiederholt Gerüchten über eine Verbindung mit ihr habe entgegentreten müssen.¹⁶ Über ihre Schweizreise will sogar der Stadtklatsch das Gerücht ausgestreut haben, sie sei nur in die Schweiz gereist, „um sich einer gewissen Bürde zu entledigen“.¹⁷ Diese Unter-

¹⁵ Luise Mejer an Heinrich Christian Boie, 22.10.1784, in: *Therese Huber, Die reinste Freiheitsliebe – Die reinste Männerliebe. Ein Lebensbild in Briefen und Erzählungen zwischen Aufklärung und Romantik*, hg. v. Andrea Hahn, Berlin 1989, 24.

¹⁶ Vgl. Uhlig, *Georg Forster*, 160.

¹⁷ Ebd.

stellung, ein uneheliches Kind heimlich zur Welt gebracht zu haben, ist allerdings in der einschlägigen Literatur nur an dieser einen Stelle zu finden und wahrscheinlich eine schamlose Übertreibung des am Klatsch beteiligten Lichtenberg. Nichtsdestotrotz wäre Therese nicht die einzige gewesen, die an unbekanntem Ort unter falschem Namen ein Kind geboren und weggegeben hätte, man denke nur an Caroline Böhmer, die zu dem von einem französischen Jakobiner empfangenen Kind nicht stehen konnte, sodass sie es in einem abgelegenen Städtchen bei Leipzig heimlich zur Welt brachte und in Pflege gab.¹⁸

Während der zweijährigen Verlobungszeit schrieben sich Georg und Therese regelrecht in ihre Verbindung hinein, denn noch kannten sie sich kaum wirklich. Auch dazu äußerte sich Luise Mejer an Boie am 05.10.1784:

Noch eins: Therese heiratet – aber es bleibt ein Geheimnis, weil die Hochzeit erst in ein oder zwei Jahren ist. Ich weiß es durch die Kästner, der es Brandes vertraut hat. Sie heiratet Forster, der in Wilna in Polen Professor geworden ist. Er war Thereses erste Liebe, wurde vergessen. Da sie beide nicht an einem Orte sind, geht alles gut, denn Therese schreibt sehr schön. Vielleicht auch hört die Koketterie auf, nun sie einen Gegenstand ihrer Liebe gewählt hat.¹⁹

Unterdessen versuchte Forster sich in Wilna einzurichten, was ihm schwer genug ward, da die Bedingungen sehr zu wünschen übrig liessen: Der Botanische Garten, mit dem man Forster gelockt hatte, erwies sich als ein Gärtchen hinter dem Haus, in dem Forster wohnte. Die Sternwarte war unvollendet, ein Kollege aus der Chemie konnte seine Vorlesungen nicht beginnen, weil das Laboratorium noch nicht fertig war, und in der ganzen Stadt gab es keine wissenschaftliche Gesellschaft, nicht einmal einen Buchhändler.²⁰ Forster sehnte sich nach einem anderen Ort und wusste nicht, wie er die acht Jahre hier

¹⁸ Vgl. Sigrid Damm (Hrg.), „Lieber Freund, ich komme weit her schon an diesem frühen Morgen“. *Caroline Schlegel-Schelling in ihren Briefen*, 2. Aufl., Darmstadt und Neuwied 1981, 31-32.

¹⁹ Luise Mejer an Heinrich Christian Boie, 5.10.1784, in: Therese Huber, *Freiheitsliebe*, 24.

²⁰ Vgl. Ulrich Enzensberger, *Georg Forster. Ein Leben in Scherben*, Frankfurt/M. 1996, 146.

zubringen sollte, seine einzige Hoffnung war Therese, die er bald als Braut herholen wollte. Ein wenig Angst hatte er vielleicht, dass ihm der alte Heyne noch einen Strich durch die Rechnung machen könnte, denn er schrieb Soemmerring am 19.05.1785:

Ich habe vorigen Posttag allen Muth zusammen genommen und dem alten Vater Heyne alle meine Gründe, weshalb ich jetzt kommen will, seine Tochter zu holen, vorgetragen, und zur Folge der von Dir erlernten rednerischen Kunst, den Fall nicht möglich vorausgesetzt, daß er es mir abschlagen könne, sondern damit geschlossen, daß ich den Tag meiner Ankunft bestimmt habe.²¹

Seinem zukünftigen Schwiegervater schrieb er zwei Monate später:

Ich erkenne, glauben Sie es, mein bester, gütigster Vater, die ganze Größe, den ganzen unschätzbaren Werth des Geschenks, welches Sie mir machen; und ich verspreche Ihnen so feyerlich als ich immer etwas versprechen kann, dass meine ernste angestrengteste Bemühung unaufhörlich dahingerichtet seyn soll, daß es Sie nie gereue.²²

Wer den Fortgang der Dinge kennt, weiß, dass Forster sich wirklich redlich bemüht hat, dieses Versprechen einzuhalten.

Therese Heyne und Georg Forster heirateten am 04.09.1785 in Göttingen, Therese bekam eine Ausstattung im Wert von 500 Talern und einen Brautschatz in derselben Höhe, der festzulegen und zu 5 % zu verzinsen war. Die Rückreise nach Wilna führte das Paar über Halle, wo Therese ihre Schwiegereltern, Schwäger und Schwägerinnen kennen lernte sowie auch über Weimar, wo man Goethe, Wieland und Herder traf. Aus Wilna schrieb Therese an Soemmerring im Dezember 1785: „Mein Mann macht mich in Wilna unendlich glücklich“.²³ Über ihren Alltag berichtet Georg seiner Schwiegermutter Georgine im Dezember 1785:

Sie solten uns sehen, wie wir beiden Leute bey Tisch sitzen; es kommt uns so lächerlich vor, daß wir zuweilen laut losplatzen, denn es ist, als ob

²¹ An Samuel Thomas Soemmerring, 19.5.1785, AA XIV, 329.

²² An Christian Gottlob Heyne, 18.7.1785, AA XIV, 347.

²³ Therese Forster an Soemmerring, Dezember 1785, zit. n. Enzensberger, *Ein Leben in Scherben*, 153.

ein paar Kinder sich ein Fest machten, einander zu traktiren und etwas zu naschen. Zuweilen ist es uns so rührend, daß wir einander alles sind, daß wir uns umhalsen und Freudenthränen weinen.²⁴

Forster verrichtete seine Amtsgeschäfte in Wilna so gut es bei der mäßigen Ausstattung der wissenschaftlichen Einrichtungen ging und begann den englischen Bericht von Cooks dritter Weltreise, auf der der Entdecker so unglücklich umgekommen war, zu übersetzen. Das Glück der jungen Ehe wurde im Sommer 1786 gekrönt mit der Geburt einer kleinen Tochter, die nach der Mutter Therese genannt wurde. Ganz übermütig berichtete er seinem Schwiegervater:

Ehe heut die Post abgeht, mein bester einziger Vater, kann ich Ihnen eine frohe Nachricht bringen: unsere Therese ist heute frühe um sieben Uhr gesund und glücklich von einer Tochter entbunden worden, die ebenfalls stark und gesund ist! Dem Himmel sey dank, alles, alles, ist nach unseren besten Wünschen gegangen; bis gestern Abends behielt unsere Therese ihre Kräfte und Munterkeit; gestern noch ist sie zweimal im Garten herumgegangen, und die Treppen im Hause wohl zehnmal auf und abgestiegen. Von Mitternacht an, hat sie bis sieben Uhr gelitten. Die gute vortreffliche Madame Godin als Hebamme, die Marie und ich waren ihre Hülfe.²⁵

Im gleichen Brief fährt er fort:

In einem Lande wie Litthauen, und einer Universität wie Wilna, sind freylich die Gelegenheiten nicht selten, wo auch ohne die nähere Veranlassung die Therese und ich haben, der Geist oft in Gedanken nach Göttingen hinübergleitet, und dortige Wissenschaft, Ordnung und Fleiß, mit hiesiger Unwissenheit, Anarchie und Gleichgültigkeit vergleicht. Indessen ist Wilna vielleicht der Ort in der Welt, wo selbst ich fürs erste am besten, im stillen für meine gründliche Erlernung mancher Begriffe sorgen kann; und das söhnt mich leicht mit meiner Lage aus; und folglich bin sowohl ich als Therese recht zufrieden.²⁶

Man liest Heimweh aus diesen Zeilen, Wilna war nicht der Ort, an dem Forster bleiben wollte. Zunächst aber schien sein häusliches

²⁴ An Georgine Heyne, 12.12.1785, AA XIV, 401.

²⁵ An Christian Gottlob Heyne, 10.8.1786, AA XIV, 520.

²⁶ Ebd., 521.

Glück vollkommen. Soemmerring schwärmte er von seiner neugeborenen Tochter vor:

Das Mädchen ist stark, wohl genährt und gesund auf die Welt gekommen und wird allem Anschein nach so bleiben. Es hat der Mutter Augen und Haar, übrigens vieles von ihr. Therese meint, ich hätte lieber einen Jungen gehabt, doch dies ist mir sehr gleichgültig, bis auf die entfernte Periode, wo endlich aus dem Mädchen eine Frau werden soll; denn dies ist freilich in unseren Verhältnissen schwerer als einen Jungen soweit zu bringen, daß er sein Brod verdienen kann. Also was sollte mich's kümmern? Im Gegentheile, es ist mir lieb, daß gerade das erste Kind ein Mädchen ist.²⁷

Allen Anschein nach hat auch Therese ihre einstige Unruhe in Wilna ablegen können und durch das Zusammenleben mit Forster und die Mutterschaft an Reife gewonnen. Forster jedenfalls schwelgt im Elternglück:

So ist denn auch unser Kind ein Band der Natur, welches, indem es unsere Pflichten näher bestimmt und vermehrt, uns fester vereinigt, und unser Glück dauerhafter macht. Es füllt Theresen's ganzes Herz, und ihre mütterliche Zärtlichkeit ist ein herzerwärmender, entzückender Anblick²⁸,

ließ er im folgenden Brief Soemmerring wissen.

Schneller als gedacht, änderte sich jedoch die Lage der jungen Familie. Am Morgen des 02.06.1787 sah Therese einen russischen Offizier auf das Haus zukommen. Mulowsky, so hieß der Besucher, machte Forster ein berauschendes Angebot: Er wollte ihn im Auftrag von Catharina II. für eine russische Südsee-Expedition gewinnen, die im März des folgenden Jahres mit fünf Schiffen von England auf die Reise gehen sollte. Die Bedingungen, die man Forster anbot, hätten besser nicht sein können: Die russische Admiralität beglich alle Schulden bei der Evokationskommission, löste seinen Acht-Jahres-Vertrag, zahlte ihm sofort 4.000 Rubel für die notwendige Ausstattung und versprach ihm ein Jahresgehalt von 2.000 Rubel. Auch für Frau und Kind war gesorgt, im Falle seines Todes wurden großzügige Pen-

²⁷ An Samuel Thomas Soemmerring, 14.8.1786, AA XIV, 523.

²⁸ An Samuel Thomas Soemmerring, 8.10.1786, AA XIV, 560.

sionen festgesetzt. Forster konnte sein Glück kaum fassen, statt weiterer sechs Jahre polnischer Einöde winkte nun die Südsee, die der erfahrene Wissenschaftler ein weiteres Mal erforschen sollte. Dass der Freund Samuel Thomas Soemmerring als Arzt mit an Bord kommen würde, war ausgemacht – „Ich bin ganz entzückt über das neue Project!“²⁹ schreibt Soemmerring am 22.06.1787 aus Mainz. Therese erinnerte sich später folgendermaßen an diese Zeit:

Mit dem Entzücken eines freigelassenen Gefangenen verließ Forster mit seiner Frau und seinem Töchterchen Polen, in den letzten Tagen des Augusts 1787. – Die Jahreszeit war dem angrenzenden Schlesien, wegen der Stoppelfelder, nicht günstig, aber das Land schien den Reisenden ein Paradies, und sie durchflogen es wie Menschen, die zum Rechnen keine Zeit haben, denn Forster machte diesen Weg von vierhundert Stunden mit sechs Postpferden. Ueberall unterwegs empfingen ihn seine Bekannten, als sey er aus einem ungerechten Exil zurückgekehrt, seine nächste Zukunft zog die lebhafteste Theilnahme auf sich – und in einem Taumel von Hoffnungen und Freude trafen die Reisenden den Tag vor dem Universitätsjubiläum in Göttingen ein.³⁰

Noch ahnte niemand von den Beteiligten, dass der Krieg Russlands gegen die Türkei dem Plan ein Ende bereiten würde. Im Gegenteil: Man feierte ausgelassen den fünfzigsten Gründungstag der Universität Göttingen am 17.09.1787, an dem Forster als Ehrenmitglied in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde, man mietete in einem angenehm gelegenen Haus am Wall ein Logis aus drei Stuben und zwei Kammern und blieb auch noch guten Mutes, als der Umgang mit Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer wieder aufgenommen wurde.

Meyer, Bibliothekar bei Thereses Vater, war Trauzeuge gewesen und stand auch sonst mit der Familie in freundschaftlichen Beziehungen. Diese gingen allerdings, was Therese betraf, sehr weit. Meyer, bekannt als Göttinger Frauenheld, hatte es sich zur Maxime gemacht,

²⁹ Soemmerring an Forster, 22.6.1787, zit. n. *Enzensberger, Ein Leben in Scherben*, 162.

³⁰ Therese Huber, „Einige Nachrichten von Johann Georg Forster's Leben“, in: dies. (Hrg.), *Johann Georg Forster's Briefwechsel*, 1. Theil, Leipzig 1829, zit. n. *Enzensberger, Ein Leben in Scherben*, 165.

„einer Einzelnen zuliebe niemals dem ganzen Geschlecht untreu zu werden“³¹ und verdrehte daher mehreren Damen gleichzeitig den Kopf. Schon vor der Heirat mit Forster war Therese für Meyers Avancen nicht ganz unempfänglich gewesen, doch hatte man eine weitere Gefühlsverstrickung durch die rasche Abreise nach Wilna abwenden können. Das Ehepaar Forster blieb Meyer als Brieffreund verbunden, denn der freundliche und redengewandte Meyer vermochte auch Forster für sich einzunehmen. Liebesschwüre und Küsse, die brieflich hin und her geschickt wurden, waren nicht bedrohlich gewesen, nun aber, zurück in Göttingen, nahm die Geschichte eine dramatische Wendung. Was genau im Einzelnen sich zugetragen haben mag, ist nicht mehr zu erschließen, da Therese Forster-Huber alle sie kompromittierenden Schriftwechsel vernichtet hat. Eines steht jedoch fest: Die Liaison zwischen Therese und Meyer ging entschieden zu weit, sodass der alte Hofrat Heyne sich gezwungen sah, hier ein Machtwort zu sprechen und Meyer nach England zu verbannen. Es ist die Rede von hässlichen Szenen, die sich am Wochenende des 19. und 20.01.1788 abspielten und bei denen Forster „von tausenderley ängstlichen und zum Theil zerreißen den Gefühlen ergriffen“³² wurde und überstürzt nach Berlin abreiste. Leider sind die Verwicklungen in der Affäre mit Meyer nicht mehr ganz aufzudecken, da auch Forsters schriftliche Stellungnahme aus Berlin nicht erhalten ist. Uhlig spricht in diesem Zusammenhang vom Beginn einer später planmäßig betriebenen „Verstümmelung von Forsters Briefwechsel, wodurch sie [Therese] nachträglich ihre Eheprobleme zu verschleiern“³³ gesucht habe. Ihrem Vater gegenüber versuchte sie sich zu rechtfertigen, dass Forster ihr Anerbieten, sich von Meyer zu trennen, zurückgewiesen habe:

Wie ich merkte, was Forsters Ruhe störte, bot ich ihm gleich an, meinem Umgang mit Meyer abubrechen oder Göttingen zu verlassen. Ich bot es ihm bei jeder Heftigkeit von seiner Seite an, und er schwor und ver-

³¹ Enzensberger, *Ein Leben in Scherben*, 167.

³² An Johann Georg Zimmermann, Göttingen, 20.1.1788, AA XV: *Briefe Juli 1787 - 1789*, bearb. v. Horst Fiedler, Berlin 1981, 95.

³³ Uhlig, *Georg Forster*, 221.

sicherte immer, Meyer stände ihm nicht im Weg, sondern nur mein Kaltsinn.³⁴

Einige Jahre später, einen Monat nach Forsters frühem Tod, beharrte sie in einem Brief an Caroline Böhmer noch einmal auf dieser Darstellung:

Nun kamen wir zurück, und er wurde elend, denn nun sah er, ich hatte ihn nie geliebt. Damals bot ich ihm an, bat, flehte, mich von Meyer zu trennen. Er wollte nicht, er wollte, ich sollte ihn lieben und Meyers Freundin sein. [...] Forster hatte damals meine Seele empört – er wußte, ich liebe einen anderen – er war der Vertraute meiner Unklugheit – er hätte mich einen stillen Lebensweg führen können und bestürmte mich mit Sinnlichkeit. Nun fiel ich in Verzweiflung. Ich war allem Gefühl abgestorben, und verfolgte jede Spur desselben mit fanatischer Bitterkeit. Nur Forsters Wohlstand, sein Hauswesen war meine Absicht – ihm musste ich immer, immer gut seyn – er war mir teuer und wert in jeder Rücksicht, wo ich nicht sein Weib war, aber wo ich seine Sinne berührte, musste ich mit den Zähnen knirschen. Ich sah mich endlich vor eine Hündin an, die das Männliche niederwirft – ich sah es wie die Erniedrigung der Menschheit an – ich hatte ein Grad menschenhassender, alles Gefühl verabscheuender Bitterkeit, die seinem guten Herzen wohl meistens entging.³⁵

Hier deutet Therese Forster eine angeblich sexuelle Unverträglichkeit an, ein Punkt, auf dem sie immer wieder in ihren späteren Erinnerungen beharrt. Auch in diesem Brief an Caroline beteuert sie:

Wie ich heiratete, war ich unschuldiger als ein Kind. Ich ward erst vier Wochen nach meiner Hochzeit Frau, weil die Natur uns nicht zu Mann und Frau bestimmt hatte. Ich weinte in seinen Armen und fluchte der Natur, die diese Qual zur Wollust geschaffen hatte – endlich gewöhnte ich mich daran.³⁶

Meyer war jetzt zwar in England, aber Forsters Ruhe war dahin. Das Zerwürfnis mit seiner Frau hatte ihn zutiefst getroffen und er er-

³⁴ Therese Forster an Christian Gottlob Heyne, 27.1.1788, in: Huber, *Freiheitsliebe*, 50.

³⁵ Therese Forster an Caroline Böhmer, 25.2.1794, in: Ebd., 71-72.

³⁶ Ebd., 71.

krankte in Berlin, wo ihn Spener und seine Frau liebevoll pflegten. Das schwere Gallenfieber, das ihn ergriffen hatte, deutete er selbst als „die Folge des Verdrusses der mich herbrachte“.³⁷ Doch Therese bat ihn um Verzeihung und er kehrte nach Göttingen zurück. Hier schrieb er an Spener:

Jetzt habe ich alle Ursachen vollkommen ruhig zu seyn. Ich habe mit meinem lieben Weibe Rücksprache genommen, alles ganz bis auf den Grund abgehandelt, und zu meiner grössten Freude finde ich, dass sie über das Vergangene vollkommen einstimmig mit mir denkt, das unnatürliche, oder besser unzweckmässige des vorigen Verhältnisses einsieht, und fortan durch mich glücklich seyn zu wollen verspricht. Dass nun einige Zeit verstreichen muss, bis überall die Wunden vernarbt sind, ist begreiflich; und die Erfahrungen von ein paar Tagen beweist mir schon, dass alles seinen guten Gang gehen wird.³⁸

Forster hatte sein Herz ganz an Therese verloren und hätte alles dafür gegeben, mit ihr in Liebe und Eintracht zu leben. In einem Brief an Zimmermann schrieb er in jener bewegten Zeit:

Was neulich in meinen innersten Verhältnissen vorgegangen ist, hat mich sehr gebeugt, und mehr als jemals von der Welt abgesondert. Ich habe sonst geglaubt, ich sey wohl ehrgeizig, allein bey dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß das eigentlich nicht wahr ist. Liebe, ist das einzige Gefühl, in welches ich Leidenschaft legen kann. Ich danke Gott, daß ich Aussicht habe zur Wiederherstellung eines Glücks, daß auf eine so betrübte Weise gestört ward; ich will gern sterben, wenn ich noch ein paar Jahre die Seligkeit wieder genoßen habe, die ich in glücklichen Tagen kannte.³⁹

Zu diesem Zeitpunkt konnte Forster nicht wissen, dass er diese erhofften „paar Jahre Seligkeit“ mit seiner Frau nie mehr genießen würde. Sie blieb zwar bei ihm, aber sie liebte ihn nicht und ließ ihn dies spüren. Der russisch-türkische Krieg hatte – wie zu vermuten war – die Südseeexpeditionspläne zum Erliegen gebracht und Forster musste Ausschau nach einer neuen Anstellung halten. Diese fand sich bald durch die Vermittlung des Schwiegervaters Heyne, der als Auto-

³⁷ An Johann Georg Zimmermann, 16.-19.2.1788, AA XV, 107.

³⁸ An Spener, 5.3.1788, AA XV, 116.

³⁹ An Zimmermann, 10.3.1788, AA XV, 122.

rität in Bibliotheksangelegenheiten Forster nach Mainz vermittelte. Sein Gehalt war mit 1.800 Gulden höher als das der meisten Professoren und der Kurfürst versprach noch einen Wohnungszuschuss. Durch die großzügige Abfindung, die die Zarin ihm für die entgangene Südseeexpedition hatte zukommen lassen, und die neue Bestallung in Mainz war Forster von allen finanziellen Nöten fürs erste befreit. Immer wieder hat ihn ein gnädiges Schicksal von seinen Schulden erlöst, die sich bei ihm in rasanter Weise anhäuferten, obgleich er in durchweg gut besoldeten Ämtern stand. Auch der ungeheure Fleiß, den er an den Tag legte, und die damit verbundenen zusätzlichen hohen Einnahmen aus Veröffentlichungen schützten ihn nicht vor immer neuen Schuldenfallen. Dies scheint aber für das Ehepaar kein Grund für Auseinandersetzungen gewesen zu sein, man lebte in saturierten Verhältnissen, hielt sich einen Bedienten, Magd und Köchin, zeitweise sogar eine eigene Kutsche und Pferde, Klagen über durch Geldmangel bedingte Einschränkungen finden sich jedenfalls im Ehebriefwechsel keine.

Auch der neue Lebensabschnitt in Mainz fand in einer sehr angenehmen häuslichen Umgebung statt. Forster mietete eines der neu gebauten, recht luxuriösen Professorenhäuser in der Mainzer Innenstadt, unterhielt gesellige Zirkel, fuhr nach Eltville in die Sommerfrische und freute sich an dem lieblichen Klima der Rheingegend. Alles, was Rang und Namen hatte und durch Mainz kam, machte Besuch bei dem berühmten Weltumsegler, Schriftsteller und Professor Georg Forster, so auch Wilhelm von Humboldt. In seinem Tagebuch erinnerte er sich später:

Gegen Abend ging ich zu Forsters. Ich fand sie allein. Das Gespräch fiel auf Freundschaft, Liebe, eheliches Glück und Unglück. Sie beklagte den Zustand der Mädchen und Weiber. Ich sagte es sei nur die Schuld der Männer, sie schob es mehr auf die Mütter, die die Ideen der Töchter über die Ehe nicht genug berichtigten. Besonders erwähnte sie des Falles, wo der Mann ein guter Mann wäre, wo die Frau ihn liebte, wo er aber doch nicht stark und fein genug empfinde, kurz, wo er ihr nicht nah käme. Ich empfahl alsdann einen Vertrauten. Sie ergriff die Idee so begierig, daß ich gleich merkte, es sei ihre eigene schon längst vorher gewesen. Nun sprachen wir über Rechtmäßigkeit und Unrechtmäßigkeit hiervon und über das unbillige Urteil der Welt, vorzüglich der Weiber. Über-

all schimmerte, wie es mir schien, durch, daß sie ihre eigene Geschichte erzählte.⁴⁰

Am Ende resümiert Humboldt:

Ich hatte unendlich viel Freude bei diesem ganzen Gespräch. Es ist ein herrliches Weib. So unendlich viel Geist, so ausgebreitete Kenntnisse, die sich überall zeigen, nicht selbst zeigen, aber in ihren Resultaten, in den Urteilen, der gebildeten, passenden ergreifenden Sprache, und dann soviel Herz, so viel warmes, wahres, und auch nicht im geringsten überspanntes Gefühl. Zu tadeln find ich, daß sich ihre große, große Lebhaftigkeit zuviel in Gebärden äußert. Das geht manchmal ins Unweibliche. Schön ist sie nicht. Ihr Gesicht sieht sich eben beinah ungleich. Manchmal ist sie sogar hässlich, und sehr hässlich. Sie hat dann ganz das Gesicht des Vaters, schielt auch mit dem einen Auge wie der Vater. Aber manchmal weiß sie auch in ihren Mienen eine Güte, eine Grazie zu legen, die hinreißt.⁴¹

Doch nicht nur Humboldt war dem Charme Thereses ganz erlegen. Eine neue Krise bahnte sich an in der Gestalt Ludwig Ferdinand Hubers. Der nicht gerade sehr begabte Schriftsteller hielt sich seit 1788 als sächsischer Legationsrat in Mainz auf und konnte es gar nicht erwarten, den berühmten Forster zu sehen, dem er nach Frankfurt entgegeneilte, um ihm im Folgenden nicht mehr von der Seite zuweichen. Forster, dem die Bewunderung des zehn Jahre Jüngeren schmeichelte, freundete sich mit dem jungen Mann an, der auch Therese geradezu anbetete. Huber kam aus Dresden, wo ihn die Bühnenleidenschaft mit Gottfried Körner und Minna und Dora Stock zusammengeführt hatte; mit der Kupferstecherin Dora Stock war er seit einigen Jahren verlobt. Der zweisprachig aufgewachsene Huber – die Mutter war Französin – übte sich früh in Übersetzungen, ansonsten aber glänzte er mehr als Billardspieler in Richters Kaffeehaus in Leipzig, „die einzige körperliche Anstrengung, zu der er mit seiner kurzen eingedrückten Brust fähig war“⁴², wie Ulrich Enzensberger in seiner Forster-Monographie anmerkt. Huber war alles in allem kein Mann

⁴⁰ Wilhelm von Humboldt, Tagebuch, Mainz, den 7.10.1788, in: Huber, *Freiheitsliebe*, 55-56.

⁴¹ Ebd., 57.

⁴² Enzensberger, *Ein Leben in Scherben*, 189.

von Aufsehen erregenden Talenten, auch sein Fleiß hatte Grenzen und alles was er später als Journalist zu leisten vermochte – so jedenfalls das Urteil Klaus Harpprechts – hatte er Georg Forster zu verdanken.⁴³ Huber zog als Untermieter in Forsters Haus ein und begann ein Liebesverhältnis mit dessen Frau. Die Missstimmigkeiten, die nun entstanden, ertrug Huber mit stoischer Gelassenheit. Den nicht gerade maskulinen, schwächtigen, wenig begabten Huber einem Mann wie Georg Forster vorzuziehen, war schon den Zeitgenossen nur schwer erklärlich. Der Forster-Biograph Harpprecht versucht eine Erklärung und fällt dabei ein ver-nichtendes Urteil über Therese und Huber: „Duldete ihr herrischer Geist“, schreibt er,

keine Persönlichkeit von der Statur, die Georg trotz seiner Schwächen gewonnen hatte: Im Gespräch und am Schreibtisch, in der Prägnanz seines politischen Urteils, die Tiefe der historischen Einsicht? Bezwang er nicht jeden Partner durch die Vitalität und den Witz seiner Konversation? Bewunderten ihn nicht die Frauen, trotz der faulen Zähne und der Blatternarben, die sein Gesicht entstellten? Begegnetem ihm nicht nahezu alle Großen von gleich zu gleich? War er nicht, trotz der leeren Brieftasche, auf seine Weise im Leben erfolgreich? Warfen ihm die Verleger die Vorschüsse nicht geradezu nach? Wer im Kreise der Freunde hätte sagen können, dass er pro Jahr wenigstens 2.000 Reichstaler verdiene? Seine Erotik mochte ungeschickt, ja brutal sein (ob schon dies der Weichheit seines Wesens auf seltsame Weise widersprochen hätte): Doch dieser kleine und zierliche Mann war trotz einer femininen Empfindsamkeit seines Geschlechtes sicher. Dies alles ließ sich von Huber nicht sagen. Vielleicht verbarg sich darin die Anziehung für Therese? Sein Intellekt war zweitrangig: Umso heller glänzte ihr Verstand. Sein Selbstgefühl verletzte selten die Grenzen der (ein wenig künstlichen) Bescheidenheit: Umso freier konnte sich das ihre entfalten. Seine Eitelkeit hielt sich auf vertrackte Weise zurück: Umso leichter durfte sie ihrem Hang zum Eigenlob nachgehen. Er raffte sich selten aus seiner indolenten Gelassenheit auf: Umso weniger musste sie ihre Betriebsamkeit zähmen. Seine Sexualität begegnete ihr niemals fordernd: Umso eher konnte sie von dem passiven Partner erbitten, was ihr wohl tat.⁴⁴

In der sich nun abzeichnenden *Ménage a trois* gab es eigentlich nur Verlierer. Auch eine kleine, im April 1789 stattfindende Reise zum

⁴³ Vgl. Harpprecht, *Georg Forster oder die Liebe zur Welt*, 469.

⁴⁴ Ebd., 473-474.

Freund Jacobi nach Düsseldorf konnte die Stimmung der Eheleute Forster nicht dauerhaft aufhellen. Insbesondere Therese vermochte es nicht, sich mit den beiden Jacobi-Schwestern anzufreunden, verhartete vielmehr trotzig in ihrem ehelichen Unglück und machte keinen Hehl daraus, dass sie schwanger war und ungern ein zweites Kind erwartete. Bei einem gemeinsamen Spaziergang sprang sie ständig auf steinerne Bänke hinauf und wieder hinunter, so dass Lene Jacobi den Verdacht äußerte, sie tue das wohl, um ihre ungewollte Schwangerschaft abzubrechen, worauf Therese sich natürlich empörte.⁴⁵ Sie erinnerte sich später in einem Brief an Reinhold vom 12.02.1808:

Ich verhehlte nicht, daß ich ungern wieder Mutter würde – ich war damals in der schrecklichsten Epoche meines Lebens, wo ich mit Haß jedes Gefühl aufrecht erhielt – aber meine Art unglücklich zu sein, erlaubte nie eine Jammercontenance – damals, 23 Jahre alt, sprang ich wie ein Reh – lieber Gott! [...] Da kam's, daß ich bei einem Spaziergang neben der steinernen Brücke immer an einer Seite auf die Bank hinauf sprang und an der anderen herab, so neben den beiden soliden Schwestern heranwandelnd. Sagt mir die Lene, ich thäte das wohl, um meinen Zustand zu vernichten.⁴⁶

Im November des Jahres wurde Clara, Forsters zweite Tochter, geboren. So waren nun drei Mädchen im Haus, denn die sechsjährige Jeannette Heyne, die jüngste Tochter des Göttinger Hofrats, lebte mehrere Monate mit der Forsterschen Familie, damit die kleine Therese eine Spielgefährtin hatte.

Im März 1790 trat Georg Forster dann mit dem jungen Alexander von Humboldt eine größere Reise an, die er später in seinen *Ansichten vom Niederrhein* in unvergleichlicher Form niedergeschrieben hat. Forsters Reisebriefe an seine Frau Therese sind erfüllt von einem Überschwang der Gefühle und einer zärtlich verehrenden Liebe. Umso härter traf es ihn, als er bei seiner Rückkehr entdecken musste, dass Therese und Huber noch intensiver zusammengerückt waren. Ob er sich je damit abgefunden hatte, die Liebe seiner Frau mit einem ande-

⁴⁵ Vgl. Uhlig, *Georg Forster*, 244.

⁴⁶ Therese Huber an Joh. G. Reinhold, 12.2.1808, zit. n. Enzensberger, *Ein Leben in Scherben*, 185.

ren Mann teilen zu müssen, ist nicht zu ersehen. In einer Andeutung ist von „fatale[n] häusliche[n] Angelegenheit[en]“⁴⁷ die Rede. Im Juni 1791 und im April 1792 brachte Therese die Tochter Luise und den Sohn Georg zur Welt, die beide nach wenigen Monaten wieder verstarben. Allem Anschein nach waren diese Kinder nicht von Forster, obgleich er sie legitimiert hat. Alle Anzeichen sprechen dafür, dass ihr Vater Huber war, da er auch in der Sterbestunde des kleinen Georg um ihn war und Forster wenig Anteil an Tod und Begräbnis des Kindes nahm. Später äußerte er Caroline Böhmer gegenüber: „Hubers Kinder blieben nicht am Leben“⁴⁸, was dann für noch weitere Kinder zutraf, deren Geburt und Tod Forster jedoch nicht mehr miterlebt hat. Insgesamt gebar Therese zehn Kinder, es überlebten aber nur die beiden ältesten Forster-Mädchen und zwei von acht Kindern aus der Beziehung mit Huber. Im Juli 1810 erinnerte sich Therese in einem Brief an Emil von Herder:

Heute ist's der Jahrestag, daß mir im Jahre 1792 ein Sohn starb. Er war in jeder Rücksicht ein Kind der Thränen, zu früh geboren, weil mein gequältes Gemüt den Körper zerstörte, hatte ihn nur die künstliche Sorgfalt erhalten – wie die höhersteigende Sonne die Früchte reifte, entwickelte sich plötzlich Leben in ihm, das Kind ward schön, wie ein Engelsbild. [...] Wie der Knabe ins Grab getragen ward, sah ich ihm von meinem Fenster nach und weinte. Da zürnte Forster und sagte: ‚Bis ich auch dahingetragen werde, wird nichts besser werden.‘ Da fühlte ich, dass wir schlechter wurden vom Beisammenleben, denn ich mußte ihn unmenschlich finden und mußte meine Indignation verhehlen. Aber da ich immer zu sterben hoffte und sein Unglück mein bitterster, ja mein einziger Schmerz war – denn er war ja mein böses Gewissen –, so nahm meine Sehnsucht, jedes Gute ihm zu thun, nicht ab.⁴⁹

Forsters Leid war grenzenlos, doch er versuchte den Alltag zu meistern, ging seinen täglichen Verrichtungen als Bibliothekar, Schriftsteller und Übersetzer nach, unterhielt gesellige Zirkel in seinem Haus, an denen auch Caroline Böhmer, nachdem sie nach Mainz gezogen

⁴⁷ Forster an Friedrich Heinrich Jacobi, 18.9.1790, AA XVI: *Briefe 1790 bis 1791*, bearb. v. Brigitte Leuschner, Berlin 1980, 191.

⁴⁸ Zit. n. Uhlig, *Georg Forster*, 274.

⁴⁹ Therese Huber an Emil von Herder, 24.7.1810, zit. n. Enzensberger, *Ein Leben in Scherben*, 220-221.

war, regelmäßig teilnahm, kurzum: Man versuchte sich einzurichten und dem ehelichen Desaster einen Anschein von Normalität zu geben. Außenstehenden waren die Verhältnisse nicht unbedingt deutlich, man sprach zwar in Mainz über diese seltsame Dreiecksgeschichte, aber Goethe erinnerte sich beispielsweise an einen Besuch bei Forsters, der mit der heitersten Stimmung einhergegangen sei:

Sodann verbracht' ich mit Sömmerrings, Huber, Forsters und andern Freunden zwei muntere Abende [...] was gab es da nicht für Anlässe, Anklänge, in einem natürlichen, angeborenen und angewöhnten Vertrauen! Die Freiheit eines wohlwollenden Scherzes auf dem Boden der Wissenschaft und Einsicht verlieh die heiterste Stimmung. Von politischen Dingen war die Rede nicht, man fühlte, daß man sich wechselseitig zu schonen habe: denn wenn sie republikanische Gesinnungen nicht ganz verleugneten, so eilte ich offenbar, mit einer Armee zu ziehen, die eben diesen Gesinnungen und ihrer Wirkung ein entschiedenes Ende machen sollte.⁵⁰

Goethes Besuch fiel in das Jahr 1792 und damit in das Jahr der Mainzer Republik. Das Ehepaar Forster begeisterte sich für die Revolution wie viele andere Intellektuelle in Mainz. Caroline Böhmer übersiedelte mit ihrer kleinen Tochter Auguste von Marburg nach Mainz, um in der Nähe der Familie Forster am Revolutionsgeschehen teilzunehmen. Am 07.11. des Jahres trat Forster dem Jacobinerclub bei, am 15.11. entwickelte er hier in seiner ersten großen Rede *Ueber das Verhältniß der Mainzer gegen die Franken* die Konzeption, die von den Franzosen angebotene Republikanische Verfassung anzunehmen, also der Republik beizutreten. Da machte es sich nicht gut, dass einen Monat später Therese darauf bestand, die Stadt Mainz, an die die Front bedrohlich herangerückt war, mit den beiden Kindern zu verlassen und nach Straßburg zu gehen. Bei aller Begeisterung für die Idee der politischen Freiheit hatte Therese aber mehr die Lösung ihrer persönlichen Probleme im Auge und es steht zu vermuten, dass sie von Anfang an mit Huber gemeinsame Pläne hatte, mit ihm im Ausland zu leben. Offenbar wurde hier schon die Scheidung ins Auge gefasst, ohne dass Forster eingeweiht war. Später versuchte sie diesen

⁵⁰ Johann Wolfgang Goethe, „Campagne in Frankreich“, 23.8.1792, in: *Goethes Werke, Hamburger Ausgabe*, hrg. v. Erich Trunz, 8. Aufl., München 1982, X, Autobiographische Schriften II, 189.

Schritt in einem Brief an die Frau Johann Jacob Hottingers in Neuchâtel zu rechtfertigen:

Unsere Freunde sahen Forster als das Haupt der mainzer Revolution an, und drangen darauf mich mit den Kindern in Sicherheit zu bringen, damit er freyer handeln könnte, der Mann den ich liebte [hiermit meint sie Huber, M. M.-B.], der vom 3. Nov. an schon entfernt war beschwor Forster meine Gesundheit und mein Leben zu retten, und Forster schickte mich nach Strasburg.⁵¹

Caroline Böhmer war dieser Schritt vollkommen unverständlich: „Therese ist nicht mehr hier“, schrieb sie am 17.12.1792 an Meyer:

Sie ist mit den zwei Kindern nach Strasburg gegangen – warum – das fragen Sie mich nicht. Menschlichem Ansehn nach, ist es der falscheste Schritt, den sie je getan hat, und der erste Schritt, den ich ohne Rückhalt mißbillige. Sie, die über jeden Flüchtling mit Heftigkeit geschimpft hat, die sich für die Sache mit Feuereifer interessirte, geht in einem Augenblick, wo jede Sicherheitsmaßregel Eindruck macht, und die jämmerliche Unentschiedenheit der Menge vermehrt – wo sie ihn mit Geschäften überhäuft zurückläßt – obendrein beladen mit der Sorge für die Wirtshaft – zwei Haushaltungen ihn bestreiten läßt, zu der Zeit, wo alle Besoldungen zurückgehalten werden. Das fällt in die Augen. Er wollte auch nicht – ich weiß weder welche geheime Gründe sie hat, noch welche sie ihm geltend machte – sie hats aber durchgesetzt.⁵²

Forster blieb allein in Mainz zurück und vermisste bitterlich Frau und Kinder. Caroline Böhmer, die dieses Drama nicht mit ansehen konnte, stellte Therese und Huber brieflich zur Rede, sodass diese nun Forster endlich reinen Wein einschenkten. Sie eröffneten ihm in zwei gleichzeitigen Briefen ihren Plan, nach dem Therese sich von Forster scheiden lassen und Huber heiraten wollte. Caroline erinnerte sich später daran, wie niedergeschlagen Forster reagierte, und dass er ihr gegenüber geäußert habe, seine älteste Tochter Therese zu sich nehmen und Clara bei seiner Frau und Huber lassen zu wollen, „denn

⁵¹ Therese Forster an die Frau Johann Jakob Hottingers, 16.11.1793, zit. n. Hahn, „*Alles ... von mir*“, 23.

⁵² Caroline Böhmer an F. L. W. Meyer, 17.12.1792, in: *Caroline. Briefe aus der Frühromantik*, I, 278-280.

Hubers Kinder blieben nicht am Leben, und er wolle sie nicht aller Kinder berauben, man habe es an George und Luise gesehn⁵³. Auch ihrem Vater gegenüber gestand nun Therese ihre Scheidungspläne ein:

In Strasburg fingen sich meine und Hubers Ideen an zu entwickeln, wir sahen nun die Möglichkeit einer Scheidung, die ich für eine Gewissenssache halte wenn ein Weib einem Manne nicht mehr gehören mag. [...] In der Zeit wo ich noch überlegte war Forster so edel, mich zu einer Erklärung aufzufordern. [...] Er verzeiht mir unendlich großmütig meine Untreu, die er immer wuste; er will mein Freund sein. Dieses ist ein Glück, daß mich mehr rührt als alle Ruhe die mir die Beendigung einer 5 Jahr lang fortgesetzten Verstellung gab.⁵⁴

Dem Vater gegenüber gestand sie also ein fünf Jahre währendes Verhältnis mit Huber, ohne dass Forster wirklich wusste, woran er war. Wenn sie von „Verstellung“ spricht, hat sie ihren Mann offenbar über die Tragweite ihrer Handlungen und Überlegungen im Unklaren gelassen. Erst in Strassburg fand sie den Mut, die Dinge ins rechte Licht zu rücken und dann ging sie auch gleich noch den nächsten Schritt und setzte sich mit den Kindern nach Neuchâtel ab, eine neutrale preußische Enklave in der Schweiz. Als sechs Monate später auch noch Huber nach Neuchâtel zog, blieb für Forster kaum mehr Hoffnung, seiner Ehe noch einmal eine Wendung zu geben. Im März 1793 fuhr er als Mainzer Deputierter nach Paris und hatte zunächst noch die Vorstellung, die Familie könne hierher übersiedeln und mit ihm gemeinsam in der französischen Hauptstadt leben. Da dies wegen Thereses Republikflucht nicht möglich war, fragte er wiederholt bei ihr an, ob er in die Schweiz kommen könne, was ihm aber abgeschlagen wurde.⁵⁵ Nach und nach wurde ihm klar, dass er mit Therese und den Kindern alles verloren hatte und sein Lebensglück dahin war. Aus seinem einsamen Pariser Hotel in der Rue de Moulin schrieb er folgende Zeilen an Therese:

Ich kann nicht mit Dir leben und kann Dich auch nicht entbehren; es ist unmöglich, daß ich je durch Liebe beglückt werde, denn nie kann ein an-

⁵³ Zit. n. Uhlig, *Georg Forster*, 319.

⁵⁴ Ebd., 319.

⁵⁵ Vgl. Ebd., 329.

derer Gegenstand mich rühren und mein Herz so erfüllen – und ich liebe so ganz unbedingt, so hingegeben! ich liebe noch ebenso mit dem zerfleischenden Bewußtsein, nie, nie! glücklich gewesen zu sein, nie Gegenempfindungen erregt zu haben, folglich nie erwecken zu können. Wünsche nicht diese Hölle zu fassen, sondern wünsche, daß ich einsehen lerne, womit ich sie verdient habe, damit ich ruhiger und mit dem Schicksal versöhnter sterbe.⁵⁶

Arbeitsam, wie sein Leben immer gewesen war, ging er auch in Paris verschiedenen Tätigkeiten nach, machte Pläne für neue Projekte und traf auf interessante Menschen wie etwa auf Mary Wollstonecraft, die gerade ihre *Vindication of the Rights of Women* publiziert hatte, was einen großen Eindruck bei ihm hinterließ. Doch all dies verhinderte nicht, dass er nicht immer wieder wehmütigen Gedanken an seine Familie nachhing, wenn er etwa – wie auf seiner in politischer Mission angetretenen Reise nach Flandern – auf Spaziergängen für seine Kinder Vergissmeinnicht pflückte.⁵⁷ Es schmerzte ihn ungeheuerlich, dass er sie nicht aufwachsen sehen und für sie da sein konnte. „Glückliche Kinder geben glückliche Menschen!“ schreibt er. „Alle Verstimmung des Charakters hat seinen wahrscheinlichsten Grund in diesen frühen Eindrücken“.⁵⁸ Da er in seiner eigenen Kindheit so vieles hatte entbehren müssen, wusste er, wovon er sprach. Am 16.06.1793 schickte er seiner Tochter Therese ein kleines Geschenk und teilte ihr mit, wie sehr er sie vermisse:

Meine liebe Tochter, ich schicke Dir durch Mamsell Boulanger ein Halstuch, ein Taschentuch und einen Fingerhut. Das Halstuch thust du des Abends um, wenn du im Kühlen spazieren gehst; das Taschentuch brauchst du, wenn du bei deiner Mutter nächst, denn es ist eine Scheere, ein kleines Federmeßer, eine Schnürnadel und ein Ohrlöffel drin, auch ein fleckchen Tuch um Nähnadeln drauf zu stecken, und eine Tasche um Zwirn drin aufzuheben. Es ist auch ein kleiner Spiegel drin; ich rathe dir aber, daß du niemals hineinguckst, ausgenommen des Morgens, um zu sehen, ob du auch rein gewaschen bist. [...] Ich wäre so gern bey dir und deiner Schwester und deiner Mutter; aber ich kann nicht zu euch kom-

⁵⁶ An Therese Forster, 17.6.1793, AA XVII: *Briefe 1792 bis 1794 und Nachträge*, bearb. v. Klaus-Georg Popp, Berlin 1989, 370.

⁵⁷ Vgl. Uhlig, *Georg Forster*, 334.

⁵⁸ An Therese Forster, 21.8.1793, AA XVII, 428.

men und ihr könnt nicht zu mir, weil es nun ein schlimmer Krieg ist und wir alle kein Geld zum reisen haben. [...] Lebt wohl, meine lieben Kinder und habt euch lieb untereinander. Ich bin euer treuer und zärtlicher Vater Forster.⁵⁹

Forster war durch die politischen Entwicklungen, aber vor allem durch den Verlust seiner Familie aus der Bahn geworfen. Nichts konnte ihm Therese und die Kinder ersetzen, er konnte seine innere Ruhe, sein Gleichgewicht nicht mehr finden: „Ich war gewiß für häusliches Glück geschaffen“, schrieb er im Juni 1793 an seine von ihm getrennt lebende Frau,

ich war nützlich als Mensch und wär es als Mensch, als Vater und Freund, als Gatte immer mehr geworden. Alles ist zerrüttet, alles hin; ich kann nicht mehr die Ruhe der Seele finden, die zur Arbeit unentbehrlich ist; ich kann mich mit der toten Einsamkeit nicht aussöhnen und hasse sie doch noch weniger als die traurige Gesellschaft der Menschen.⁶⁰

Da die Briefe, die Therese in diesem Ehedrama hätten kompromittieren können, verschwunden sind, fällt es schwer, das Zerwürfnis der Eheleute im Einzelnen nachzuvollziehen. In der Literatur wird Thereses Ehe mit Huber allgemein als glücklich bezeichnet und auch Affären sind nun nirgends mehr in Sicht. In den zehn Ehejahren mit Huber (dieser starb 1804) bekam Therese sechs weitere Kinder, von denen jedoch nur zwei überlebten. Von den vielen Schwangerschaften und Geburten erschöpft, begann sie Medikamente und Opium zu nehmen. Um die immer größer werdende Familie zu ernähren, unterstützte sie Huber in dessen schriftstellerischer Tätigkeit und gab eigene Arbeiten zunächst unter seinem Namen heraus. Erst nach Hubers Tod publizierte sie unter eigenem Namen.

Therese Huber wird heute in einer Reihe genannt mit den großen Schriftstellerinnen um 1800, deren Leistungen lange nicht bekannt waren und die erst in den letzten Jahrzehnten – im Zuge der Genderforschung – die ihnen gebührende wissenschaftliche Würdigung erfahren. Für Therese Huber wird dieses Desiderat unter der Federfüh-

⁵⁹ An Tochter Therese, 16.6.1793, AA XVII, 368-369.

⁶⁰ An Therese, 17.6.1793, AA XVII, 370.

rung von Magdalene Heuser in der Therese Huber Arbeitsstelle in Osnabrück aufgearbeitet.⁶¹ Georg Forster hatte sich also eine Ehefrau gesucht, die ihm geistig durchaus gewachsen war und stark und selbstbewusst ihre persönlichen wie beruflichen Ziele verfolgte – eine Frau auf Augenhöhe sozusagen. Als Tochter des großen Heyne in Göttingen war sie in einem bildungsbürgerlichen Umfeld aufgewachsen, das auch der Stärkung des weiblichen Selbstbewusstseins förderlich war. Forster liebte diese Frau bis ans Ende seiner Tage. Warum sie ihn aber nicht mehr lieben konnte oder vielleicht nie geliebt hat, kann aus den vorhandenen Quellen nicht wirklich erschlossen werden. Es ist schon möglich, dass sie in der Beziehung zu Meyer oder Huber selber mehr glänzen konnte als an der Seite Forsters, des berühmten Weltumseglers, des brillanten Schriftstellers und Wissenschaftlers, dem alle Herzen zuflogen und alle Türen offen standen. Doch in seinem Verhältnis zu ihr war Forster schwach. Hier hätte sie sich nach eigenen Aussagen mehr Stärke, mehr Durchgreifen gewünscht: „Hätte er mich von Ferdinand trennen wollen, ich hätte mich nie widersetzt – ich habe es ihm dreymal angeboten, aber sein Herz war zu weich“,⁶² schrieb sie kurz nach seinem Tod an Caroline Böhmer. Fast der gleiche Wortlaut findet sich in einem Brief an ihren Vater vom 27.01.1788, als es um ihre Liaison mit Meyer ging:

Forster wollte mein Anerbeten, mich von Meyer zu entfernen, nicht annehmen, und noch 4 Wochen oder kürzer vor der traurigen eklatanten Szene Meyers eignes Anerbieten nicht, sondern behauptete, er sei nicht eifersüchtig.⁶³

Diese Schwäche Forsters wird auch von Caroline in vielen Briefen bestätigt. 1792, nachdem Therese Mainz verlassen hatte, charakterisiert sie Forster in einem Brief an Meyer:

Er ist der wunderbarste Mann – ich hab nie jemanden so geliebt, so bewundert und dann wieder so gering geschätzt. Er ging seinen politischen Weg durchaus allein und tat wohl daran. [...] Er geht mit einem Adel –

⁶¹ Vgl. Therese Huber, *Briefe*, I-IX, hrg. v. Magdalene Heuser, Tübingen 1999 ff.

⁶² Zit. n. Hahn, „*Alles ... von mir*“, 20.

⁶³ Therese Forster an Christian Gottlob Heyne, 27.1.1788, in: Huber, *Freiheitsliebe*, 50.

einer Intelligenz – einer Bescheidenheit – einer Uneigennützigkeit – wär es nur das! aber im Hinterhalt lauscht Schwäche, Bedürfnis ihres Beifalls, elende Unterdrückung gerechter Forderungen – auffahrendes Durchsetzen geringeres. Er lebt von Attentionen und schmachtet nach Liebe, und kann diesen ewigen Kampf ertragen – und hat nicht die Stärke sich loszureißen, die man auch da, wo man Superiorität anerkennt, haben müßte, wenn es uns mit uns selbst entzweite. [...] Dieses Mannes unglückliche Empfänglichkeit, und ihr ungroßmütiger Eigennutz verdammen ihn zu ewiger Qual.⁶⁴

Warum konnte sich Forster aus dieser Qual nicht befreien? Weder schlug er seinen Nebenbuhler aus dem Feld noch gestand er sich ein, dass seine Ehe gescheitert war, was spätestens zu dem Zeitpunkt, als Therese zwei Kinder von Huber zur Welt brachte, während sie mit Forster verheiratet war, nötig gewesen wäre. Dreiecksverhältnisse hat es zu allen Zeiten gegeben, sie lösen sich in der Regel auf, mal mehr mal weniger schmerzhaft für die Beteiligten. In der Zeit um 1800 finden wir in den bildungsbürgerlichen Kreisen eine Vielzahl von Ehescheidungen, die durch die Französische Revolution nun auch gesetzlich erleichtert worden waren. Sophie Mereau trennte sich von ihrem Mann und heiratete Clemens Brentano, Dorothea Veit verließ ihren Gatten, um die Frau Friedrich Schlegels zu werden, Caroline Böhmer war nach den Revolutionswirren eine neue Ehe mit August Wilhelm Schlegel eingegangen, löste diese aber wieder auf, nachdem sie den Philosophen Schelling kennen und lieben gelernt hatte. Es konnte aber auch dramatischer zugehen wie bei Caroline von Günderode. Ihre Liebe zu dem Heidelberger Altphilologen Friedrich Creuzer, der seine Ehefrau zunächst verlassen wollte, den Schritt dann aber doch nicht wagte, war der Auslöser für ihren Freitod in Winkel am Rhein im Jahr 1806.⁶⁵

⁶⁴ Caroline Böhmer an Meyer, 17.12.1792, in: *Caroline. Briefe aus der Frühromantik*, I, 279-280.

⁶⁵ Vgl. Margarete Susman, *Frauen der Romantik*, Frankfurt/M 1996 und Katja Behrens, „*Alles aus Liebe, sonst geht die Welt unter*“. *Sechs Romantikerinnen und ihre Lebensgeschichte*, Weinheim/Basel 2006. Vgl. auch Marita Metz-Becker, „*Madame Luzifer*“ – Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling“, in: *Bad Women. Luder, Schlampen und Xanthippen*, hrg. v. Baerbel Becker, Berlin 1989, 28-33.

Kann auch Forsters früher Tod auf sein „häusliches Unglück“ zurückgeführt werden? Der Schwiegervater Heyne jedenfalls litt unbeschreiblich bei der Nachricht vom frühen Tod des geliebten Forster und fand den Brief der Tochter ‚schimpflich‘, in dem sie ihm mitteilte, dass nun endlich die Eheschließung mit Huber stattfinden könne. Georg Forster war am 10.01.1794 einsam und allein in seinem Pariser Exil gestorben, nachdem er Therese und die Kinder im November noch einmal drei Tage in dem kleinen Grenzort Travers bei Neuchâtel getroffen hatte. Er war ein Jahr von seinen Kindern getrennt gewesen und hatte alles darangesetzt, sie noch einmal zu sehen. Unter schwierigsten Bedingungen – quasi unter Einsatz seines Lebens, denn er konnte als Angehöriger der Französischen Revolutionsregierung leicht in Spionageverdacht geraten – arrangierte er dieses Wiedersehen, bei dem er seiner Frau und seinen Kindern auch eine größere Geldsumme mitbrachte. Zurück in Paris aber wurde ihm erneut die Aussichtslosigkeit seiner Lage deutlich und er erkrankte schwer. Seine Glieder schmerzten, er bekam Fieber, konnte das Bett nicht mehr verlassen, magerte bis zum Skelett ab, schrieb dennoch fast täglich an Therese und die Kinder – auch seine allerletzten Zeilen sind an sie gerichtet. Der ehemalige Mainzer Hofrat Philipp von Haupt drückte Forster am 10.01., einem trüben Januartag, die Augen zu und verfasste einen Nachruf, der am 18.01.1794 im *Moniteur* erschien. „Der Redakteur der Zeitung“ schreibt Ludwig Uhlig,

der Forster selbst gekannt hatte, bestand gegen Haupts Willen darauf, als eine der Todesursachen ‚häusliche Bekümmernisse‘ (‚quelques chagrins domestiques‘) anzuführen.⁶⁶

Dass ihm die Zerwürfnisse mit Therese zum „Urteil“ werden würden, hatte Caroline Böhmer bereits ein Jahr zuvor im oben zitierten Brief an Meyer vorausgesagt: „Ich habe wohl gedacht“, schreibt sie,

ob man ihm die Augen öffnen könnte – es versteht sich, daß ich nicht mittelbar noch unmittelbar dazu beitragen darf und werde – ich habe gefunden, man würde seine Liebe töten können, aber seine Anhänglichkeit nicht. Spricht ihm das nicht sein Urteil? Sie beschäftigt, sie amüsiert ihn – das kann ihm kein Wesen ersetzen – darum ist sie einzig – sie reizt sei-

⁶⁶ Uhlig, *Georg Forster*, 342.

ne Eitelkeit, weil er sieht, daß sie auch andre beschäftigt, und daher nie erfährt, wie nachteilig die Urteile sind, die selbst diese von ihr fällen. Wer sie nicht mag, flieht sie – ein neuer Triumph! So hält sie ihn – geht hin, und nutzt seinen Namen, und führt ihn mit Stolz. Das ist nicht billig – ach und doch verdient ers. Guter Forster, geh und klag die Götter an.⁶⁷

⁶⁷ Caroline Böhmer an Meyer, 17.12.1792, in: *Caroline. Briefe aus der Frühromantik*, I, 280.

Meta Forkel-Liebeskind und Georg Forster: Nur eine Arbeitsbeziehung – oder auch Freundschaft?

Monika Siegel

Meta Forkel-Liebeskinds Begegnung mit Georg Forster in Mainz möchte ich eine glückliche Fügung nennen. Er half ihr bei der Bewältigung ihrer Lebenskrise, sie wurde ihm eine wichtige Mitarbeiterin.

Wer war Meta Forkel-Liebeskind? Ein unbekannter Bibliothekar der Jagiellönsi-Universität, der ihre Briefe an Helmina von Chézy katalogisiert hatte, vermerkte dazu in schönster Sütterlin-Schrift:

Meta Liebeskind! Ein jetzt ganz verschollener Name! Die Frau war aber einst bedeutend, war in vielen Kreisen beliebt und anregend thätig, und ihre schriftstellerischen Arbeiten, die sich nur bescheiden und meist ohne Namen in die Öffentlichkeit wagten, wurden höchlich geschätzt. Sie war eine vertraute Freundin der einst auch hochgefeierten, wegen Schönheit, Geist und Sitte vielfach verehrten Elisabeth von Stägemann.¹

Zuerst möchte ich über die Person Meta Forkel-Liebeskind sprechen, konzentriere mich in diesem Zusammenhang aber auf die familiären Berührungspunkte mit Familie Heyne und komme dann zum eigentlichen Thema, eben der Mitarbeit in Forsters „Übersetzungsfabrik“ und damit verbunden dem freundschaftlich zu nennenden Verhältnis zwischen beiden während deren Ehekrise.

Meta Forkel-Liebeskind wird 1765 in der damals für besonders fortschrittlich geltenden Universitätsstadt Göttingen als Tochter des Philosophieprofessors und Theologen Rudolf Wedekind und dessen

¹ Beizettel zu den aus dem Varnhagen-Nachlass stammenden sechs Briefe von Meta Forkel-Liebeskind an Helmina von Chézy, Jagiellönsi-Universität, Krakau. Vgl. auch Wilhelm Dorow (Hrg.), *Erinnerungen für edle Frauen von Elisabeth von Stägemann. Nebst Lebensnachrichten über die Verfasserin und einem Anhang von Briefen*, 2 Bde., Leipzig 1846.

Ehefrau Sophia Magdalena, geb. Morrien geboren. Meta², so werde ich sie ab jetzt zumeist nennen, ist also 9 Jahre jünger als Georg Forster, beide prägt jedoch die Vielseitigkeit der Ideen und die Virulenz ihrer Zeit, die sie in je eigener Weise zu nutzen wissen. Als liberal erzogene Professorientochter wird Meta früh mit der intellektuellen Kultur vertraut, in der literarische, philosophische, gelehrt wissenschaftliche und praktisch-reformerische Schriften miteinander konkurrieren und sich gegenseitig befruchten. Wie viele kluge Frauen und Männer ihrer Epoche erkannten sowohl Meta als auch Forster die optimistischen Potentiale dieser Bewegungen, litten aber auch unter den Verhältnissen ihrer Zeit. Ihre für eine Frau sehr umfangreiche Bildung verdankt Meta neben der universitären Kultur, nicht zuletzt ihrem fünf Jahre älteren Bruder, Georg Wedekind, der als Kind stark kränkelte und an einem durch die Pocken verursachten Sehfehler litt. Beides scheint sein frühes Lernverhalten beeinträchtigt zu haben. In seinen Memoiren bekennt er: „Sowohl Privatlehrer als die öffentlichen bei der Schule haben wenig bei mir ausgerichtet“³. Erst an der Universität im Alter von 15 Jahren muss sich sein Lernverhalten elementar verändert haben. Zunächst jedoch war der Vater von den Lernfortschritten seines Sohnes nur mäßig erfreut, was der Erziehung Metas zugute kam.

Wie Heinrich Edelhoff, der Biograph von Metas erstem Ehemann, bezeugt, soll sie „ein ungewöhnlich frühreif begabtes Kind“⁴ gewesen sein. Der Erziehungswille des Vaters ging bei seiner Tochter weit über den Unterricht von Musik, Tanz, Konversation und die Vermittlung weiblicher Tugenden hinaus. Aus einem Brief an die spätere Freundin Elisabeth Stägemann erfahren wir, dass Meta u.a. mit Mathematik und Geometrie traktiert wurde, sodass sie noch in späteren

² In der Familie wurde Sophie Margarethe Dorothea „Gretgen“ genannt. Sie selbst unterzeichnet ihre Briefe später mit Meta. Ich schließe mich dieser selbstgewählten Namensgebung an.

³ Handschrift *Meines Vaters Lebensgeschichte. Erste Lebensperiode von der Geburt bis zur Beendigung des Universitätsstudiums, 1761-1780*. Privatbesitz Frau Dr. Heidenreich, jetzt HSTA Darmstadt.

⁴ Heinrich Edelhoff, *Johann Nikolaus Forkel. Ein Beitrag zur Geschichte der Musikwissenschaft*, Göttingen 1935, 34.

Jahren „ein Schauer überlief“⁵, wenn sie Zirkel oder Reißfeder ansah. In einem weiteren Brief an die gleiche Freundin heißt es dann etwas versöhnlicher: „Mein Vater wollte mir eine wissenschaftliche Bildung geben; ich musste Sprachen, Musik und Zeichnen lernen und ich lernte das erstere leicht.“⁶

Dass gerade Göttingen zu einem Hort von gebildeten jungen Damen wird, Klaus Harpprecht spricht von den Göttinger Professoren-Mamsellen, ist neben der akademischen Atmosphäre dem Unterricht der Töchter durch Studenten zu verdanken. Diese wohnen häufig zur Untermiete bei Professoren, essen am gleichen Tisch, und finden sich dort zu den Kollegs ein. Bei den sog. Professoren-Mamsellen handelt es sich neben Meta Wedekind um Caroline Michaelis, Therese Heyne und die etwas jüngere Dorothea Schlözer. Die Frage, ob Frauen über Verstandeskräfte verfügen, die den Anforderungen an einen durchschnittlichen Doktoranden gleichkommen würden, hätte wahrscheinlich jeder Göttinger Professor mit ja beantwortet, insbesondere nachdem August Ludwig von Schlözer seine Tochter zu einer derartigen Versuchsordnung antreten ließ.⁷ Der von Rudolf Wedekind geleistete oder zumindest organisierte Unterricht scheint nicht ganz so streng gewesen zu sein wie der des Kollegen Schlözer, denn das damals eher verpönte Romanlesen scheint Meta fast übermäßig betrieben zu haben. Dies macht jedenfalls ihr eigenes literarisches Debüt deutlich: Der Briefroman *Maria*⁸ ist sehr umfangreich, umfasst mehr als 700 Seiten und ist kompliziert angelegt – im wesentlichen Abbild ihrer eigenen Lektüre und Erfahrung. Der Roman erscheint 1784 bei Weidmanns Erben und Reich in Leipzig, keiner schlechten Verlegeradresse! Thematisch berührt sie darin die aufgeklärt tugendhaften Lehren des Vaters, zum Beispiel das Lob der einfachen Lebensführung oder die Vorurteilslosigkeit gegen untere Stände.⁹ Diese ethi-

⁵ Dorow, *Erinnerungen für edle Frauen von Elisabeth Stägemann*, I, 17.

⁶ Ebd.

⁷ Vgl. Bärbel Kern u. Horst Kern, *Madame Doctorin Schlözer. Ein Frauenleben in den Widersprüchen der Aufklärung*, München 1998, 120.

⁸ Meta Forkel-Liebeskind, *Maria. Eine Geschichte in Briefen*, 2 Bde., Leipzig 1784.

⁹ Der Vater war zwischen 1746 und 1778 Verfasser einer erklecklichen Zahl von moralischen Wochenschriften. Vgl. Martin Weber, *Georg Chris-*

schen, moralischen Handlungsprinzipien werden aber von einem weiblichen Standpunkt her neu definiert. Wie viele Frauen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts versuchte Meta die Fesseln des Herkömmlichen abzustreifen und in ihrem Roman neue Lebensperspektiven für Leserinnen zu entwerfen. Sie wendet sich gegen die Konvenienz-Ehe und beklagt die seelischen Nöte junger unverheirateter Frauen. Die Spuren von Metas nicht absolut weiblicher Sozialisation und die damit sehr viel weiter gesetzten Grenzen ihres Erfahrungsraumes werden in dem Roman insbesondere in den Passagen über Kindererziehung und weibliche Bildung spürbar. Zur Zeit der Veröffentlichung des Romans war Meta 19 Jahre alt. Das bedeutet, sie muss etwa mit 17/18 Jahren mit der Niederschrift begonnen haben, also kurz nach ihrer Eheschließung. Verfasst wird der Roman nicht, wie man bei einer jung verheirateten Ehefrau und Mutter vermuten könnte, in Göttingen, sondern in der Geburtsstadt ihrer Mutter, in Einbeck.

Seit 1781 ist sie mit ihrem ersten Ehemann, dem akademischen Musikdirektor der Göttinger Universität und Autor musiktheoretischer Schriften, Johann Nikolaus Forkel, verheiratet. Sie hat ihn als ihren Klavierlehrer kennen gelernt und er ist doppelt so alt wie sie, dennoch müssen wir von einer Liebesheirat ausgehen. Wie wir aus einem Brief ihres Bruders wissen, hatte die Mutter einen jüngeren Kandidaten favorisiert. Was Metas Verhältnis zu Forkel betrifft, so spricht der Bruder sogar von „feuriger Verliebtheit“¹⁰.

Zu Forkels Schülern in Göttingen gehören August Wilhelm Schlegel, Ludwig Tieck, Heinrich Wackenroder und Wilhelm von Humboldt, die Brüder Friedrich und Karl von Raumer und Wolf Graf von Baudissin. Allgemein anerkannt war damals, wie im Übrigen noch heute,

tian Gottlieb Wedekind (1761-1831). Werdegang und Schicksal eines Arztes im Zeitalter der Aufklärung und der französischen Revolution. Inauguraldissertation, Mainz 1984.

¹⁰ Brautbriefe von Georg Wedekind an Wilhelmine Moller, HstA Darmstadt.

seine „Allgemeine Geschichte der Musik“¹¹. Mit der Romantik kann Forkel allerdings so wenig anfangen wie die Mehrzahl seiner Göttinger Universitätskollegen, die an ihren rationalistischen Leitbildern festhalten. Forkel hat sich der Pflege des musikalischen Werkes Johann Sebastian Bachs leidenschaftlich verschrieben – und außer den Söhnen Bachs erkennt er kaum Musiker seiner Zeit an. Forkels Musikkritiken sind schonungslos und oft von persönlichem Ressentiment begleitet. Vor allem von den damals sehr erfolgreichen Gluck’schen Opern spricht er mit Abscheu. Der Musikhistoriker Müller, der in Göttingen studiert hatte, lernt Forkel in dessen ersten Göttinger Jahren kennen und beschreibt ihn als kalten Verstandesmensch. Ein Kenner von Forkels Musik, dem wir ein vorurteilsloses Urteil zutrauen können, ist der zweite Ehemann von Meta Forkel, Johann Heinrich Liebeskind. Er schreibt über die wöchentlichen Winterkonzerte und deren Proben: „dass wirklich Stücke von Bedeutung z.B. Haydn’sche Symphonien [...], Graun [und] Händel mit [...] viel Genauigkeit und Delicatesse ausgeführt werden“. Daneben nennt er Forkel einen „vortrefflichen Klavierspieler“ und „auch als Gelehrter [ist er] ein Mann, der Göttingen Ehre macht“¹².

An dieser Stelle möchte ich noch auf eine weitere Facette von Forkels Charakter hinweisen, die mit Forsters Schwiegervater Gottlob Heyne verknüpft ist und von Therese Heyne niedergeschrieben wurde. Forkel wurde demnach durch einen Onkel Thereses in die Familie Heyne eingeführt „[...] und [er Forkel] ward nach und nach entschiedener Liebhaber [der Mutter] und blieb es bis zu ihrem Tod“¹³. Sowohl bei dem Onkel, einem Lautenspieler, als auch bei Forkel handelte es sich um Musiker – und Thereses Mutter war die Tochter des seiner Zeit berühmten Musikers Weiß. Die Geschichte mit dem Liebhaber Forkel muss man also nicht so eng sehen, denn die Verbindung basierte

¹¹ Ottmar Wessely (Hrg.), *Einleitung zu Forkels „Allgemeine Geschichte der Musik“*, I, Graz 1967.

¹² Johann Heinrich Liebeskind, *Rückerinnerungen von einer Reise durch einen Theil von Teuschland, Preussen, Kurland und Liefland, während des Aufenthaltes in Maynz und der Unruben in Polen*, Königsberg-Straßburg 1975, 224.

¹³ Ludwig Geiger, *Therese Heyne 1767-1829. Leben und Briefe einer deutschen Frau*, Berlin 1900, 5.

wohl eher auf der „Macht der Musik“. Auch Meta Forkel-Liebeskind sah das so. Sie schreibt im Jahr 1818 in einem Brief an Therese: „Das Verhältniß zu der verstorbenen H.y.e. [Heyne] habe ich immer nur für platonische Schwärmerei gehalten, obwohl F. eigentlich zu solcher wenig gestimmt war.“¹⁴

Kurz nach der Geburt des ersten Sohnes veröffentlicht Meta einen Aufsatz im „Hannoverschen Magazin“, der ihr Interesse für Pädagogik auffällig werden lässt. Ein Kernsatz darin lautet: „... Mich dünkt, die gute Erziehung besteht hauptsächlich darin, unsrer Natur, so viel wie möglich zu folgen. Wir müssen nicht den eigentümlichen Charakter des Kindes umzubilden suchen, sondern wir müssen ihn nur verhindern auszuarten.“¹⁵ Die Rousseausche Lektüre lässt sich hier nicht verleugnen.

Zurück zu Metas Roman: *Maria* findet in Göttingen durchaus große Resonanz, stößt aber in anderen Teilen des Landes auf Ablehnung. Wie schon erwähnt basiert der Roman u. a. auf eigenen Erfahrungen, so dass sich, wie der Medizinprofessor Kästner es ausdrückte, einige Personen darin wiedererkannten, vor allem die „dasigen Damen“¹⁶. Außerdem hat sie Georg Christoph Lichtenberg gegen sich aufgebracht, in dem sie die Kontrahenten im sog. ‚Beh, Beh- und Bäh, Bäh-Streit‘ in ihrem Roman verspottet. Dieser hitzige Disput wird damals zwischen Gottlob Heyne und dessen Schüler Johann Heinrich Voß in den „Göttingischen Anzeigen“ und im „Deutschen Museum“ ausgefochten. Es geht um die Aussprache des griechischen Eta in Form eines ä oder e, was Lichtenberg zu einem Artikel mit dem Titel „To bäh or not to bäh, that is the question“¹⁷ veranlasst. Lichtenberg

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Originalbrief einer Mutter von achtzehn Jahren an eine Freundin, als diese ihr nach der Niederkunft zum erstenmal geschrieben hatte, Hannoversches Magazin, 101.tes Stück, Freitag, den 19.ten Dezember 1783, Sp 1609-1612.

¹⁶ Brief an Friederika Baldinger, vom 26. April 1784, in: Abraham Gotthelf Kästner's Selbstbiographie und Verzeichnis seiner Schriften nebst Heyne's Lobrede auf Käster, hrg. v. Rudolf Eckart, Hannover 1909.

¹⁷ Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen vom 3. April 1780, zit. nach Joachim Kalka: „To bäh or not to bäh. Kleine Glosse zum großen

findet an Metas Wiedergabe dieses Gelehrtenstreits dennoch keinen Gefallen und schreibt in einem Brief an Friedrich Nicolai:

Eine Gans unserer Stadt, die Frau Music Director Forkel, hat einen Roman in Leipzig drucken lassen, worin sie ebenfalls die Sache so vorstellt, als hätte ich so für e wie Voß für ä gestritten.¹⁸

Metas Roman erfährt keine Neuauflage und in den nächsten Jahren tritt sie mit keinen weiteren literarischen Werken an die Öffentlichkeit. Sie fühlt sich gekränkt und von den Göttinger Gelehrten verachtet. In dieser schwierigen Situation stürzt sie sich zu allem Überfluss in mehrere Liebesabenteuer. Zum Verhängnis wird ihr die Liaison mit Gottfried August Bürger, der sie mit ziemlich geschmacklosen Versen verspottet. Die verzweifelte Lage, in der sich Meta seinerzeit befindet, ist offensichtlich. Ihre Ehe kriselt, und in Göttingen ist sie zum Gegenstand übler Nachrede geworden. 1788 flüchtet sie nach Berlin, um bei Johann Jacob Engel (Schriftsteller und Populärphilosoph, später Direktor des Berliner Hof- und Nationaltheaters) ihre Schreib- und Übersetzungsfertigkeiten weiterzubilden. Ihr folgt der ehemalige Göttinger Theologiestudent Karl Günther Friedrich Seidel¹⁹, der uns später ebenfalls als Übersetzer unter Forsters Regie begegnet. Wie Meta den damals renommierten Johann Jakob Engel kennengelernt hat, ist nicht gesichert. Möglich ist, dass Meta durch Therese und Georg Forster von Engel gehört hat, die ihn 1785 in Berlin auf Ihrer Reise nach Wilna kennengelernt hatten – und ein Jahr vor Metas Ausflug nach Berlin (1787) waren die Forsters nach Göttingen zurückgekehrt.²⁰

Streit zwischen Voß und Lichtenberg“, in: *Georg Lichtenberg. 1742-1799. Wagnis der Aufklärung*, München-Wien 1992, 186.

¹⁸ An Friedrich Nicolai, 20.03.1785, in: Georg Christoph Lichtenberg, *Briefwechsel*, II, 69.

¹⁹ Carl Günther Friedrich Seidel aus Hannover hat sich am 8. Mai 1783 in Göttingen für Theologie eingeschrieben. Vgl. Matrikel der Göttinger Georg-August-Universität zu Göttingen, hrg. v. Götz von Selle.

²⁰ Dass Meta bei Engel in Berlin war, geht u.a. aus einem Brief von Georg Forster aus Mainz an seinen Schwiegervater Christian Gottlob Heyne vom 6. Oktober 1789 hervor: „Sie ist in Berlin bey Engeln und durch seine Hülfe Schriftstellerin geworden.“ Georg Forsters Werke. *Sämtliche*

Während Metas einjährigem Aufenthalt hat sie unter Engels Regie die *Skizze der Regierung Georg III.*²¹ aus dem Englischen und die ersten Bände des *Lebens der Königin Elisabeth von England* von Luise Félicité Kéralio²² aus dem Französischen übersetzt.

Somit wären wir bei meinem eigentlichen Thema angelangt, der Zusammenarbeit zwischen Georg Forster und Meta Forkel-Liebeskind:

Den Sommer 1789 verbringt Meta zusammen mit ihrem nunmehr sieben Jahre alten Sohn Carl Gottlieb und ihrer Mutter in Mainz, im Hause ihres Bruders Georg Wedekind, der seit 1787 zu den Leibärzten des Kurfürsten gehört und eine Professur für Medizin an der Mainzer Universität innehat. Während dieses Besuches tritt Meta in engeren Kontakt mit Therese und Georg Forster. Im gleichen Jahr wird Forster vom Kurfürsten Friedrich Karl Josef von Erthal als Universitätsbibliothekar zu Mainz angestellt und damit Nachfolger von Johannes Müller. Müller kennt Forster bereits aus Kassel und hat sich neben dem Schwiegervater Gottlob Heyne für Forsters Berufung nach Mainz eingesetzt. Forster und Wedekind sind protestantischen Glaubens, was den Kurfürsten nicht von deren Berufung an die Universität abhält. Ganz konfliktfrei verläuft die Arbeit beider allerdings nicht. Umso mehr fühlen sie sich durch ihre fortschrittliche Geisteshaltung in der schwierigen Situation zwischen aufgeklärtem Katholizismus und den Intrigen der Konservativen verbunden.

Schriften, Tagebücher, Briefe, hrg. von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin (fortan zit. als AA), XV: *Briefe Juli 1787-1789*, Berlin 1981/82, 345.

²¹ Horace Walpoles (1717-1797) Lebenserinnerungen, 1847 in deutscher Sprache erschienen, enthalten Beiträge zur Geschichte der Regierung Georgs II. und Georgs III. Bei Meta Forkels Übersetzung handelt es sich um einen Ausschnitt dieses Werks, den Walpole selbst noch zu Lebzeiten veröffentlicht hatte.

²² Die Übertragung der *Histoire d'Elisabeth, Reine d'Angleterre, tirée des écrits originaux anglais* erschien 1789-1793 in Berlin, so dass wir davon ausgehen müssen, dass Meta Forkel nur einen kleinen Teil übersetzt hat. Die letzten vier Bände wurden lt. Meusels *Gelehrtem Teutschland* von Heinrich Würtzer übersetzt, der Göttingen ebenfalls 1788 verlassen hatte, wo er bis dahin als Privatdozent tätig war.

Die identitätsstiftenden Gemeinsamkeiten erstrecken sich auch auf den privaten Bereich. Wedekind ist Hausarzt der Familie Forster, und seine kleine Tochter Sophie und Forsters Tochter Therese sind Freundinnen. 1791 steht Wedekind Pate bei Forsters Tochter Johanna, und acht Wochen später übernimmt Forster dieses Amt bei Wedekinds Sohn Georg.

Verstärkt werden die Wedekind-Forsterschen Familienbeziehungen noch durch Metas Eintreffen in Mainz, denn Forster erkennt sofort ihr Talent zum Übersetzen und verschafft ihr sogleich Arbeit. Für Meta bedeutet die Verbindung mit Forster umgekehrt die Möglichkeit, über weitere zwei Jahre ihre finanzielle Unabhängigkeit zu beweisen. Unter Forsters Regie nutzt sie den Aufenthalt in Mainz, um *Brissons Reisen und Schiffbruch*²³ aus dem Französischen zu übersetzen.

Meta Forkel soll in der Folge noch sehr viele Übersetzungen unter Forsters Namen und Revision erledigen. Sie verfügt neben hervorragenden Sprachkenntnissen und der relativ fundierten Ausbildung durch den Vater über fast alle Voraussetzungen, die ein guter Übersetzer mitbringen muss. Sie ist mit den intellektuellen Diskussionen, die in der Universitätsstadt Göttingen geführt werden, vertraut, lebt sozusagen in Tuchfühlung mit der Gelehrtenwelt. Darüber hinaus versprechen ihre schriftstellerischen Ambitionen und ersten Übungen bei Jakob Engel ein handwerkliches Können. Forster muss also auf dieses Talent aufmerksam werden. Und er wird nicht enttäuscht: Nach kurzer Zeit wird Meta zu seiner wichtigsten und zuverlässigsten Mitarbeiterin.

Das Übersetzen ist in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts so sehr in Mode geraten, dass es an Konkurrenz nicht fehlt. Sowohl die wirtschaftlich schlechte Lage der Gelehrten als auch die Konkurrenz zwischen den Verlegern führt zu einem Übersetzerboom. Dies hängt zum einen mit dem deutschen Buchmarkt selbst zusammen, der die Bedürfnisse vor allem nach Sachliteratur nur unzureichend bedient. Zum anderen orientieren sich die Deutschen noch immer stark an

²³ *Geschichte des Schiffbruchs und der Gefangenschaft des Herrn von Brisson*, aus dem Französischen, erschienen 1790 in Frankfurt.

den Kulturen des europäischen Auslandes. Angesichts dieses hohen Interesses an fremdsprachigen Literaturen passen sich die Verlage an die Lese- und Informationsbedürfnisse eines breiter werdenden Lesepublikums an und begünstigen das serienmäßige Übersetzen in einem solchen Maße, dass man bald schon abwertend von ‚Übersetzungsfabriken‘ spricht. Der Verleger und Buchhändler Nicolai hat dieses manufakturartige Übersetzen in seiner Satire *Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothbankers* (1773) bissig angeprangert. Der Magister spricht von berühmten Leuten,

[...] die die Uebersetzungen im Großen entrepreniren [...], und die sie hernach wieder an ihre Unterübersetzer austheilen. Diese Leute haben von allen neuen übersetzbaren Büchern, in Frankreich, Italien und England die erste Nachricht. An diese wenden sich alle Buchhändler, die Uebersetzungen haben wollen. Sie märzen die Fehler der Unterübersetzer aus, oder bemänteln sie mit ihren vornehmen Namen; denn mehrentheils sind Entrepreneure von dieser Art stark im Vorredenschreiben [...].²⁴

Die Beschreibung trifft durchaus auch auf Forster zu. Die eigentliche Übersetzungsarbeit erfolgt in mehr oder minder enger Zusammenarbeit mit dem Unterübersetzer. Andererseits darf man die Beziehung zu seinen Mitarbeitern, zu ihnen gehöre unter anderen auch Ludwig Ferdinand Huber, nicht als einseitiges Geschäftsverhältnis betrachten. Forster zieht Literaten aus dem engsten Freundeskreis für seine Übersetzungen heran und pflegt mit ihnen einen regen geistigen und seelischen Austausch. Sein Hauptmotiv für den Einsatz fremder Mitarbeit ist zweifelsohne Zeitmangel.

Die vergnügten Wochen in Mainz und die neugegründete Arbeitsgemeinschaft und Freundschaft mit der Familie Forster eröffnen Meta eine erweiterte Lebensperspektive, die ihr letztendlich auch den Mut gibt, nach Göttingen zurückzukehren. Mit einem um Verständnis werbenden Brief versucht Forster, seinen Schwiegervater Heyne

²⁴ Christoph Friedrich Nicolai, *Leben und Meinungen des Magisters Sebaldus Nothbanker*, Berlin/Stettin 1773-1776, zit. n. Geneviève Roche, „Völlig nach Fabrikart“, in: Rolf Reichardt und Geneviève Roche (Hrsg.), *Weltbürger – Europäer – Deutscher – Franke. Georg Forster zum 200. Todestag*. Ausstellungskatalog, Universitätsbibliothek Mainz 1994, 102.

für Meta einzunehmen, und ihr damit ein wenig die Rückkehr zu erleichtern. Forster schreibt:

Wegen der Madam Forkel erlauben Sie mir, ein Vorwort bey Ihnen einzulegen. Die arme Frau hat sich während ihres hiesigen Aufenthaltes äußerst gut aufgeführt, und ist sehr oft in meinem Hause gewesen. Sie ist gewis ungleich mehr zu beklagen als zu verurtheilen. Wenn Sie davon nähere Belege wünschten, könnte Therese oder ich, Ihnen ihre Geschichte und Verhältnisse mit dem Egoisten den sie zum Manne hat, erzählen. Herr Bürger und Hr. Sartorius und die HE.Schlegel sind auch unverantwortlich mit ihrem Namen umgegangen.²⁵

Wie Forster weiter berichtet, hat Meta allerdings einen gewichtigen Grund für diese Reise und ist ohne Illusionen darüber, was sie in Göttingen erwarten wird. Forster schreibt weiter:

[...] jetzt, da sie sich wegen ihrer Verwandten und weil HE. Forkel mit ihrem Vermögen nicht zum Besten gewirthschaftet, hat entschließen müssen, zu ihm nach Göttingen zurückzukehren, wo sie nun wohl wenig Freunde außer dem Hause, und wenig Schonung von der Prüderie und der Bosheit der göttingischen Frauenzimmer zu hoffen hat, wünscht sie in dieser Carriere [im Übersetzen] fortzufahren.²⁶

Nach *Brisson* übersetzt Meta die *Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland* von Hesther Lynch Piozzi. Christian Gottlob Heyne beantwortet diesen Brief nicht sehr freundlich und bemängelt bei allem Verständnis:

Der Mde. Forkel will ich gern mit den nöthigen Büchern helfen. Die gute Frau! wenn das Übersetzen sie nur zu einer guten Haußfrau machte! Von daher kam doch der erste Quell des Übels! Das Forkel nicht weniger Schuld haben mag, zweifle ich gar nicht; daß sie auch selbst mehr zu bedauern als anzuklagen ist, gebe ich zu. Sie konnte auch ihre Intriguen spielen. Aber sie sollte doch den äusserlichen Wohlstand beobachten, und nicht den Tag zehnenmal als eine Schlumpe und Bacchante über die Straße laufen.²⁷

²⁵ An Heyne, 6.10.1789, AA XV, 345.

²⁶ Ebd., S. 345.

²⁷ An Heyne, 18.10.1789, AA XVIII: *Briefe an Forster*, bearb. v. Brigitte Leuschner, Berlin 1982, 257.

Meta denkt offenbar nicht daran, sich in Göttingen zu verstecken. Abgesehen davon, dass sie gelegentlich im unpassenden Straßenkleid das Haus verlässt, arbeitet sie unermüdlich für Forster. Sofort nach der Piozzi übersetzt sie *Benjowsky's Reise durch Sibirien und Kamschatka*, die ebenfalls in Herbst 1790 erscheint. Georg Forster hat die Übersetzung Benjowsky's bereits während seiner mehrmonatigen Reise in England angekündigt. Während dieser Abwesenheit scheint freilich Meta Forkel den Text weiter bearbeitet zu haben und ist daher als Autorin dieser Übertragung anzusehen. Die Vorrede ist natürlich von Forster selbst, auch hat er die Übersetzung überarbeitet, aber der Name des Vaters, Reinhold Forster, der lediglich einige Anmerkungen beigefügt hatte, firmiert als einziger gleich nach dem Titel. Meta als Hauptakteurin wird dagegen verschwiegen; was freilich in den damaligen Übersetzerfabriken üblich ist. Das aus heutiger Sicht nicht ganz korrekte Verhalten geht dabei weniger auf Forsters Eitelkeit zurück als auf verlegerische Interessen. Forsters und seines Vaters Ruf in der Fachwelt stehen für wissenschaftliche Kompetenz.

Noch ein paar Worte zu Nicolaus Forkels verantwortungslosem Umgang mit Metas väterlichem Erbe. Forkel lebt durchaus bescheiden, gibt aber sehr viel Geld für diverse Sammlungen aus, die im Zusammenhang mit seiner großangelegten Musikgeschichte stehen. Seine Bibliothek umfasst mehr als 500 größere musikalische Werke und eine große Anzahl von Kupferstichen. Der sonst so pedantische Forkel bemächtigt sich nicht nur Metas Mitgift und Erbe, er schreckt auch nicht davor zurück, ihre Übersetzungshonorare zu unterschlagen.

Um dies zu verhindern, dringt Forster bei seinem Schwiegervater darauf, Meta das Honorar direkt auszuhändigen.

Bereits 1789/90 hat Meta auf eine Trennung in beiderseitigem Einvernehmen gehofft. Geschieden wird die Ehe erst 1794.

Noch im Jahre 1790 beginnt Meta mit der Übersetzung von *David Ramsays Geschichte der Amerikanischen Revolution*. Auch Therese Forster bemüht sich offenbar um Übersetzungsaufträge für Meta. In einem

Brief an Bertuch vom 11. Mai 1790, möchte sie einer jungen Frau Übersetzungsaufträge verschaffen.

Im Mai 1791 reist Meta Forkel, um in Forsters Nähe zu sein, erneut nach Mainz. Schon zu Beginn des Jahres, am 8. Januar, hat Forster gegenüber seinem Verleger Voß von einem „sehr guten Gehülfen“ berichtet. Voß ist zunächst nicht mit der Übersetzung einverstanden und verlangt von Forster eine zweite Revision, für die dieser jedoch keine Zeit findet, sodass Metas alter Freund aus Göttingen und Berlin, Günther Friedrich Seidel, die restlichen zwei Bände übernimmt. In dieser Form wird *David Ramsays Geschichte* 1794 bei Voß verlegt.

Neben der immer wieder an Voß gerichteten Bitte um Übersetzungsaufträge erwirkt Forster in diesem Jahr sogar eine Gehaltserhöhung für Meta auf 5 Reichsthaler pro Bogen, im Durchschnitt liegt das Honorar für Hilfsüberstzer bei 2 Reichsthalern.²⁸

Im Juni 1791 unternimmt Forster mit Meta zusammen eine kleine Erholungsreise nach Karlsruhe – und überhaupt intensiviert sich ihre Beziehung in diesem Sommer, wird noch enger und freundschaftlicher. Ein erotisches Abenteuer zwischen Meta und Forster scheint mir dennoch unwahrscheinlich. Therese Forster zeigt, anders als bei Caroline Michaelis-Böhmer, keinerlei eifersüchtige Regung. Abgesehen davon, dass Meta eine enorm fleißige Mitarbeiterin ist, von der Forster nicht wenig profitiert, rührt es an, wie sehr er sich um die Verbesserung ihrer finanziellen Situation kümmert und hält in den Göttingern immer wieder kleine Verteidigungsreden, die ihr das alltägliche Leben in dieser Stadt erleichtern sollten.

Die Bekanntschaft mit Georg Forster ist in vieler Hinsicht für Meta ein großes Glück. Sie findet in ihm einen verständnisvollen Freund, lernt durch ihn und ihre Übersetzungen andere Kulturen kennen, die ihr die provinzielle Enge und Borniertheit ihrer übrigen Umgebung

²⁸ An Voß, 11.11.1791, AA XVI: *Briefe 1790-179*, bearb. v. Brigitte Leuschner Berlin 1980, 356. Sehr begehrte Übersetzer erhielten 5-15 Taler. Geneviève Roche veranschlagt Forsters Honorar auf 10, bei Voß vielleicht auf 15 Taler.

zwar noch deutlicher werden lassen, zugleich aber auch helfen, sie leichter zu ertragen. Vermutlich lernt sie im gleichen Jahr ihren zweiten Ehemann, Johann Heinrich Liebeskind, kennen.

Einen Einblick in Forsters privates Verhältnis zu Meta gibt der Brief vom 12. Dezember 1791, in dem er ihr gesteht, wie sehr er sie vermisst:

Ich wollte, Dein Vortheil und Dein Vergnügen wären einverstanden, Dich den Aufenthalt in Mainz vor dem in Göttingen wählen zu lassen; so füllte sich für mich wieder eine Lücke, die ich noch seit Deiner Abreise nicht ersetzt finde. Du bist mir eine nachsichtsvollere Freundin als alle andere um mich her, und soviel Selbstverläugnung habe ich noch nicht gelernt, das Angenehme dieser Empfindung entbehren zu mögen, wenn ich es genießen kann. Das schlimme von der Sache ist, daß ich Dir dagegen so unnütz bin. - Weg damit! [...] und so freu ich mich dann dunkel des kommenden Sommers. [...] Lebwohl und schreibe mir bald. Ich bin unveränderlich und innig Dein F.²⁹

Als vertraute Freundin der Forsters kennt Meta seinen Kummer mit Therese, die sich von ihm trennen will. Doch Forster zieht eine *ménage à trois* mit Ferdinand Huber vor. Dieser Charakterzug Forsters, sich mit dem Unabwendbaren lieber zu arrangieren und es hinauszuzögern, anstatt der Beziehung ein Ende zu setzen, mutet seltsam an. Bereits 1788 drohte seine Ehe an einem Dritten, damals war es Friedrich Wilhelm Meyer, zu zerbrechen. Therese hoffte auf Scheidung, doch Meyer zieht sich nach England zurück. Lichtenberg, für den Forster einige Beiträge für den Göttinger Taschenkalender geschrieben hatte und ein wissenschaftliches Magazin mit herausgab, erahnt für diese Ehe, die 1785 geschlossen wird, nichts Gutes. Noch vor der Eheschließung verweist er in einem Brief an Sömmering vom 7. Januar 1785 auf Thereses sinnliches Temperament, das nicht mit dem Forsters harmonieren werde: „F. ist für die Liebe im eigentlichen Verstand: Th. für die à la Grenadiere.“³⁰

²⁹ AA XVI, 399.

³⁰ Georg Christoph Lichtenberg, *Briefwechsel*, hrg. v. Ulrich Joost und Albrecht Schöne, III, 12.

Therese spricht dieses häusliche Unglück deutlich aus. Nach dem Tod von Huber, am 24. Februar 1806, schreibt sie einen sehr offenen Brief an Johann Gotthard von Reinhold, in dem sie beteuert:

[...] ich liebte Forster mit jedem Gefühl, nur nicht mit meinen Sinnen [...] Forster nahm den unseligsten Weg, er wollte die Liebe erzwingen, die ihm die Natur versagte.³¹

Therese achtet ihren Mann, liebt ihn aber nicht, ein für die damalige Zeit nicht unübliches Schicksal. In dieser gespannten Atmosphäre im Hause Forster scheint sich Meta sehr einfühlsam bewegt zu haben, zumal sie die Zwänge einer unbefriedigenden Ehe aus eigener Erfahrung kennt. Forster jedenfalls spricht mit Meta sogar über seine finanziellen Verhältnisse, die er zu Hause peinlichst verschweigt, und leiht sich sogar von ihr Geld. Im Brief vom 12. Dezember 1791 an Meta heißt es: „Meine Geldverlegenheit dauert fort“.³² Meta leiht ihm 300 Reichstaler. Im Jahr zuvor waren es 65.

Besonders im Brief vom 11. August 1792 an Meta wirkt Forster äußerst deprimiert. Er beklagt sich darin über die viele Arbeit und lobt seinen Verleger Voß, der ihn „wie noch kein deutscher Verleger bezahlte“. Der Briefschluss lautet:

Dabei bin ich ärmer als ichs je in meinem Leben war. Mit einem Worte, alles geht rückwärts. Das sind allemal die Nachwehen der Disharmonie im Hause!³³

Georg Forster bezieht das Geld aus seinem *Brothernf* Bibliothekar quartalsweise und gibt es sehr schnell aus. Wie Franz von Dumont in dem Aufsatz »Forsters Finanzen« ausführt, ist dieser nach Sömmering der bestbezahlteste Professor der Mainzer Universität und verdient mit seinen Übersetzungen ein Erkleckliches dazu. Sein sogenanntes *Quartal* wird zwar häufig mit Verzögerungen ausgezahlt, dennoch beruht Forsters ständiger Geldmangel in erster Linie darauf,

³¹ Zit. n. Andrea Hahn (Hrg.), *Therese Huber. Die reinste Freiheitsliebe, die reinste Männerliebe*, Mainz 1989, 147-148.

³² AA XVI, 396.

³³ AA XVII: *Briefe 1792 bis 1794 und Nachträge*, bearb. v. Klaus-Georg Popp, Berlin 1989, 158.

dass er mit seinen Einkünften nicht wirtschaftlich umgehen kann. Mainz ist eine prosperierende Residenz und damit teuer. Daneben erwähnt Dumont die vielen auswärtigen Gäste, die in seinem Haus großzügig bewirtet werden.

Zu diesen Gästen gehört auch der junge Justus Erich Bollmann.³⁴ Er entwirft von Meta und dem Mainzer Kreis ein gleichermaßen verständnisvolles als liebenswürdiges Bild. In einem Brief an seinen Vater schreibt er:

Diese drei [Georg und Therese Forster sowie Ferdinand Huber] und eine gewisse Madam Forkel von Göttingen, ein Frauenzimmer, von dem ich nichts sagen will, als daß man sie überall, außer in Göttingen, [...] hochschätzt, eine Frau, die außerordentlich schief beurtheilt wird, [...] die jene drei Menschen lieben, und deren hervorstechendes Talent eine vorzügliche Behendigkeit im Umgang mit Menschen ist - waren die Menschen, in deren Gesellschaft ich jeden Abend zubrachte. Man versammelte sich nemlich um sieben Uhr, nach gescheneher Arbeit, um eine Theemaschine, nach englischer Sitte, und blieb bis gegen neun Uhr beisammen.³⁵

Die Atmosphäre im Hause Forster, die vielen durchreisenden Gelehrten, die sich dort versammeln, unter anderem die Brüder Humboldt, tragen nicht wenig zu Metas Wohlbefinden bei.

Für Reisende, die einige intellektuelle Neugier durch die Welt trugen, war es gleichsam Routine, sich in Frankfurt bei den Bankhäusern Willemer

³⁴ Justus Erich Bollmann (1769-1821) wird in Hoya an der Weser als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns geboren. 1787 besucht er die Göttinger Universität. Er studiert Medizin und spezialisiert sich auf Augenheilkunde, praktiziert 1792-93 in Paris und London. Ab 1796 lässt er sich als Handelskaufmann und Fabrikant in Amerika nieder. Bollmann ist mit Varnhagen und Jean Paul befreundet. Varnhagen lernt Bollmann während des Wiener Kongresses 1815 kennen. Für Jean Paul hat Bollmann die Revision für die "Unsichtbare Loge" übernommen. 20.11.1821, in: *Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten*, hrg. v. Karl Holtei (I., 63), 23.

³⁵ Justus Erich Bollmann an seinen Vater, 26.10.1791, in: F. Knapp, *J. E. Bollmann, ein Lebensbild aus zwei Weltteilen*, Berlin 1880, 26-27.

oder Bethmann mit Geld zu versorgen, um schon am Abend den Tee in der Mainzer Universitäts-Gasse zu nehmen.³⁶

Trotz all dieser vergnügten und ausgelassenen Stunden widmet Meta sich die meiste Zeit des Tages ihrer Profession. 1791 erscheint ihre Übersetzung *Anburys Reisen in das Innere von Nordamerika*³⁷. Zu Beginn des Jahres hat sie mit der Übertragung von Thomas Paines *The Rights of Man*³⁸ begonnen, wobei sich die Verhandlungen mit Voß recht schwierig gestalten, obwohl es sich um ein Werk handelt, das Meta auch inhaltlich begeistert. So empfindet es auch Forster – und mehr zu seiner eigenen als zu Metas Verteidigung schreibt er an Voß, dass „Mad.^e von dem Paine ganz bezaubert war.“³⁹

Wie sehr sich Meta Forkel für diese Schrift engagiert, zeigt ein Begleitbrief an Voß vom 24. September 1791, mit dem sie ihre ersten Bogen versendet. Sie spricht darin von der *Constitution* und nennt sie ein „bleibendes Gesetzbuch für Frankreich, das in jedes Politikers Archiv gehört.“⁴⁰ Und drei Tage später erlaubt sie sich den selbstbewussten Hinweis:

An der Übersetzung selbst wird man, wie ich mir schmeichle, und wie auch HE. Forster mir schmeichelt, keine Spuren von Eile finden: denn bei einem Stück, das als Urkunde der Menschheit anzusehn ist, habe ich es mir zur Pflicht gemacht, jeden Ausdruck sorgfältig zu wiegen.⁴¹

Meta verhandelt mit Voß sogar eigenständig das Honorar aus, denn Forster, der von Paines *Rights of Man* gleichermaßen begeistert ist, hält

³⁶ Klaus Harpprecht, *Georg Forster oder die Liebe zur Welt*, Reinbek bei Hamburg, 1987, 451-452.

³⁷ Anbureys, „Travels in the Interior Parts of America“, in: *Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen*, 6 Bde., 1792.

³⁸ Paines *The Rights of Man* war am 16. Februar 1791 bei dem Verleger J. Johnson erschienen, der es jedoch aus Furcht vor Repressalien nicht auslieferte. Der mutigere Verleger J. S. Jordan brachte es am 16. März 1791 heraus. Vgl. Thomas Paine: *Die Rechte des Menschen. In einer zeitgenössischen Übertragung von D.M. Forkel*. Bearbeitet und eingeleitet von Theo Stemmler, Frankfurt 1973, 14.

³⁹ AA XVI, 380.

⁴⁰ Ebd., 563.

⁴¹ Ebd., 564.

sich als Übersetzer dieser demokratischen Schrift lieber bedeckt. Bereits im Juni 1791 bedeutet er Voß: „[...] sie ist so demokratisch, daß ich sie wegen meiner Verhältnisse nicht übersetzen kann.“⁴²

Die Veröffentlichung Thomas Paines lehnt Voß zunächst unter dem Vorwand ab, die Übersetzung sei nicht gut. Forster gibt in einem Antwortbrief zu, daß er lediglich die *Constitution* revidiert habe und entschuldigt sich für Metas „schlechte Leistung“, ohne ihren deutschen Text genau zu kennen. Darüber hinaus bittet er „die unnütze Ausgabe zu verzeihen“, die er durch die Empfehlung von Meta verursacht habe.

Nachdem Meta davon erfährt, dass ‚ihr Paine‘ nicht veröffentlicht werden sollte, wendet sie sich direkt an Voß und erklärt ganz rigoros:

Also gleich zur Sache: Sie haben den Paine abgewiesen, und der gute Forster hat mir das mit einem Jammergesicht kund gethan, als spräche er ein Todesurtheil [...] Doch nebenher, mich hat Ihre Weigerung nicht betrübt, weil ich fest überzeugt bin, wenn Sie das Buch sehen, so können Sie nichts weiter als es drucken, und wenn Hochverrath drauf stünde.⁴³

Tatsächlich hat Voß Angst vor der Zensur. Dennoch erscheint der erste Teil der deutschen Ausgabe 1792 bei Voß in Berlin und enthält eine Vorrede Forsters, in der er für Paine klar Partei ergreift. Die für das Buch Verantwortlichen, Forster und Forkel, werden aus Angst vor Repressalien nicht erwähnt. Später tritt Voß das Verlagsobjekt an einen Verleger namens Proft in Kopenhagen ab, der 1793 eine erweiterte und teilweise neu übersetzte dreiteilige Ausgabe herausgibt.

Ein weiteres wichtiges Buch, *Volney's Ruinen oder Betrachtungen über die Revolutionen der Reiche*⁴⁴, wird 1791 von Meta aus dem Französischen übertragen. Auch diese Übersetzung erforderte einigen verlegerischen

⁴² Ebd., 299.

⁴³ Ebd.

⁴⁴ Constantin François Chasseboeuf, Comte de Volney (1757-1820). Das Original *Les Ruines: ou Méditation sur les révolutions des Empires* Par M. Volney, *Député* war 1790 in Paris erschienen.

Mut, denn das Buch wird in Leipzig noch vor seinem Erscheinen verboten.⁴⁵

Betrachtet man nur die Anzahl der zwischen 1788 und Anfang 1792 von Meta übersetzten Bücher, so werden selbst Kritiker, die sich an kleinen Details festhalten und ihr gelegentliche Ungenauigkeiten vorwerfen, zugeben müssen, dass Meta eine kongeniale Übersetzerin war. Georg Forster befürwortete nicht das wortgetreue, sondern das sinngemäße Übersetzen. Außerdem war es durchaus üblich, entbehrliche Teile auszusparen. Dennoch beweist die Textautopsie, dass Forster in der Praxis ein sehr gewissenhafter Übersetzer war. Gleichmaßen muss dies für Meta Forkel gelten, die in unglaublicher Geschwindigkeit und zum Teil selbständig die Übertragungen vornahm. Neben den beiden für Engel übersetzten Titeln, hat Meta Forkel-Liebeskind zwischen 1788-1791 sieben Bücher für Forster sowie drei Romane (Anne Purbeck, Elisabeth Inchbald, Lennox) und einige kleinere Schriften in eigener Regie übersetzt.

Wie wir aus Metas Engagement für Thomas Paine leicht erkennen können, war sie natürlich auch eine glühende Anhängerin der Mainzer Revolution. Forster und Metas Bruder Georg Wedekind können sich im März 1793 noch vor dem Eingriff der alliierten deutschen Truppen in Mainz nach Frankreich in Sicherheit bringen. Meta, ihre Mutter, die Schwägerin Wilhelmine Wedekind, Caroline Michaelis-Böhmer mit Tochter werden als Geiseln verhaftet und müssen fast vier Monate in Königstein und Kronberg ausharren. Noch Jahre später verliert der zweite Ehemann Metas, Johann Heinrich Liebeskind, in Riga seine Stellung als Konsulent beim Stadtgericht, weil ein Graf Brown ihn als ehemaligen Jakobiner denunziert. Georg Forster und Meta Forkel-Liebeskind sollen sich nicht wieder sehen.

Über Forsters Tod hinaus gibt es jedoch ein weiteres Indiz für die postulierte Freundschaft. Auf der Rückreise von Riga macht die Familie Liebeskind mit Sohn Adalbert in Mitau Station bei Georg Forsters Schwester Antonia. Die beiden Frauen verstehen sich offenbar sehr gut. Georg Forster ist im gleichen Jahr der Zusammenkunft in

⁴⁵ Vgl. AA XVIII, 786.

Paris gestorben und die Schwester will alles über die näheren Umstände erfahren. Diese erfährt sie. Was sie nicht bereits aus Forsters Briefen aus Mainz und Paris kennt, berichtet ihr Meta. In einem Brief an ihre Freundin Elise Reimarus⁴⁶ schreibt Antonia:

[...] Ja liebe Elise, er hat unaussprechlich gelitten; ich weiß dieses jetzt besser als ich vorher wusste durch die Forkeln [...] Ich habe sie jetzt zweymal gesehen, und ihr sanftes Wesen, ihr höchst gebildeter Ausdruck, ihr richtiger Verstand aber mehr als alles ihre Freundschaft für meinen Bruder nehmen mich für sie ein. Sie hat mir Briefe von ihm geschickt, aus denen ich gesehen, dass ein geschwisterliches Verhältnis zwischen ihnen war.⁴⁷

⁴⁶ Elise Reimarus (1735-1805), Tochter von Prof. H. Samuel Reimarus (1694-1768) und Schwester des Hamburger Arztes J. A. H. Reimarus (1729-1814).

⁴⁷ AA XVII, 798.

**Caroline Böhmer in Mainz:
„im Anfang schwärmte ich herzlich...“**

Ruth Stummann-Bowert

Caroline Michaelis, so ihr Mädchenname, wurde 1763 geboren, wuchs also in der Literaturperiode des Sturm und Drang auf, deren Einstiegsbegriffe „Herz“, „Subjektivität“, „Gefühl“ und „Leidenschaft“ sind. Da die literarischen Perioden nicht scharf getrennt sind, gilt sie heute auch, und sogar besonders, als herausragende Frau der Jenaer Frühromantik. Sie starb 1809. Zu Lebzeiten wurde ihre Lebensweise eher argwöhnisch, distanziert und sogar aggressiv kommentiert. Dies geschah nicht allein aufgrund ihrer persönlichen Lebensumstände, sondern nach 1796, als sie in Jena lebte, auch wegen der Spannungen, die sich zwischen dem Jenaer philosophisch-literarischen Kreis und Schiller entwickelten. Wilhelm von Humboldt äußerte sich brieflich am 25. August 1795 gegenüber Schiller: „Sie ist ein sehr kaltes, aber romantisches und eitles Geschöpf [...]“¹ Nach ihrem Tode wurde es relativ still um sie, bis 1871 von Georg Waitz eine umfangreiche Sammlung ihrer Briefe herausgegeben wurde. Sie wurde 42 Jahre später (1913) um weitere Briefe ergänzt und ausführlich kommentiert.² Beide Briefsammlungen, die von 1871 und die von 1913, sorgten dafür, dass die dreimal verheiratete Caroline Michaelis, verheiratete Böhmer, Schlegel und Schelling fast Kultstatus erhielt. Es ist unmöglich, die zahlreichen Artikel und Romane zu nennen, die aber wesentlich auf den Lebensabschnitt 1796 bis zu ihrem Tode, das heißt auf ihre Bedeutung für die Frühromantik, hinführen. Ihr Aufenthalt bei den Forsters in Mainz wurde eher episodisch abgehandelt, aber auch verkürzt als Nachweis ihrer mutigen demokratischen Ge-

¹ Siegfried Seidel (Hrg.), *Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt*, Berlin 1962, I, Nr. 21, 106-112, hier 107.

² *Caroline. Briefe aus der Frühromantik*, Nach Georg Waitz vermehrt hrg. v. Erich Schmidt, 2 Bde., I: Briefe (Sept. 1778 - Sept. 1800), (Nrn 1-268); II: Briefe (Okt. 1800 - 1810), (Nrn 269-454), Reprint 1970 (fortan: Waitz/Schmidt I).

sinnung hinzugezogen.³ Die Rezeption setzte 1871 mit einer sehr ausführlichen Besprechung der Briefausgabe durch Rudolf Haym ein: „Ein deutsches Frauenleben aus der Zeit unserer Literaturblüte“.⁴ Haym referierte und paraphrasierte weitgehend diese Briefe aus der subjektiven Sicht der Autorin als authentische Lebensgeschichte. Dabei zeichnet sich bei ihm bereits die als unumstößlich angenommene Differenz der Geschlechter ab:

Man hat die überschwengliche Empfindseligkeit, in welcher die schwächeren Geister sich gefielen, als das weibliche, die revolutionäre Leidenschaftlichkeit, mit der die stärksten Geister dem inneren Sturm und Drang Luft machten, als das männliche Pathos unterschieden. In den brieflichen Bekenntnissen dieser Frau ist von Empfindseligkeit keine Spur, wohl aber verschmilzt in ihnen der Titanismus und der promethäische Trotz ganz wunderbar mit weiblicher Ergebung und Mäßigung und Frömmigkeit; [...].⁵

Der umfangreiche Beitrag von Haym gab die Richtung weiterer Darstellungen vor.⁶ Der angeblich biologisch bedingte Unterschied von männlicher und weiblicher geistiger Ausstattung wurde in der Besprechung anlässlich der erweiterten Ausgabe der Briefe „Carolines“, wie sie vereinfachend meist genannt wird, besonders hervorgehoben:

Bei allen Vorzügen seines Wesens war Schlegel kein Mann für diese verstandesklare, innerlich sichere und ruhige Frau. In jeder rechten, wahrhaft im Himmel geschlossenen Ehe ist der Mann an C h a r a k t e r der überlegene Teil. An G e i s t mag ihn die Frau überragen, aber die Willensseite, der tiefste Kern unseres Wesens, muß bei ihm stärker sein. Sonst wird

³ Sigrid Damm (hsg. u. m. e. Essay eingeleitet), „*Lieber Freund, ich komme weit her an diesem frühen Morgen*“. *Caroline Schlegel-Schelling in ihren Briefen*, Leipzig 1979, Neuwied 41988.

⁴ *Preußische Jahrbücher*, 28/5 (1871), 457-506.

⁵ Ebd., 468.

⁶ Vgl. u.a.: Allg. deutsche Biographie (ADB), Berlin (Stichwort Schelling), XXXI, 1891, 3-6; M. Havenstein: „Karoline. Briefe aus der Frühromantik“, in: *Preußische Jahrbücher*, 162/1 (1915), 157-163; Ricarda Huch, *Die Romantik*, I: *Blütezeit der Romantik*, II: *Ausbreitung und Verfall der Romantik*, Leipzig 1924; Margarete Susman: *Frauen der Romantik*, Köln 31960.

sich die Frau, vorausgesetzt natürlich, daß sie eine rechte Frau, kein Mannweib ist, an seiner Seite völlig nie wohlfühlen.⁷

Da Caroline Michaelis kein Werk im eigentlichen Sinne hinterlassen hat, gelten die Briefe und wie sie selbst sich in diesen Briefen überlieferte, bis heute als ihr literarisches Erbe. Bei aller Fortschreibung der Lebensstationen und Lebenssituationen blieben bestimmte Verhaltensweisen jedoch lange Zeit unkommentiert und wurden deshalb von Rezensenten und Kommentatoren kaum noch wahrgenommen. Dazu gehört ihr anhaltendes Bedürfnis, sich den Briefempfängern über ihnen bekannte Dritte urteilend mitzuteilen und diese in ein häufig zweifelhaftes Licht zu setzen. Der Sachverhalt, dass Antrieb ihrer Daseinsbewältigung „Liebe und Begehren“⁸ waren, wurde zur herausragend positiven Eigenschaft erhoben und nur indirekt an den Normen des 18. und noch 19. Jahrhunderts gemessen, die es begabten und intelligenten, aber fast mittellosen Frauen fast unmöglich, jedenfalls sehr schwer machten, sich durch berufliche Qualifizierung zu entwickeln. An Meta Forkels und Therese Forster-Hubers weiterem Leben lässt sich vergleichsweise verdeutlichen, dass es nicht ganz, aber doch graduell gelingen konnte, Selbstständigkeit zu gewinnen.

Wie sehr die auf sich selbst bezogene Subjektivität von Caroline Michaelis zum Kriterium ihrer Würdigung wurde, verdeutlicht ein Zitat aus Ricarda Huchs Kapitel „Karoline“:

Sie war treu, weil sie sich selbst treu war und, was für Umwege sie auch einschlug, die rechte Richtung unerschütterlich im Sinne behielt. [...] Nichts von allem ist doch so wundervoll, wie die Unschuld ihres Selbstbewußtseins, das auf der zweifellosen Überzeugung von der ursprünglichen Güte ihres Herzens beruhte.⁹

Die besonders durch ihr Buch über Christiane Vulpius so bedeutend hervorgetretene Sigrig Damm nannte 1979 unter Hinweis auf Ricarda Huch als Motiv ihres einleitenden Essays in eine Briefauswahl,

⁷ M. Havenstein, „Karoline“, 160.

⁸ Zitat aus Buchtitel: Angela Steidele: „*Als wenn Du mein Geliebter wärest.*“ *Liebe und Begehren zwischen Frauen in der deutschsprachigen Literatur 1750-1850*, Stuttgart-Weimar 2003.

⁹ Huch, *Die Romantik*, I, 42.

Einblick in Carolines Entwicklung zu gewinnen; zu ergründen, welche inneren und äußeren Kräfte es sind, die sie befähigen, so selbstbewußt ihr Leben zu gestalten, ihre wirklichen Bedürfnisse unverstellt zum Maßstab ihrer Handlungen zu machen.¹⁰

Sie sah in ihr die große Anregerin bei den Übersetzungen August Wilhelm Schlegels und „in den Arbeiten Schellings“¹¹; sie sei die Frau gewesen, die Gottfried August Bürger „für seine Dichtungen und Übersetzungen“ „Ratschläge gab“¹² und als „Redaktionsassistentin der Zeitschrift ‚Athenäum‘“¹³ tätig war. So wird ausdrücklich die weibliche Möglichkeit bejaht, als Assistentin und inspirierende Kraft in einem Zirkel von Männern zu wirken.

Die Würdigung der Persönlichkeit von Caroline Michaelis wird seit 2006 in besonderer Weise unterstrichen. In Jena wurde von einem privaten Sponsor ein „Caroline-Preis“ ausgesetzt.

Um darzulegen, welche Motive und Ereignisse Caroline Michaelis bewogen, nach Mainz umzuziehen und Therese und Georg Forster zu ihrem Bezugspunkt zu wählen, bin ich gleichfalls auf die Briefsammlung angewiesen, ohne die Perspektive der Briefschreiberin einzunehmen.

Sie wurde als Caroline Michaelis geboren und nahm in drei Ehen jeweils den Namen des Ehemanns an. Am häufigsten wird sie nach August Wilhelm Schlegel Caroline Schlegel genannt. Ich verwende den unbekannteren Namen Böhmer, den sie bis 1796 trug. Die Gründe, warum es Caroline Böhmer nach Mainz zog, waren persönlich und gesellschaftlich bedingt. Ein wesentliches Motiv war die unterschiedlich emotionale, aber durchaus nicht eindeutig positive Beziehung zu Therese und Georg Forster. Sie beruhte darauf, dass sich Therese und Caroline seit ihrer gemeinsamen Kindheit kannten und Georg Forster als berühmter Weltumsegler nach Göttingen kam und von der Professorenschaft und ihren Töchtern umworben wur-

¹⁰ Damm, *Caroline Schlegel-Schelling*, 5.

¹¹ Ebd., 8.

¹² Ebd., 9.

¹³ Ebd.

de. Auch war Caroline Böhmer nicht unbekannt, dass Forster die andere Göttingerin, Meta Forkel, zuvor Wedekind, erfolgreich als Übersetzerin angelernt hatte. Warum also sollte sie nicht können, was Meta Forkel konnte? Weitere persönliche Umstände kamen hinzu: der Tod des Vaters, des berühmten Professors Michaelis, der Verkauf des Elternhauses, aber auch ein Göttinger Klima, in dem die angeblichen Errungenschaften der Aufklärung eine einzig männliche Domäne waren, hingegen über die Frauen und Töchter eine argwöhnische Sittenkontrolle ausgeübt wurde. Nach vierjähriger Ehe, die durch den Tod des Ehemanns ein Ende fand, unternahm sie den Versuch, in Marburg ihrem Stiefbruder den Haushalt zu führen und ihre Mutterrolle auszufüllen. Es folgten erneute Aufenthalte in Göttingen und ein Heiratsantrag, dessen Annahme die Einfügung in eine religiös und durch die bestehenden Normen geprägte Ehe in der Rolle der Hausfrau und Mutter bedeutet hätte. Caroline Böhmer musste eine Entscheidung treffen: Sie wollte, ungewöhnlich genug, als Witwe andere Fähigkeiten als die einer Hausfrau erproben. Da sie viel gelesen hatte und auch literarisch bewandert war, schwebte ihr eine Tätigkeit als Übersetzerin vor. Sie hatte überlegt, ob sich derartige Pläne in Weimar oder in Gotha verwirklichen ließen, aber von Weimar wusste sie nur, dass dort ein reges Geistesleben herrschte und in Gotha kannte sie nur das bürgerlich etablierte Ehepaar Gotter. Bei objektiver Überlegung schien ihr Mainz eher hinderlich „für einen eigenen Weg“¹⁴, so heißt es in einem Brief an einen Freund, doch überwog ihre Bindung an Therese und Georg Forster.

Im Folgenden rekonstruiere ich die bisherige kurze Zusammenfassung ihrer Lebensgeschichte bis zu ihrer Übersiedlung nach Mainz in ihren einzelnen Schritten.

Caroline Michaelis war eine der vier sogenannten Göttinger Universitätsmamsellen; unter diesem Titel wurden sie verschiedentlich einzeln oder zusammen, häufig unernst-überlegen, literatur-geschichtlich abgehandelt: Caroline Michaelis, Therese Heyne, Meta Wedekind und Philippine Gatterer. Was ihr Alter angeht, waren sie nicht weit voneinander entfernt: Caroline Michaelis war 1763 geboren, Therese Heyne 1764, Meta Wedekind, spätere Forkel, 1765. Philippine Gatter-

¹⁴ Vgl. Zitat Nr. 25.

er war ungefähr ein Jahrzehnt älter, 1756 geboren. Sie war die einzige, die ohne Umweg, unbeeinflusst von elterlicher Intervention der einen wie der anderen Seite, nach Kassel heiratete.

Am besten bekannt ist die Episode um den jungen berühmten Georg Forster, dem die Göttinger Professorenschaft, allen voran Georg Christoph Lichtenberg, aber auch Heyne und Michaelis, einen fast triumphalen Empfang bereitet hatten. Es blieb nicht aus, dass Forster die Töchter der tonangebenden Professoren Heyne, Michaelis und Gatterer kennenlernte. Forster weinte über Philippine Gatterers empfindsamen Gedichten und schrieb sich einige ab, Caroline Michaelis bekam tahitianischen Stoff und bei Therese Heyne hing angeblich eine Silhouette Forsters. Ausführlich berichtete Caroline Michaelis der Freundin Julie von Studnitz, mit der sie auf Französisch korrespondierte, von Forsters Besuch und dass er ihr nach der Überreichung eines kleinen Stücks tahitianischen Stoffes als Paket ein großes Stück für ein Ballkleid zugeschickt habe.¹⁵ Mit welcher Empathie sie an Georg Forster dachte, geht aus einem weiteren Brief an die Freundin hervor. Sie berichtete, dass Forster ganz melancholisch gestimmt sei, da sein Vater zwar einen Ruf nach Halle erhalten habe, aber wegen seiner Schulden London nicht verlassen könne.¹⁶

Das Jahr 1784 brachte fast zeitgleich für Therese Heyne und Caroline Michaelis, was als Bestimmung des weiblichen Geschlechts bezeichnet wurde. Therese Heyne und Georg Forster verlobten sich am 18. April 1784, die Eheschließung fand aber erst am 4. September 1785 in Göttingen statt. Caroline Michaelis verlobte sich Ende Mai 1784 mit Johann Franz Wilhelm Böhmer und heiratete weniger als drei

¹⁵ An Julie von Studnitz, 31.1.1779, Waitz/Schmidt I, Nr. 5, 9-10.

¹⁶ « Mr. Forster est ici pour se dissiper un peu, car il est fort mélancolique, et je crois qu'il a [qu'il a] raison de l'être. Son sort n'est pas des plus agréables. Son père lui fait beaucoup de peine, on ne lui pas rendu justice à Londres, il n'a pas été récompensé de son voyage et Lord Se[a]ndwich l'a rendu odieux au Roi. Il a une vocation à Halle, mais ses créanciers ne le laisseront pas partir de l'Angleterre, si le Roi de Prusse ne paye pour lui. Toutes ces circonstances sont naturellement fort tristes pour un fils si tendre comme Forster. » (An Julie von Studnitz, 1.5.1779, ebd., Nr. 6, 11-12).

Wochen später. Die Familien Böhmer und Michaelis waren Nachbarn. Johann Franz Wilhelm Böhmer und der Stiefbruder Carolines, Christian Friedrich, waren gleichaltrig, Jahrgang 1754, hatten beide Medizin studiert und waren eng befreundet.

Bei Caroline Michaelis, Meta Wedekind und weitgehend auch bei Therese Heyne handelte es sich um arrangierte Ehen. Bei Caroline Michaelis trat der geliebte Stiefbruder aus erster Ehe des Professors Michaelis an die Stelle der väterlichen Gewalt. Bei der Lektüre der Briefe, die Caroline vor der Eheschließung an ihre Freundin Luise Gotter schrieb, gewinnt man den Eindruck, sie habe Johann Franz Wilhelm Böhmer aus Liebe zu ihrem Stiefbruder geheiratet.

Zwischen Therese Heyne und Caroline Michaelis bestand von früher Jugend an ein kompliziertes Verhältnis von Zuneigung und Abneigung, das im heiratsfähigen Alter zu einer konkurrierenden Beziehung wurde. Obwohl entsprechend der gesellschaftlichen Norm Eltern die zukünftigen Ehemänner ihrer Töchter aussuchten und es den Töchtern noch nicht in den Sinn kam, die Entscheidung ihrer Väter in Frage zu stellen, setzten sich die Mädchen unter einen enormen psychischen Druck. Sie beobachteten in dem engen gesellschaftlichen Kreis, zu dem junge Männer mit Studium Zugang hatten, wie sie auf potentielle Heiratskandidaten wirkten. Wesentliches Kriterium war der Status, die mögliche berufliche Laufbahn und die finanzielle Absicherung. So warf Therese Heyne ein Auge auf den geliebten Stiefbruder Carolines, als er 1784 als Truppenarzt mit der Zusage einer Lebensstellung aus Amerika zurückkehrte. Caroline Michaelis registrierte diese Versuche Thereses, doch nicht mit Freude, sondern missgünstig. Auf beide machte der von Heyne als Bibliothekar angestellte Friedrich Wilhelm Ludwig Meyer aus Kiel starken Eindruck, zeitweilig auch auf Carolines jüngere Schwester Lotte und Thereses jüngere Schwester Marianne. Es gab aber auch noch andere junge Männer, die in Göttingen studierten oder studiert hatten, für die sich die Professorentöchter entflamnten. Da aber Väter oder Brüder in der Funktion des Familienoberhaupts über die Verheiratung entschieden, kamen sogenannte vernünftige, tugendhafte, aber von den Frauen als gefühlsarm empfundene Ehen zustande. Erotik, Sinnlichkeit und Emotionalität blieben unerwidert, blieben unbefriedigt und

vagabundierten ungestillt. Georg Forster und Therese Forster blieben für Caroline Michaelis, dann Böhmer, Fixpunkt wechselnder Zu- und Abneigung, wechselnder Bewunderung und Verachtung. Beides äußerte sich häufig in der Sprache männlicher Normierung. So führte das von den Frauen zunächst internalisierte Liebes- und Sexualitätsverbot zu gnadenloser Kritik an Geschlechtsgenossinnen, dann aber auch wieder zu überschwänglicher Freundschaftsbeteuerung. Die Gefühlswelt von Frauen entfaltete sich häufig am eigenen Geschlecht. Sehnsucht und Verlangen orientierten sich oft an Frauen, konnten aber auch wechselnd auf beide Geschlechter gerichtet sein. Zwischen der Beteuerung von Freundschaft und Liebe seien die Übergänge gleitend und häufig schwer auszumachen, da in jeder Freundschaft auch eine erotische Befindlichkeit stecke, so Steidele. Vielleicht äußerten sich Therese Heyne und Caroline Michaelis gerade deshalb gegenüber männlichen wie weiblichen Vertrauten mit den männlichen Kriterien der Geschlechterdifferenz. Sie bezichtigten sich gegenseitig fehlender weiblicher Tugend, des Mangels an Zurückhaltung und Bescheidenheit und des nicht vorhandenen gefühlvollen Herzens. So charakterisierte Therese Heyne in einem Brief an Sömmerring Caroline Michaelis als zwar klug, aber eitel und intolerant.¹⁷ Der Freundin Luise Gotter in Gotha schilderte sie ausführlich das ausgelassene Verhalten Therese Heynes während gemeinsamer Ausflüge in Begleitung des Bruders. Nicht unerwähnt blieb auch, und, dass Therese dem Bruder freiwillig einen Kuss gegeben habe. Zur Reaktion des Bruders teilte sie der Freundin mit:

Er schätzt sie sehr, er ehrt ihren Verstand, aber er fand, ohne im geringsten prévenirt zu seyn, beynah im ersten Nachmittage, die Coquette und den Freygeist in ihr. Sie will ja auch das letzte nicht verbergen; aber schweigt davon. Ich rede ungern über sie, weil ich so gern mit ihr rede,

¹⁷ „Dr. Michaelis ist Leibmedicus geworden, höre ich eben. Die Schwester freut sich ausgelassen. Grüßen Sie ihn in meinem Namen [...] Diese Schwester, die er so erhebt, ist ein sehr kluges Mädchen, das klügste was ich hier kenne, sie hat aber zu viel Eitelkeit, um ohne Falsch zu sein, und zu wenig Welt und Erfahrung, um Toleranz zu besitzen.“ (An Soemmering, 6.6.1784, Waitz/Schmidt I, 681 (Anmerkungen)).

und wir freundschaftlich gegen einander sind. Nur war jene Entdeckung genug, sie meinem Bruder gleichgültig zu machen.¹⁸

Caroline Böhmer folgte nach der Hochzeit ihrem Ehemann nach Clausthal, der dort eine Anstellung als Arzt gefunden hatte. Im Frühjahr 1785 gebar sie die Tochter Auguste. Während Forsters Reise nach Wilna im Oktober 1785 kam die jung verheiratete Therese Forster, die im elterlichen Haus auf die Rückkehr ihres Verlobten aus Wilna warten musste, zusammen mit der Schwester Marianne zu Besuch. Caroline Böhmer schrieb danach an die Luise Gotter:

Therese hoffte Gutes von einer kleinen Entfernung aus ihrer Eltern Haus, und es war ihre letzte Bitte sie zu mir zu nehmen, aber ich hoffe wenig. Wenn auch das Schauspiel unsres ruhigen Glücks einen guten Eindruck auf ihr Herz machte, das oft so unverdorben und fein zu fühlen weiß, so wird doch alles bald wieder ins alte Gleis kommen. Launen, und so tief eingerißen sind, und unglückliche Verhältnisse beßert keine vierwöchige Abwesenheit. Außerdem hat Marianne sehr viel Gutes, viel Verstand wie alles was Heyne heißt, aber der Genius ihrer Familie waltet auch über ihr. Es ist ein Glückzerstörender Geist, doch wolt ich ihn nicht gern Dämon nennen.¹⁹

Caroline Böhmer sprach von „ruhigem Glück“, tatsächlich wird dieser Zustand durch viele Passagen ihrer Briefe an die Schwester Lotte widerlegt. Als sich der Tag ihrer Hochzeit jährte, das erste Kind war schon geboren, hatte sie ihr geschrieben:

[Clausthal] d. 15ten Junius [1785] als an der Jahresfeyer des Tages, der mich heut zwischen 4 Wände, bey einem geheizten Ofen, wie eine Mistbeetpflanze, die Sonne und Luft nur durch Glas geniest, verbant. [...] Ja, heut ists ein Jahr, seit ich verheyraethet bin. Wie schnell, wie schleichend ist es dahin gegangen. Mädchen und Mutter sind sich nur um einen Glockenschlag auseinander in dieser Stunde.²⁰

Nach dem plötzlichen Tod Böhmers nach kaum vierjähriger Ehe im Februar 1788 musste Caroline Böhmer ihr zukünftiges Leben neu

¹⁸ An Luise Gotter u. Wilhelmine Bertuch, 28.5.1784, Waitz/Schmidt I, Nr. 41, 85.

¹⁹ An Luise Gotter, 14.11.1785, Waitz/Schmidt I, Nr. 63, 132.

²⁰ An Lotte Michaelis, 15.6.1785, Waitz/Schmidt I, Nr. 56, 114-115.

ordnen. Für Therese Forster brachte das Jahr einen scheinbaren Neuanfang ihrer Ehe, da Forster im Oktober 1788 die Bibliothekarsstelle in Mainz besetzen konnte und es schien, als würde nun eine ruhige Entwicklung ehelichen Lebens möglich werden. Caroline Böhmers Versuche, eine neue Kontinuität und Perspektive in ihr Leben zu bringen, schlugen fehl. Auch ihre Funktion als Haushälterin des früher so geliebten Stiefbruders in Marburg wurde ihr eintönig. Nach den Juli-Ereignissen in Frankreich war der Wunsch drängend geworden, aus Marburg wegzugehen. Die Revolution in Frankreich wirkte auf sie wie die Unterbrechung eines sie langweilenden Lebens. Sie schrieb ihrer Schwester Lotte:

Ich weis nicht wohin ich mich wenden soll, denn die heutigen Zeitungen enthalten so große unerhörte prächtige Dinge, daß ich heiß von ihrer Lektüre geworden bin.²¹

Ungefähr zu dieser Zeit hatte ihr August Wilhelm Schlegel, der ebenfalls in Göttingen studierte, einen Antrag gemacht. Er schrieb sogar dreimal. Aber Caroline Böhmer erteilte ihm eine Absage.

Stattdessen besuchte sie im Frühjahr 1790, als Georg Forster mit Alexander von Humboldt seine Reise an den Niederrhein angetreten hatte, die beide bis nach Paris führte, mit ihrer Schwester Lotte und vermutlich auch der fünfjährigen Tochter Auguste für vier Wochen Therese Forster in Mainz. Forsters waren am 2. Oktober 1788 in Mainz eingetroffen, da Forster die Bibliothekarsstelle erhalten hatte. Mit zeitlicher Verspätung von einem Jahr berichtete Caroline dann am 1. März 1791 ihrem Brieffreund Meyer von ihrem Besuch bei Therese Forster. Obwohl ihr die ehemalige intensive Beziehung zwischen ihm und Therese Forster bekannt war, hielt sie sich nicht mit Urteilen über Charakter und Verhalten, sowohl Thereses als auch Georg Forsters, zurück:

Therese ist glücklicher – ist verändert - und immer dieselbe – intoleranter wie je – einseitig – aber unaussprechlich wohlthätig für wenige, mit gemäßigttem Geist ihrer Schöpfungen genießend. Nie hat sie viel wahres Gutes gethan. Ihre Gesundheit ist freylich zweydeutig, aber sie ist doch bey einer dritten Schwangerschaft ziemlich wohl. Die Kinder sind Engel

²¹ An Lotte Michaelis, 1789, Waitz/Schmidt, Nr. 95, 194.

– Clary sprüht von feurigem Leben – Therese hat etwas vom Vater. Forster ist, wie Sie ihn kennen, der schwächste aller Menschen, und schwächer wie er seyn könnte, weil er neben ihr steht; verdammt, mitten inne zu stehn zwischen solchen, die ihm nichts seyn können und denen er nichts ist. Sie sagen von ihm, er misbraucht sein Talent? Nein, er nutzt es, wofür es gut ist, denn es würde nie etwas Großes hervorbringen – er erwirbt sich ein gemächliches Auskommen und damit häusliches Wohlsseyn – und durch Arbeitsamkeit Frieden, denn sie unterhält, weil er heilsam für das Ganze ist, und weil die Umstände sich so fügen, daß sie nicht gezwungen ist, ihn zu unterbrechen. Er schreibt jezt Reisen, in welchen zu viel Gutes für die Menge und zu viel Studium und Haschen nach gefühlvollen Raisonement für einzelne ist. [...] Wir haben viel von Ihnen gesprochen. Es waren schöne Abende, wenn wir uns spät noch in einen Nachen setzten und den Rhein hinunter wiegen ließen. Therese wünscht, ich möchte dort leben können – allein noch seh ich keine Möglichkeit. Nach Göttingen kehr ich nie zurück – ich würde Gotha gewählt haben, wenn ich Marburg verlaßen hätte, um dort irgend ein Projekt auszuführen, das einem Weibe Unterhalt verschaffen kan.²²

Man sollte meinen, dass nach soviel Gehässigkeit Mainz als künftiger Wohnort und mit engem Kontakt zu den Forsters ausscheiden würde. Aber die Entscheidung fiel anders aus. In der ersten Julihälfte 1791 legte Caroline dem Brieffreund Meyer in einem mehrseitigen Schreiben dar, dass sie theoretisch nach Gotha, Weimar oder Mainz umziehen könnte:

Mainz hätte zwey große Anlockungen – die Gegend – und Forsters, aber es ist auch weniger geschickt, weil es Veranlaßungen zu Depensen und Prätionen [Abhängigkeiten und Anmaßungen] zu viel hat – und weil ich – nicht aus Ehrgeiz, sondern weil ich fühle, daß es so am besten für mich ist – meinen eignen Weg gehn muß. Kan man das – und Therese lieben – kan mans, und sie sich erhalten wollen? – Damit verdamme ich sie nicht – was von ihrer Gewalt zeugt, zeugt nicht gegen sie – auch Ihre Aussage nicht, mein lieber Meyer! Sie können recht in manchem haben und sie ist nicht verdammenswerth – Sie sind aber in vielem ungerecht – und wer ists dann? – Sie sind ungerecht - wie ein Mann! Ich höre nicht auf Sie. [...] Wenn ich gleich Bedenken trage, neben ihr zu leben, so wird sie doch ihre Vertheidigerin an mir nicht verlieren – und wenn ich auch wüßte, daß sie die meinige nicht in gleichem Fall wäre, so

²² An Meyer, 1.3.1791, Waitz/Schmidt, Nr. 100, 209.

muß ich sie doch lieben. Eben weil ich an sie gezaubert bin, kommt es mir in den Sinn, sie zu fliehn.²³

Aus einigen Bemerkungen Caroline Böhmers geht hervor, dass in Göttingen über Therese Forster gemunkelt wurde. Seit Jahresende 1790 war Ludwig Ferdinand Huber Hausgenosse bei Forsters. Georg Forster hatte ihn 1788 kennengelernt, das Schauspiel *Das heimliche Gericht*, Hubers einziges Drama, protegiert und für eine Aufführung in Mannheim gesorgt. Wie auch in den zurückliegenden Jahren – zuerst Soemmerring, dann Meyer, nun Huber – war ihm ein Mann in der Nähe angenehm. Bei allem Zutrauen in weibliche Fähigkeiten, auch des Übersetzens, scheint er Frauen die Fähigkeit zu gedanklicher Abstraktion und Objektivierung von Beobachtetem abgesprochen zu haben. So begründete er seine Freude über die Geburt eines männlichen Kindes in einem Brief an Lichtenberg:

Die Thorheit, Kinder von einem Geschlecht denen des andern vorzuziehen, habe ich nie gekannt, oder das Angenehme davon nie empfunden. Aber es ist mir lieb, daß nun ein Junge da ist, weil es eine Aussicht eröffnet zu einer Art der Mittheilung von Ideen, welche bei Mädchen gar nicht möglich ist.²⁴

Wurden seine Erwartungen getäuscht, so zog er daraus keine Konsequenzen. Jahresende 1791 hatte er sich über Huber, der inzwischen als Übersetzer eingebunden war, in einem Brief an Meta Forkel geäußert:

Huber ist dick und fett, wie immer. Da es ihm jezt nicht auf die Nägel brennt, arbeitet er nicht allzuviel; sobald es mit der Meße so nah gekommen seyn wird, daß sie vor der Thür ist, wird er wieder über Hals über Kopf einen 2.ten Theil seines Düclos übersetzen. Das ist doch in der menschlichen Natur, sich selbst gelassen, thut man so gut als nichts;

²³ An Meyer, 11.7.1791, Waitz/Schmidt, Nr. 103, 222 f.

²⁴ Georg Forster an Georg Christoph Lichtenberg, 10.5.1792, in: Georg Forster, *Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe*, hrg. v. der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (fortan zit. als AA), XVII: *Briefe 1792 – 1794 und Nachträge*, bearb. von K.-G. Popp, Berlin 1989, 111.

darum ist es gut, daß man die Triebfeder immer recht in der Nähe fühle, wie den Stachel des Treibers.²⁵

Vielleicht war es dieses Treibenlassen der Dinge, die Caroline Böhmer als Forsters „Schwäche“ kritisierte.

Schwankend, ob sie tatsächlich zu Forsters ziehen sollte, war sie im Oktober 1791 spontan zu Gotters nach Gotha gereist, aber dort erhielt sie keine Ratschläge hinsichtlich einer Art von beruflicher Tätigkeit, sondern den Heiratsantrag eines verwitweten Superintendenten mit Kindern. Alles in ihr wehrte sich und sie schrieb Freund Meyer:

[...] das ganze Lebensgewirr kreuzte durch meinen Kopf – so oder so! 3 Tage lang wars mir ein Räthsel – es löbte sich zuletzt in die Frage auf: wilst Du gebunden seyn, und gemächlich leben, und in weltlichem Ansehn stehn bis ans Ende Deiner Tage – oder frey, müßtest Du es auch mit Sorgen erkaufen. – Die träge Natur lenkte sich dorthin – und die reine innerste Flamme der Seele ergriff dieses – ich fühle was ich muß – weil ich fühle was ich kan – schelte mich niemand unvernünftig – ich habe wohl erwogen, und ich kenne den ganzen Werth einer Lage, wie sie sich in die gewöhnliche Reihe der Dinge paßt – aber verblenden kont er mich nicht über den wahren Werth des Lebens. Wer sicher ist, die Folge nie zu bejammern, darf thun, was ihm gut dünkt. Ich hätte mich freylich noch sehr nützlich für den Staat machen können, wenn ich ihm eine Haushaltung besorgt, und ein halb Duzend Kinder mehr erzogen hätte, wie mein einziges liebes Mädchen – aber es geschieht eben so gut ohne mich, und keine Glückseligkeit wird dann dabey zerstückt – für den lieben Gottes Staat ists also beßer. Wer wolte sich aufopfern, wenn mehr am Opfer ist als der Nahme – das geschieht nur von dem, der Lücken zu füllen – Leere zu verbergen hat. Ich glaube an keine Opfer – und an keine A u s n a h m e n – . Das erste wird mich hindern nicht ohne Noth unglücklich zu seyn, und mich nicht dafür zu halten – das zweyte, in meinen Erwartungen nicht getäuscht zu werden. – D i e s e s bezieht sich auf die Wahl meines künftigen Aufenthalts. Können Sie ihn errathen? ²⁶

²⁵ Georg Forster an Sophia Margaretha Dorothea Forkel, 12.12.1791, in: AA XVI: *Briefe 1790 – 1791*, bearb. v. B. Leuschner, S. Scheibe, Berlin 1980, 397.

²⁶ An Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, 29.10.1791, Waitz/Schmidt I, Nr. 106, 231-232.

Sie war 28 Jahre alt, also auch nach damaligem durchschnittlichem Lebensalter noch relativ jung, und sie sah vor sich bis ans Ende ihrer Tage die Pflichtenkette aus Haushalt, Kindererziehung, liebender Gattin und freundlich-nichtssagenden Besuchen bei Damen vergleichbarer gesellschaftlicher Stellung. So fiel die Wahl auf „den wahren Wert des Lebens“, ohne dass sie definieren konnte, worin dieser bestünde. Nur das wusste sie: nie mehr Aufopferung für aufgebürdete Pflichten, um das Gefühl innerer Leere zu betäuben.

Noch aber gab es den Wunsch und das Angebot Therese Forsters, nach Mainz zu kommen. So wählte Caroline Böhmer „die Neigung zu Forster“ und das „Gefühl für Therese“. Beide Personen ermöglichten einen lebensgeschichtlichen Rückbezug auf Göttingen und hatten zugleich die Göttinger Vorurteile hinter sich gelassen, so schien es ihr wenigstens. Die Gothaer Freundin beschwor Caroline Böhmer, sich

ja nicht von alzu schwärmerischen Begriffen von Freyheit leiten oder aus einer überspannten Idee von uneigennütziger Freundschaft zu einem Opfer hinreißen zu laßen, welches in der Folge Dich gereuen könnte, und am Ende Deinen Freund nicht glücklicher machen würde, über dieses hast Du, nach eignen Geständniß, seine v ö l l i g e Z u s t i m m u n g.²⁷

Der Rat der Freundin war keine Entscheidungshilfe. Mit „schwärmerischen Begriffen von Freyheit“ war nicht eine Option für oder gegen politisches Handeln gemeint, wie man zunächst denken könnte, sondern nur die Warnung, sich eine wie auch immer geartete Selbstständigkeit als erstrebbar und erreichbar vorzustellen. Die „uneigennützig Freundschaft“ könnte als Bindung an Therese Forster verstanden werden, obwohl doch die Heirat mit einem Superintendenten und Vater von sechs Kindern ein Mehr an Aufopferung gewesen wäre. Der dritte Ratschlag ist als Anspielung auf den zögerlichen Freund Georg Tatter zu verstehen, der sich aus allen Entscheidungen Caroline Böhmers heraushielt.

²⁷ Luise Gotter an Caroline Böhmer, 10.11.1791, Waitz/Schmidt I, Nr. 109, 238.

Sie musste deshalb selbst über ihre nächsten Schritte entscheiden. Da weder Freund Meyer noch der eigentlich erwünschte Prinzenerzieher Tatter gewillt waren, ihr einen festen Platz zu bieten, konnte die Option nur Mainz sein. So ging sie das Wagnis nicht ganz freiwillig ein, aber mit einer gewissen Risikobereitschaft und auch Neugierde. Sie würde sehen, was sich ergäbe. Sie wählte die Utopie einer nicht determinierten, offenen Lebensform, bekannte sich zum Leben als einer sinnhaften und, wie sie meinte, gleichzeitig auch geistigen Erfahrung und vollzog damit den Bruch mit den Normen der bürgerlichen Moral. Ironisierend spielte sie mit den Zuschreibungen, die ihr aus Göttingen zugetragen worden waren, sie sei ja ohnehin eine „gottlose kleine Frau“, eine „cokette Witwe“.²⁸ Bei aller Entschlossenheit, ihrem Leben eine neue Eindeutigkeit zu geben, fehlte es ihr an historischen Kenntnissen und damit auch an der Befähigung, die politische Lage zu analysieren und mit Gefahren zu rechnen, die sich auf ihr persönliches Leben auswirken könnten. Christian Gottlob Heyne witterte in Caroline Böhmer die größte Gefahr für die mühsam errungene Stabilität der Lebensverhältnisse seiner Tochter Therese und zögerte nicht, Therese Forsters Verhältnis zu Ludwig Ferdinand Huber auf ihren Einfluss zurückzuführen.

I Forster über Caroline Böhmer und ihre Berichte aus Mainz

Forster hat sich nur wenig über Caroline Böhmer geäußert, er begegnete ihr aber freundlich und unvoreingenommen. Er scheint in ihr zuerst die Witwe des ihm bekannten Clausthaler Arztes Dr. Böhmer respektiert zu haben, dann die Göttingerin, deren Vater ihn einst mit großem Interesse empfangen hatte, und schließlich auch die langjährige Freundin seiner Frau Therese, die seine Frau unterhalten und stabilisierend auf sie wirken könnte. Er war bereit, Caroline Böhmers Bedürfnis nach geistiger Betätigung zu entsprechen. Hätte sie sich, wie Meta Forkel, zu einer Übersetzerin oder wenigstens guten Hilfskraft entwickelt, so wäre es ihm nur lieb gewesen. Gerüchte und üble Nachrede beeindruckten ihn offensichtlich nicht.

²⁸ An Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, 29.10.1791, Waitz/Schmidt I, Nr. 106, 231.

Georg Forster teilte seinem Schwiegervater Heyne am 10. März 1792 mit:

Die Wittve Böhmer ist endlich auch am Mittwoch gekommen und läßt sich bis jezt vernünftig an. Hier muß sie wohl eingezogen leben, weil sie keine Figur machen kann. Sie will auch skribeln; ich zweifle aber ob es geht.²⁹

Caroline Böhmer traf am 7. März 1792 in Mainz ein. Sie bezog eine kleine Wohnung „im Reidtischen Hause in der Welschen Nonnen Gaße“, nicht weit von der Universitätsgasse, wo Forsters wohnten.³⁰ Das „endlich“ bezog sich vermutlich auf Heynes Ankündigungen der Abreise Caroline Böhmers aus Göttingen. Forsters zwischen Verteidigung der Besagten und Skepsis lavierende Mitteilung sollte einerseits der Angereisten nicht unrecht tun, andererseits wollte Forster, wenn Caroline Böhmer im Hause Forster oder in Mainz missliebig auffallen sollte, auf der Seite der Besserwisser sein. Heyne hatte am 17. Februar 1792 ein hartes Pauschalurteil gefällt:

Me Böhmer wird doch nun endlich Ernst machen abzureisen. Das ist auch ein Weib ohne Herz, und blos ein Köpfchen, voll Eitelkeit und Falschheit; ihrer Schwester Verdorbenheit hat doch Grund noch im Temperament. Aber auch das hat sie nicht.³¹

Es kursierte in den universitären Kreisen Göttingens viel abfälliges Gerede, das meist, aber nicht immer, von Männern ausging. Forster lieferte in einem Brief an Lichtenberg vom 10. Mai 1792 auch eine Probe dieser Art von Nachrede, denn bevor er mitteilte, was Lichtenberg längst wusste, dass sich Caroline Böhmer nämlich in Mainz aufhalte, ließ er wissen:

Sömmerring ist, wie Sie wissen, auch in unsern Stand getreten und a married man geworden. Seine Frau hat Talent, aber zuviel Kälte für ihn, und

²⁹ Georg Forster an Christian Gottlob Heyne, 10.3.1792, AA XVII, 60.

³⁰ An Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, 29.7.1792, Waitz/Schmidt I, Nr. 113, 260.

³¹ Christian Gottlob Heyne an Georg Forster, 17.2.1792, AA XVII, 501.

was wohl das schlimmste ist, zu wenig Fähigkeit ihn, und zu wenig Uebung sich selbst zu unterhalten.³²

Soemmerring, bei dessen Hochzeit in Frankfurt mit der Miniaturmalerin Margarethe Elisabeth Grunelius er wenige Wochen zuvor Gast war, wohnte ebenfalls in der Universitäts-Gasse. Forster fuhr fort:

Die Wittve Böhmer, des seeligen Michaelis Tochter, ist seit Anfang des März hier und lebt eingezogen und zufrieden; außer unserm Hause kommt sie nicht aus ihrer Wohnung. Es ist ein gescheutes Weib, deren Umgang unsern häuslichen Cirkel bereichert.³³

Caroline Böhmer hatte es eilig herauszufinden, ob Forster ihr helfen würde, einen Übersetzungsauftrag zu erhalten. Sie schlug schon vor ihrer Ankunft oder unmittelbar danach Mirabeaus Briefe vor. Forster richtete bereits am 9. März eine entsprechende Anfrage an seinen Verleger Christian Friedrich Voß:

[...] eine Dame von meiner Bekanntschaft, (nicht Madame Forkel !) wünscht Mirabeaus Lettres originales écrites du Donjon de Vicennes mit Hinweglaßung alles politischen, und aller Wiederholungen, blos als einen Beitrag zur Geschichte des *H e r z e n s* dieses großen Menschen, zu übersetzen. Qu`en pensés vous? Sie hat, was zu dieser Arbeit gehört, eine geübte Urtheilskraft, Geschmack, Styl, und – ich will auch hoffen, das beste und notwendigste, – Gefühl. Auf allen Fall ist es ein Versuch. Uebersezen wird man doch das Werk. Vielleicht ist es schon von einem andern angekündigt.³⁴

Ob Forster nur hilfsbereit sein wollte oder ob er so rasch feststellen konnte, dass Urteilskraft, Geschmack, Stil und Gefühl Caroline Böhmer auszeichneten, bleibt unbewiesen, aber der Verdacht, dass schon anderweitig an einer Übersetzung gearbeitet wurde, bestätigte sich. Forster erhielt eine abschlägige Antwort und erwiderte:

³² Ebd., 109-112, hier: 111-112.

³³ Ebd.

³⁴ Georg Forster an Christian Friedrich Voß, 9.3. 1792, AA XVII, 59.

Daß die gute Madame Böhmer mit ihrer Uebersetzung von Mirabeaus Correspondenz zu spät kommen würde, habe ich voraus geahndet. Ich empfehle sie Ihnen für eine andere Gelegenheit.³⁵

Vermutlich blieb es beim Wünschen und Hoffen Caroline Böhmers, denn am 29. Juli des Jahres äußerte sie in einem Brief an Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer:

Mir thät es auch Noth zu übersezen ums tägliche Brod – aber es ist noch nicht so weit gediehn, trotz einiger Versuche. Sie glauben nicht, mit welcher Geduld ich alle s o l c h e fehlgeschlagene Plane ertrage, und fest auf die göttliche Vorsehung traue. – A l l e s schlägt mir fehl.³⁶

Vermutlich wurden ihre Übersetzungsversuche von Forster als unzulänglich verworfen, es könnte aber auch sein, dass die eventuell vorgeschlagenen Titel vom Verleger abgelehnt wurden.

Von Forster gibt es im Laufe des Jahres 1792 kaum Hinweise auf die Anwesenheit Caroline Böhmers. Dem Schwiegervater erwähnte er nach der Geburt seines nur wenige Monate alt gewordenen kleinen Georg, die „gute Madame Böhmer leistet uns treulich Hülfe.“³⁷

Caroline Böhmer verfasste nach sechswöchigem Aufenthalt in Mainz am 20. April 1792 einen ausführlichen Stimmungs- und Tätigkeitsbericht an Luise Gotter:

Im Grund hält er [Dein Mann] mich doch für eine Schwärmerinn – nicht wahr? – und Du liebes gutes Weib dazu? Schwärmerey nimt so viel Gestalten an, daß ich die Kühle meiner Ueberlegungen, nicht dagegen anzuführen wage – aber was ist übles dabey, wenn sie sich so menschlich, ohne irgend ein auffallendes Schild auszuhängen, vielmehr im Schleyer der stillsten Gewöhnlichkeit mit der Wirklichkeit vermählt? Dann ist doch diese Schwärmerey nur die eigenthümliche, höchstens in etwas abweichende Natur des Menschen. Ich bin nun hier seit 8 Wochen, und habe recht – es ist viel, das zum Anfang eines Aufenthalts an einem ganz fremden Ort zu sagen ist [...]. Kein Augenblick geht leer vorüber – meine

³⁵ Georg Forster an Christian Friedrich Voß, 27.3.1792, AA XVII, 84.

³⁶ An Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, 29.7.1792, Waitz/Schmidt I, Nr. 113, 258.

³⁷ Georg Forster an Christian Gottlob Heyne, 1792, AA XVII, 102.

Theilnehmung an Forsters Haus, Fleiß, Lektüre und das Kind – das ist schon sehr viel – aber ich war so gewohnt für mehrere zu sorgen, in mehreren zu genießen! Halt das nicht für Unzufriedenheit – sieh es nur als einen Beweis an, daß weit davon entfernt, daß das neue meiner Lage mich blenden sollte, ich ihre Mängel sehe [...]. – Den Frühling hab ich schon in den schönsten Spazierfahrten und Gängen genoßen – er ist aber ja wieder auf eine Weile verschwunden. An meiner Kleinen hab ich mehr Freude wie jemals.³⁸

Das klingt alles etwas gedämpft, nicht gerade überzeugend. Aber dann folgen einige Sätze voller Übermut und unverkennbarer Hoffnung auf ein großes Abenteuer.

Wir können noch sehr lebhaftere Szenen herbekommen, wen der Krieg ausbrechen sollte – ich ginge ums Leben nicht von hier – denk nur, wenn ich meinen Enkeln erzähle, wie ich eine Belagerung erlebt habe, wie man einen alten geistlichen Herrn die lange Nase abgeschnitten und die Demokraten sie auf öffentlichem Markt gebraten haben – wir sind doch in einem höchst interreßanten politischen Zeitpunkt, und das giebt mir außer den klugen Sachen, die ich Abends beym Theetisch höre, gewaltig viel zu denken, wenn ich allein, in meinem recht hübschen Zimmerchen in dem engen Gäßchen sitze, und Halstücher ausnähe, wie ich eben thue.³⁹

Sie mimt den Bürgerschreck, aber das wird ihr vergehen und ihr im Nachhinein nur ihre große Ahnungslosigkeit beweisen.

Therese Forster und Caroline Böhmer fanden sich bei gemeinsamer Lektüre, über die sie sich auch austauschten. Gottfried August Bürger hatte an Forster seine Übersetzung der Epistel von Alexander Popes „Eloisa to Abelard“ geschickt und Forster antwortete auf die Zusendung: „Ihre Heloise an Abelard hat mein Weibchen mit Madame Böhmern gelesen; ich leider, habe nur einen Theil davon gehört.“⁴⁰

Caroline Böhmer hatte sich offenbar als Kritikerin hervorgetan, denn Forster fuhr fort:

³⁸ An Luise Gotter, 20.4.1792, Waitz/Schmidt I, 250.

³⁹ Ebd.

⁴⁰ Georg Forster an Gottfried Alexander Bürger, 29.7.1792, AA XVII, 153.

Hie und da, das wird Ihnen Caroline sagen, fand ich, so wie wir alle, daß die schwere Aufgabe, ein Original, deßen Hauptverdienst Harmonie, Stellung und Wahl des Ausdrucks ist, bei wiederholter Feile vielleicht noch vollständiger erreicht werden könne [...].⁴¹

Die in Lob verpackte Kritik scheint von Caroline Böhmer zu stammen. Es mangelte ihr schon damals nicht an selbstbewusstem, kritischem Geist, denn der deprimierten Mitteilung an Meyer, dass ihr alles fehlschlage, ging die Äußerung voran:

Der 2te Theil von Forsters Ansichten ist beßer wie der erste – wandelt nicht so sehr auf Cothurnen – und unterrichtet. Mitunter schreibt er doch allerliebste Dinge.⁴²

Forster hatte sich in diesem Sinne bereits am 6. März, also vor der Ankunft Caroline Böhmers, über Voß geäußert, wobei er sich auf „Haußgenossen“ bezog, vermutlich auf Ferdinand Huber und Therese.⁴³ Caroline Böhmer hätte demnach nur eine schon vorformulierte Meinung als ihre eigene weitergegeben.

Ende Juli schilderte sie Meyer unter anderem ihr Zusammensein mit den Forsters:

Jeden Abend bin ich dort um Thee mit ihnen zu trinken, die intereßantesten Zeitungen zu lesen, die seit Anbeginn der Welt erschienen sind – raisonniren zu hören, selbst ein bischen zu schwazen – Fremde zu sehn u.s.w. Außer Forsters hab ich gar keinen Umgang. – Darinn hab ich vielleicht unrecht – aber ich mag keinen andern. F. ist mein Freund, wie Sie mirs voraussagten – ich erkenne alle seine Schwächen, und kan die nicht von mir werfen, ihm gut zu seyn – ich thue alles, was ihm Freude machen kann. Im Anfang drückte es mich, mich theilen zu sollen, zwischen der Neigung für ihn und meinem Gefühl für Therese, aber, nachdem ich klar eingesehen habe, daß alles grade so seyn muß, wie es ist, und nicht anders seyn kann, vereinige ich es recht gut, und bin gegen keinen mehr ungerecht. Zwar gegen Th. würde ich es nie seyn – ob ich gleich immer behaupte, daß sie mich nicht liebt – mich deucht, darinn hat sie unrecht – sie kann es in mehreren Dingen haben – aber Sie, mein

⁴¹ Ebd., 154.

⁴² An Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, 29.7.1792??, Waitz/Schmidt I, Nr. 113, 258.

⁴³ Georg Forster an Christian Friedrich Voß, 6.3.1792, AA XVII, 58.

bester Freund, haben doch auch nicht recht, und es ist vieles anders, als Sie es sich vorstellen.[...] Theresens Gesundheit ist sehr gut – Forster seine würde es auch seyn, wenn er nicht so viel arbeiten müste – und mehr arbeiten könnte.⁴⁴

Am 21. und 22. August des Jahres hielt sich Goethe zwei Abende im Hause Forster auf, bevor er weiter nach Frankreich zur Armee reiste. Ihm zu Ehren versammelten sich das Ehepaar Soemmerring, Ludwig Ferdinand Huber und Caroline Böhmer. Später dachte er bei der Niederschrift der *Campagne in Frankreich* dieser Stunden:

Zwei muntere Abende: hier fühlt` ich mich schon wieder in vaterländischer Luft. Meist schon frühere Bekannte, Studiengenossen, in dem benachbarten Frankfurt wie zu Hause [...]. Was gab es da nicht für Anlässe, Anklänge in einem natürlichen, angeboren und angewöhnten Vertrauen! Die Freiheit eines wohlwollenden Scherzes auf dem Boden der Wissenschaft und Einsicht verlieh die heiterste Stimmung. Von politischen Dingen war die Rede nicht, man fühlte, daß man sich wechselseitig zu schonen habe; denn wenn sie repulikanische Gesinnungen nicht ganz verleugneten, so eilte ich offenbar, mit einer Armee zu ziehen, die eben diesen Gesinnungen und ihrer Wirkung ein entschiedenes Ende machen sollte.⁴⁵

Weder der Gastgeber noch einer der Mainzer Vertrauten spielte im Beisein Goethes auf die Enttäuschung an, die dessen Drama *Der Großkophta* ausgelöst hatte.

Caroline Böhmer war bei der sich zuspitzenden Lage in Mainz und der Erkenntnis, dass es für sie keinen familiären Mittelpunkt mehr gab, zu dem sie sich mit ihrer Tochter Auguste flüchten konnte, mehr denn je auf die Menschen angewiesen, die sich um Georg Forster versammelt hatten und direkt oder über Zweite und Dritte mit Göttingen in Verbindung standen. Außer Forsters waren es die Gotters und Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, dem sie ausführlich schrieb, unter anderem auch, dass sie sich innerlich von dem einen Freund

⁴⁴ An Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, 29.7.1792, Waitz/Schmidt I, Nr. 113, 256-257.

⁴⁵ J. W. v. Goethe, *Sämtliche Werke. Hamburger Ausgabe*, München 1981, X, 188-189.

nicht lossagen könne. Sie meinte Georg Tatter, auf den auch die Freundin Luise Gotter angespielt hatte. Zeitweilig hatte auch er in Göttingen studiert. Er genoss das Vertrauen Georgs III. und war Reisebegleiter seiner Söhne. Sie war ganz von der Frage beherrscht, ob Tatter auf dem Weg nach Italien einen Umweg über Mainz nehmen und sie besuchen würde. Vor diesem Hoffen und Bangen trat die politische Situation in den Hintergrund. Anfang Oktober teilte sie Meyer mit, „er war bey mir ein paar Tage, und ich bin glücklich.“⁴⁶ Zur militärischen Lage schrieb sie:

Seit 6 Tagen erwarten wir täglich einen Einfall der Franzosen – alle Adlichen sind geflüchtet und der Alte [gemeint der Erzbischof von Erthal] auch in einem Wagen, wo er das Wappen auskrazen ließ. Sie sind wirklich in Worms. – Hier giebt schon Cocardes tricolores.⁴⁷

Sie beobachtete das weitere militärische Geschehen und das Verhalten der Mainzer Bürger:

Voreilige Demokraten haben schon an dem Tage, wo ein betrunken Husar, der eine Heerde Kühe gesehn hatte, mit der Nachricht in die Stadt sprengte, daß die Franzosen in Oppenheim wären [...] das Ende des Churfürstenthums vor Augen gesehn, und die dreyfache Cocarde – in der Tasche getragen – daß das alberne Leute waren, die nicht zu meinen Freunden gehörten, versteht sich. [...] Der sämtliche Adel ist geflüchtet [...]. Wir blieben – aus Neugier und weil wir ein gut Gewissen hatten – nemlich reine Hände – wir sind nicht reich und ich bin arm.⁴⁸

Nun war der ersehnte Augenblick da, sie wird Zeitzeugin der großen Ereignisse. 27. Oktober 1792:

Welch ein Wechsel seit 8 Tagen – General Custine wohnt im Schloß des Churfürsten von Mainz – in seinem Prachtsaal sammelt sich der deutsche Jacobiner-Club – die National-Cocarden wimmeln auf den Gaßen.⁴⁹

⁴⁶ An Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, 6.10.1792, Waitz/Schmidt I, Nr. 116, 269.

⁴⁷ Ebd., 268-269.

⁴⁸ An Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, 16.10.1792, Waitz/Schmidt I, Nr. 117, 273.

⁴⁹ An Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, 27.10.1792, Waitz/Schmidt I, Nr. 118, 275.

Sie begrüßt, dass „die Marrats in der Nationalversammlung nach Verdienst gebrandmarkt“⁵⁰ sind, das heißt, sie sprach sich gegen jede Radikalisierung aus und wiederholte dabei vermutlich die Äußerungen Forsters. Dementsprechend gefiel ihr Forsters Verhalten:

Ich kann Ihnen Forsters Betragen nicht genug rühmen – noch ist er bey keinem der Institute – er macht seinen bisherigen Gesinungen Ehre, und wird vielleicht mit der Zeit den Ausschlag zu ihrem Vortheil geben.⁵¹

Wie unangenehm ihr die als Jakobiner bezeichneten französisch gesonnenen Aktiven waren, geht aus ihrer Reaktion auf die Anwesenheit ihres Schwagers Georg Böhmer hervor, der als Konrektor des Gymnasiums in Mainz tätig war und sich als eine Art Sekretär Custine zur Verfügung gestellt hatte.

Im Oktober wuchs der Kreis ehemaliger Göttinger und der Personen, denen Göttingen nicht fremd war, um Meta Forkel, geb. Wedekind, die inzwischen wieder in Mainz lebte. Sie zog bei Caroline Böhmer ein. Caroline Böhmer waren alle Gerüchte und üblen Nachreden über Meta Forkel bekannt, aber „die Frau gefällt mir bis jetzt“, teilte sie Meyer mit. Meta Forkels Bruder war Arzt, war ohnehin in Mainz wohnhaft und mit Forsters gut bekannt. Auch die alte Frau Wedekind lebte in Mainz.

Nach der Einnahme von Mainz durch die Franzosen am 21. Oktober beschleunigten sich die politischen Veränderungen. Am 5. November trat Forster der „Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit“ bei. Am 15. November drückte er seine Hoffnung auf eine dauernde Zugehörigkeit einer Mainzer Republik zu Frankreich aus. Er wurde zum Vizepräsidenten der Übergangsverwaltung gewählt. Am 2. Dezember begann die preußische Offensive. Am 7. Dezember begab sich Therese Forster mit den Kindern nach Straßburg. Bei Caroline Böhmer löste dieser Schritt Empörung aus und zugleich eine leidenschaftliche Hinwendung zu Georg Forster. Doch die scheinbare Passivität, mit der er die Abreise seiner Frau hinnahm, kritisierte sie als Schwäche, und wenn man die temperamentvollen Zeilen an Meyer

⁵⁰ Ebd.

⁵¹ Ebd.

richtig deutet, warf sie Forster vor, nicht selbst entschlossenkräftig gehandelt zu haben.

Sie, die über jeden Flüchtling mit Heftigkeit geschimpft hat, die sich für die Sache mit Feuereifer interessierte, geht in einem Augenblick, wo jede Sicherheitsmaßregel Eindruck macht, und die jämmerliche Unentschiedenheit der Menge vermehrt – wo sie ihn mit Geschäften überhäuft zurückläßt – obendrein beladen mit der Sorge für die Wirtschaft – zwey Haushaltungen ihn bestreiten läßt, zu der Zeit, wo alle Besoldungen zurückgehalten werden. [...] Ich müste mich sehr irren, wenn nicht diesmal weniger verzeihliche Antriebe als leidenschaftliche sie bestimmten, vielleicht die Begierde nach Wechsel, und eine Rolle dort zu spielen, wie sie hier nicht konnte. [...] Er [Forster] ist der wunderbarste Mann – ich habe nie jemanden so geliebt, so bewundert und dann wieder so gering geschätzt. Er ging seinen politischen Weg durchaus allein und that wohl daran - [...] Er geht mit einem Adel – einer Intelligenz – einer Bescheidenheit – einer Uneigennützigkeit – wär es nur das! Aber im Hinterhalt lauscht Schwäche, Bedürfniß ihres Beyfalls, elende Unterdrückung gerechter Forderungen – auffahrendes Durchsetzen geringeres. Er lebt von Attentionen und schmachtet nach Liebe, und kann diesen ewigen Kampf ertragen – und hat nicht die Stärke sich loszureißen [...].⁵²

Und sie schloss mit dem Satz: „Ich bleibe hier – man gewöhnt sich an alles, auch an die tägliche Aussicht einer Belagerung.“⁵³ Das schrieb sie am 17. Dezember 1792. Zwar kündigte sie ihren Freunden in Gotha in der letzten Januarwoche 1793 ihre Rückkehr nach Gotha an, aber noch blieb sie in Mainz und führte Forster den Haushalt, sie hatte es wenigstens vor, war aber nach eigenen Angaben im März krank.

Mitte März schrieb Forster einen kurzen Lagebericht an Therese Forster, der einige persönliche Mitteilungen enthielt:

Ich bin gesund und wundere mich darüber bei allem was in mir durcheinander stürmt. Vor lauter Arbeit kann ich nichts arbeiten. Des Abends sind wir jetzt öfters mit den Commissarien der National Convention und des Vollziehungsrathes zusammen; neulich tranken jene zum erstenmal den Thee bei mir, gestern bei der Böhmerin. Diese reist mit Madame Forkel in wenig Tagen ab. So wenig sie mir waren, so zerstreuten sie

⁵² An Meyer, 17.12.1792, Waitz/Schmidt I, Nr. 119, 278 f.

⁵³ Ebd., 280.

mich doch und die treuherzige, ehrliche Forkeln werde ich doch vermischen. Wenn ich dann nur bald von hier wegkomme!⁵⁴

Forster sah diesem Brief zufolge die Rolle Caroline Böhmers weniger bedeutend, als diese es tat. Es könnte aber auch sein, dass er Therese Forster zu verstehen geben wollte, wie sehr sie ihm fehlte. Am 25. März reiste Forster als Deputierter nach Paris (Caroline gab Meyer den 24. März an). Am 30. März verließ Caroline Böhmer mit Tochter Auguste, Meta Forkel und deren Mutter Mainz, um über Mannheim nach Gotha zu entkommen. Sie wurden aber von preußischem Militär in Oppenheim angehalten. Soemmerring gab später an, Caroline Böhmer habe provozierende Antworten gegeben und deshalb seien sie nach Frankfurt eskortiert worden. Angeblich wäre dort Gelegenheit gewesen, unauffällig abzureisen, aber Caroline Böhmer habe Offiziere angesprochen und Besuche gemacht. Was davon wahr ist, wird sich nicht ergründen lassen. Tatsache ist nur, dass die Frauen mit Freunden der französischen Revolution aus Mainz, Worms und Bingen nach der Festung Königstein verbracht wurden. Von dort aus wurden die Frauen Mitte Juni nach Kronberg gebracht, konnten aber den Ort nicht verlassen. Es liefen in den Wochen der Haft von mehreren Seiten mehr oder weniger intensive Bemühungen Caroline Böhmers, ihre Freilassung zu bewirken. Das gelang schließlich dem Bruder Philipp, der sich an den preußischen König Friedrich Wilhelm II. gewandt hatte. Dieser verfügte die Entlassung Caroline Böhmers am 4. Juli, aber erst am 11. Juli war sie frei. Sie schrieb am 15./16. Juni an Gotter:

Gehen Sie hin, lieber Gotter, und sehn Sie den schrecklichen Aufenthalt, den ich gestern verlaßen habe – athmen Sie die schneidende Luft ein, die dort herrscht – laßen Sie sich von den, durch die schädlichsten Dünste verpesteten Zugwind durchwehn – sehn Sie die traurigen Gestalten, die Stundenweis in das Freye getrieben werden, um das Ungeziefer abzuschütteln, von dem Sie dann Mühe haben sich selbst zu hüten – denken Sie sich in einem Zimmer mit 7 andern Menschen, ohne einen Augenblick von Ruhe und Stille, und genöthigt, sich stündlich mit der Reinigung deßen, was Sie umgibt, zu beschäftigen, damit Sie im Staube nicht vergehn – und dann ein Herz voll der tiefsten Indignation gegen die ge-

⁵⁴ An Therese Forster, 14.-17.3.1793, 333.

priesne Gerechtigkeit, die mit jeden Tage durch die Klagen Unglücklicher vermehrt wird, welche ohne Untersuchung dort schmachten, wie sie von ohngefähr aufgegriffen wurden [...].⁵⁵

Sie hatte sich vorgenommen, einen eigenen, selbstbestimmten Weg zu finden. Dazu hätte nicht nur eine Geld einbringende Tätigkeit gehört, sondern auch die Selbstbefreiung aus emotionalen Abhängigkeiten. Diese bestanden aus ihrer schwankenden Doppelbeziehung zu Forsters und ihrer inneren Ausrichtung auf weitere männliche Personen. Dabei handelte es sich um jenen Georg Tatter und um Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, den zeitweiligen Bibliothekar. Beide hielten sich fern, als sie unbeirrte Freundschaft brauchte.

Caroline Böhmer geriet durch die mehrmonatige Festsetzung auf Königstein und in Kronberg in besondere Bedrängnis. Sie war schwanger. Der zukünftige Kindsvater war ein 19jähriger französischer Offizier, ein Neffe des Oberkommandierenden von Mainz, General d'Oyré, sein Name: Jean-Baptiste Dubois-Crancé. Nur wenige Personen, unter anderem Gotters und August Wilhelm Schlegel wussten genau, wie es um Caroline Böhmer stand und dass aus diesem Grunde die Entlassung aus der Haft doppelt dringend war. Die Beziehung zu dem jungen Offizier hatte sich vermutlich über Forster ergeben, denn nach Forsters eigenem Bekunden hielt sich der von ihm als „gebildet“ und „kenntnißreich“ bezeichnete General manchen Abend mit anderen Konventsmitgliedern in seinem Haus auf. Jahre später erzählte Therese Huber ihrer Tochter Therese, Meta Liebeskind, die ehemalige Forkel, wisse, Caroline habe sich dem jungen Franzosen nach einer wilden Ballnacht hingegeben.

Von Caroline Böhmer ist keine Darstellung überliefert. Sie ist auch unnötig, da die Umstände, in denen sie lebte, einigermaßen nachvollziehbar sind. Das politische Klima in Mainz war erhitzt, Freiheit war die Parole, Caroline Böhmer war Augen- und Ohrenzeugin, wie sie es einmal genannt hatte, „prächtiger Dinge“. Therese Forster war abgereist, und so konnte sie im Hause Forster die Rolle der Mitgastgeberin übernehmen. Sie hatte vermutlich das mitreißende Gefühl, per-

⁵⁵ An Friedrich Wilhelm Gotter, 15.-16.6.1793, Waitz/Schmidt I, Nr. 128, 291.

sönlich und gesellschaftlich am Anfang eines neuen Lebens zu stehen. Sie war ganz Schwärmerin.

Auch wenn diese Auswirkung der französischen Besetzung nicht nach Göttingen, Frankfurt oder Weimar durchsickerte, kursierten Gerüchte, sie sei Forsters oder Custines Geliebte gewesen, sie habe Therese Forster so negativ beeinflusst, dass diese sich mit Huber zusammengetan habe. Die Diskriminierung Forsters wurde auch auf sie übertragen. Sie mag als Hure und Revolutionärin gegolten haben. So schrieb sie von Königstein aus an Gotter:

Schuldig bin ich übrigens gewiß nicht – ich theile den ausgezeichnet bittern Haß, den man auf Forster geworfen hat. Man irrt sich in dem, was man über meine Verbindung mit ihm glaubt – um seinetwillen allein will man mich als Geißel betrachten.⁵⁶

Der Brief an Meyer aus Kronberg am 15. Juni 1793 enthält eine Verteidigung, die auch Rechtfertigung ist:

Ueber meine Schuld und Unschuld kan ich Ihnen nur das sagen, daß ich seit dem Jänner für alles politische Intereße taub und todt war – im Anfang schwärmte ich herzlich, und Forsters Meinung zog natürlich die meine mit sich fort – aber nie bin ich öffentliche noch geheime Proselytenmacherin gewesen, und in meinem Leben nicht aristokratisch zurückhaltender in meinem Umgang, als bey dieser demokratischen Zeit. Von allem, deßen man mich beschuldigt, ist nichts wahr. Bey der strengsten Untersuchung kann nur eine Unvorsichtigkeit gegen mich zeugen, von der ich noch nicht in Erfahrung bringen konte, ob man sie weiß, und die grade nur Mangel an Klugheit ist.⁵⁷

Die letzte Aussage ist wohl als Hinweis auf ihre Schwangerschaft zu verstehen.

Ihre Argumentation, sie sei seit Januar 1793 „für alles politische Intereße taub und todt“ gewesen, macht deutlich, dass sie nur Mitläuferin war. Der Januar 1793 war der scheinbare Höhepunkt eines revolutionären Sieges, aber da kündigte sie den Gothaer Freunden ihre baldige Abreise an. Zu einer politischen Überzeugung hatte sie sich nicht

⁵⁶ An Gotter, 1.5.1793, Waitz/Schmidt I, Nr. 125, 286.

⁵⁷ An Friedrich Wilhelm Gotter, 15.6.1793, Waitz/Schmidt I, Nr. 129, 297.

durchringen können. Insofern haben Ricarda Huch und Sigrid Damm recht: ihre auf sich selbst bezogene Subjektivität war der einzige Maßstab. Ihre Lage in Königstein und in Kronberg war Anlass für Selbstmitleid, die gewalttätigen Übergriffe auf mitgefangene Demokraten lösten den Schrei nach Gerechtigkeit aus, aber politisch blieb sie blind. Es gibt von Forster selbst Hinweise darauf, dass vor und nach der Besetzung von Mainz durch die Franzosen die Bekehrung sogenannter Uneinsichtiger mit Repressalien versucht wurde. Das bezeichnet wohl den vermutlich bei Forster gehörten Begriff der „Proselytenmacherin“, den sie sich nicht zu Eigen machte.

Caroline Böhmer heiratete am 1. Juli 1796 August Wilhelm Schlegel aus Dankbarkeit. Dieser Schritt verschaffte ihr eine neue Identität. Sie hatte zwar, organisiert von August Wilhelm und Friedrich Schlegel, in aller Heimlichkeit entbinden können, aber sie war dennoch verfeimt geblieben. 1794 war sie offiziell als unerwünscht aus Göttingen ausgewiesen worden. Die scheinbare Rückkehr in die Bürgerlichkeit war nur der gesellschaftliche Beweis, dass Frauen alles dem Manne zu danken haben: Die durch Normierung festgeschriebene Geschlechterdifferenz und die daraus abgeleitete moralische Beurteilung hatte sich jenseits des Jenaer Kreises nicht geändert. Das belegen auch die Urteile des Schillerschen Ehepaars. Für Caroline Schlegel hatte sich hingegen alles geändert. In der Ehe mit August Wilhelm Schlegel konnte sie zunächst realisieren, was sie sich schon in Mainz in einer privat und politisch ambivalenten Situation erhofft hatte: die aktive geistige Teilnahme an Diskursen über Literatur und Kunst sowie die Einbindung in einen größeren literarisch-philosophischen Freundeskreis, von dem Denkanstöße ausgingen, die den Bruch mit der Sittenlehre der Aufklärung vollzogen. Der Kreis der Jenaer Romantiker war insofern eine Insel, auf der Frauen Zuflucht fanden.

**Abjection, Subjection, Redemption:
Georg Forster's and Therese Huber's
Perspectives on the Penal Colony**

Judith Wilson

I The Penal Colony – A Space of Abjection

In 1756 the Frenchman, Charles de Brosses, proposed that the French establish a colony in New Britain. The political body was, he explained, like the human body; it contained “vicious humours which should often be evacuated”.¹ For Jeremy Bentham (1812) this was precisely the reason the English chose convicts as the subject-matter of their own colonial experiment – the convicts were seen as “a set of animae viles, a sort of excrementitious mass, that could be projected, and accordingly was projected – projected, and as it should seem purposely - as far out of sight as possible”.² De Brosses and Bentham both use the topos of the body and its wastes as a rhetorical metaphor in an argument about transportation, the former to justify, the latter to condemn it.

The terms both use – vicious humours, excrement, evacuation and projection – belong to the discourse of purity employed some two hundred years later by the French linguist, philosopher and psychoanalyst, Julia Kristeva, to describe the process of abjection. In *Powers of Horror* (French original 1980, English translation 1982), Kristeva defines

¹ Quoted in: A. G. L. Shaw, *Convicts and the Colonies: A Study of Penal Transportation from Great Britain and Ireland to Australia and other parts of the British Empire*, London 1966, 49.

² Quoted in: Robert Hughes, *The Fatal Shore: A History of Transportation of Convicts to Australia 1786-1868*, London 1988, 2.

the abject as that which threatens the “clean and proper self”, that which “disturbs identity, system, order [and]... does not respect borders, positions, rules”³ and which is therefore “ejected beyond the scope of the possible, the tolerable, the thinkable”.⁴ Kristeva, who is primarily concerned with the psychological development of the individual, associates abjection with those things that threaten the integrity of the body’s borders and the fragile boundaries of the developing subject - “defilement, sewage, and muck”⁵, the corpse⁶, the maternal body.⁷ For the social anthropologist, Mary Douglas, on whose work *Purity and Danger* (1966) Kristeva draws, pollution and purification rituals, while they may well have an important function for the individual, cannot be adequately understood without reference to the social community and symbolic function of the body. Where the body serves as a symbol of the body politic, a preoccupation with its purity or impurity is, in Douglas’ view, a reflection of social anxiety about community boundaries.⁸ De Brosses and Bentham use the discourse of purity to make a point, but in doing so they draw attention to what was arguably the primary function of the penal colony, its role as a space of social abjection.

Amongst Australian historians the main motive of the British for establishing a penal colony in New Holland, as it was then known, is still a matter of debate – was it the fear that rival France might get in first, was it the need for a more reliable and secure source of flax and wood than Russia, or was it the desire to extend English influence and gain access to the markets of Asia and South America? In government

³ Julia Kristeva, *Powers of Horror: An Essay on Abjection*, Transl. Leon S. Roudiez, New York 1982, 4.

⁴ Ibid., 1.

⁵ Ibid., 2.

⁶ Ibid., 3.

⁷ Ibid., 13.

⁸ Mary Douglas, *Purity and Danger: An Analysis of Concepts of Pollution and Taboo*, London 1966, 7.

documents frequent references were made to the potential advantages of the colony, but often, it seems, to render the decision more palatable to its critics.⁹ Lord Sydney's instructions to the Treasury in a letter of 10th August 1786 leave little doubt that de Brosses' and Bentham's perception of the role of the penal colony was correct, that the government's primary objective was to rid itself of its social miscreants and the threat they posed to the health of the community:

The several Goals [sic] and Places for the confinement of Felons in this Kingdom being so crowded a State that the greatest danger is to be apprehended not only from their Escape but from the Infectious Distempers which may hourly be expected to break out.¹⁰

When the American colonies revolted in 1775, transportation had been brought to a halt. Fears that the criminal contagion, both moral and real, of England's overcrowded jails would spread to the general community converged with general fears about the collapse of social and moral order in the wake of the dislocations caused by industrialization, urbanization and population growth.¹¹ The fears were fanned in popular print by sensational accounts of crime and corruption and gave rise to widespread disquiet about prisons and their occupants.¹²

Under the command of Arthur Phillip, the first fleet embarked on May 13 1787 – it was inadequately prepared, ill-informed and ill-equipped. Soldiers and convicts lacked the knowledge and skills to become settlers,

⁹ For an incisive discussion and refutation of the arguments advanced by historians in search of more positive motives see: Mollie Gillen, "The Botany Bay decision, 1786: convicts, not empire," in: *English Historical Journal* 97 (1982), 740-767.

¹⁰ Quoted in: Alan Brooke, David Brandon, *Bound for Botany Bay: British Convict Voyages to Australia*, Kew 2005, 37.

¹¹ Hughes, *The Fatal Shore*, 25.

¹² Gwenda Morgan, Peter Rushton, *Eighteenth-Century Criminal Transportation: The Formation of the Criminal Atlantic*, New York 2004, 2.

and the land was infertile and unyielding. The first years of the new colony were years of dependence, deprivation and desolation. The expectations of reformers like John Howard, that hard work and distance would have an ameliorative on the morality of those transported, seemed misplaced. In a letter written in 1807, Governor Bligh painted a pessimistic picture of convict impenitence:

“By far the greater part of the Prisoners retain, after their servitude, the same characters as by their vicious habits they have maintained in their career of life, notwithstanding rewards and blessings offered to them if they do well”.¹³

But this was not a view shared by all. The two texts which are the subject of this article, Georg Forster’s “Neuholland und die brittische Colonie in Botany-Bay” (1786) and Therese Huber’s *Abentheur auf einer Reise nach Neu-Holland* (1793-1794), are testimony to what Ross Gibson in his book *The Diminishing Paradise* (1984) has described as the peculiar juxtaposition of “sobering reality and optimistic fantasy” which characterized representations of Australia from the sixteenth century.¹⁴ In both works the penal colony is transformed from a space of abjection into a site of social renewal, the objects of one society into the subjects of a new and better social order, albeit a rather different one. Both texts are important in the context of German-Australian comparative studies as the earliest known German works to focus on the newly-established colony of New Holland, as Australia was then called - Forster’s essay is assumed to be the first detailed description of the East coast of Australia written specifically for a German public¹⁵, Huber’s novel is regarded as the first

¹³ Quoted in: Shaw, *Convicts and Colonies*, 74.

¹⁴ Ross Gibson, *The Diminishing Paradise: Changing Literary Perceptions of Australia*, Sydney 1984, 11.

¹⁵ Leslie Bodi, “Georg Forster: The ‘Pacific Expert’ of eighteenth-century Germany”, in: Leslie Bodi, *Literatur, Politik, Identität – Literature, Politics, Cultural Identity*, St. Ingbert 2002, 47. (first published in 1959)

work of fiction in any language to be set in the penal colony¹⁶ – but thus far both have received surprisingly little scholarly attention. Belonging to different genres, the one an essay, the other a novel, and written in different historical circumstances, the one before the French Revolution, the other in its wake, the two texts do not lend themselves obviously to comparison, yet in fact Huber does make direct reference to Forster's essay in her novel, and an examination of the texts will reveal that Huber's novel can be read in part as a narrative counterpart to ideas presented in Forster's essay, in part as a critical alternative to the model on which his essay is based. To demonstrate this, in the first part of this article I will focus on Forster's essay, showing how he moulds the topoi of the discourse of civilization into an argument for colonization and transforms the penal colony into a new centre of colonial subjection. I will then turn to Huber's novel to explore the connections, positive and negative, between her vision of the penal colony and Forster's. In this part of the article I will demonstrate how Huber, drawing on the topoi of the sentimental novel, but also Forster's own letters and essays, transforms the colony into a female-centred realm of reintegration and redemption in which society's abjects, amongst them revolutionaries like Forster, might again find a place. Here I will challenge the view that Huber's novel is simply a sentimental fantasy designed to whitewash her role in Forster's demise and argue that, while critical of the position Forster adopts in his essay, it is at the same time deeply indebted to his work and may well have been intended as a defense of and a tribute to his memory. But before beginning my discussion of the texts, I want to briefly consider the degree of interest in the penal colony in Germany and the possible significance of this interest.

¹⁶ Leslie Bodi, "Adventures on a Journey to New Holland and the Lonely Deathbed. Two Novels of Therese Huber as documents of their time", in: Bodi, *Literatur, Politik, Identität*, 59. (first published as the Introduction to the English translation of Huber's two stories in 1966)

II New Holland and the Development of a German Colonial Subjectivity

Although the German states played no part in the colonial quests of their sea-faring neighbours and the number of Germans who actually participated in voyages of discovery was almost negligible, the Germans took great interest in the discovery of new lands and new cultures. Original narratives were translated, annotated, reviewed, excerpted, abridged and adapted for younger readers, making them available to a wide spectrum of the German reading public. Germans were thus able to participate vicariously in European exploration and conquest and engage in the debates to which they gave rise.

In *Colonial Fantasies* (1997), her examination of the German colonial imaginary in precolonial Germany, Susanne Zantop locates the emergence of what she calls a German “colonialist subjectivity” in the 1770s.¹⁷ In this period, Cook’s voyages of discovery, mentioned only in passing by Zantop, led to an escalation of German interest in the South Seas and Australia. Entries in the comprehensive bibliography of works in German on Australia, *Image of a Continent. A Bibliography of German Australiana from the Beginnings to 1975*, compiled by Leslie Bodi, Stephen Jeffries and Susan Radvansky and published in 1990, indicate that the number of works on Australia increased by a factor of twelve between 1779 and 1800.¹⁸ The accounts of Cook’s journeys topped the charts, particularly John Hawkesworth’s account of Cook’s first journey of

¹⁷ Susanne Zantop, *Colonial Fantasies: Conquest, Family, and Nation in Precolonial Germany 1770-1870*, Durham & London 1997, 2. By “colonial subjectivity” Zantop understands a latent, “unspecific drive for colonial possession.”

¹⁸ For the relevant figures see: Leslie Bodi, Stephen Jeffries, Susan Radvansky, *Image of a Continent. A Bibliography of German Australiana from the Beginnings to 1975 – Bild eines Kontinents. Eine Bibliographie deutscher Australiana von den Anfängen bis 1975*, Wiesbaden 1990.

discovery (1768-1771).¹⁹ Leslie Bodi attributes Cook's appeal to the general European fascination with the South Seas sparked by Bougainville's seductive stories of Tahiti.²⁰ Nevertheless, almost all of the early accounts of the British penal colony in Botany Bay (those of Phillip, Tench, White and Hunter) were translated just as quickly, some in the same year as they were published in English, and while they were not as popular as Cook's journeys, most appeared in a number of different German editions one or two years after the original. This points to a genuine German curiosity about the newly discovered world of New Holland and to an interest in the fate of the newly established British colony.²¹

Seen in this context, Forster's essay and Huber's novel represent significant contributions to the emergence of a German colonial imaginary whose focus is the new world of Australia.

¹⁹ Hawkesworth's account was first published in English in 1773. The first German edition appeared already in 1774 and was immediately followed by another edition, a summary and an excerpt in 1775. A further edition was published in 1780 and the first edition reprinted in 1785-1786. For details see: Bodi, Jeffries, Radyvansky, *Image of a Continent*, 199.

²⁰ Leslie Bodi, "James Cook in der deutschen Literatur", in: Bodi, *Literatur, Politik, Identität*, 73 (first published in 1983).

²¹ For details of the editions of the various accounts see: Bodi, Jeffries, Radvansky, *Image of a Continent*, 366-367 (Phillip), 457-458 (Tench), 496 (White), 221 (Hunter).

III The Penal Colony – The Site of New Civil(ized) Society.

Georg Forster's Essay "Neuholland und die brittische Colonie in Botany-Bay" (1786)²²

Of the writers on the South Seas Georg Forster was the most prolific.²³ As one of the few Germans to have participated in a voyage of discovery and to have written a first-hand account of his experiences, he enjoyed a status which was unprecedented in Germany. In her account of Forster's life published in 1829, Therese Huber describes the attention and acclaim Forster received as a result of the voyage. He was sought after by everyone, from the rulers of the *Residenzstädte* to the most eminent scholars who were all eager to hear his tales of a world as yet unchanged by civilization.²⁴ The status Forster enjoyed as Pacific expert was one he cultivated and was keen to preserve. When in October or November of 1786 the Berlin publisher, Spener, asked him to write an essay on the new continent of New Holland for his *Historisch-genealogischen Calender* to be published in the following year, he immediately agreed. Although he had not visited New Holland, he was clearly better placed than most to comment on the establishment of the new colony.

Forster interrupted his translation of Cook's third voyage to complete the essay and sent it off on the 20th November. In an accompanying note he

²² Georg Forster, "Neuholland und die brittische Colonie in Botany Bay", in: Georg Forster, *Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe*, Ed. Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin (hereafter AA) V: *Kleine Schriften zur Völkerkunde- und Länderkunde*, Eds. Horst Fiedler et.al., Berlin 1985, 161-181. Forster describes New Holland as "der künftige Wohnort einer neuen bürgerlichen Gesellschaft" (AA V, 163). Given the emphasis on civilization in the essay, I have tried here to capture the political and colonial connotations of "bürgerlich" by translating it as "civil (ized)".

²³ For details of Forster's publications on Australia and related topics see: Bodi, Jeffries, Radvansky, *Image of a Continent*, 141-145.

²⁴ *Therese Huber über Georg Forster*, Eds. Jörn Garber, Günter Schenk, Halle 2003, 65.

apologized for its lack of polish, but explained that he had gleaned as much information as he could in the time available from Hawkesworth's account of Cook's first voyage and from the account of the third voyage, on which he was currently working, and had attempted to present it in a manner that would enhance its appeal. As Forster's contribution was too long for the Calender, Spener took the liberty of cutting the first three or four paragraphs. Forster, who was only informed after the event, was incensed, protesting with some passion that Spener had castrated the only sections of the essay he could call his own, that a common student could have produced the selection of excerpts on which the rest of the text is based:

Ich kann nicht umhin [...] laut darüber zu klagen, daß Sie mein Freund [...] den Aufsatz nach Willkühr castriren, das einzige was ich in demselben Mein nennen konnte weglaßen, und den Ueberrest, zu deßen Excerptirung ein Hallischer Student gut genug gewesen wäre, als meine Arbeit ins Publikum bringen.²⁵

His protest was successful; the paragraphs were reinstated. Its vehemence demonstrates the degree of importance Forster attached to his philosophical reflections, but possibly also his concern about the extent of his own contribution.²⁶ In 1959 Leslie Bodi hailed the essay as an original account of "outstanding importance" from the point of view of Australian history,²⁷ assuring his readers that the essay was not "a translation or adaptation of a contemporary English publication", that Forster had drawn on "original sources, on the writings of Dampier and Cook" and that he may also have obtained first-hand information from Cook and members of his crew.²⁸ But Forster's assessment of what he could claim as his own in the essay was correct. Substantial sections of the descriptive part of the essay are compilations of excerpts from

²⁵ AA V, 703.

²⁶ AA V, 702-704.

²⁷ Bodi, "Georg Forster", 46.

²⁸ *Ibid.*, 49.

Hawkesworth's account of Cook's first voyage or simply direct translations.²⁹ Despite his heavy reliance on Hawkesworth, and to a lesser extent on Dampier, Forster does, however, make some significant changes to his source material. He not only condenses and compresses it to make it more accessible and digestible, but he also combines central topoi of the discourse of civilization to fashion a potent argument for the European colonial enterprise. Forster's essay was, if Bodi is correct, the first detailed information the German public received on the founding of the colony and its future prospects.³⁰ It is an essay designed to provide information about and generate interest in the new colony and the new continent, but

²⁹ To demonstrate the extent to which Forster draws on Hawkesworth, I have identified direct translations and close paraphrases in the section of the essay devoted to the Australian Aborigines. See: Footnote 86. This is not the only example of Forster's adaptation of secondary sources in his essays. Gerhard Steiner has drawn attention to his reliance on English journals in his reviews of English literature in Archenholz' *Annalen der Britischen Geschichte* (AA VII 465. Cf. Forster's letter to Archenholtz 22. 10. 1792, AA XVII, 182), Ludwig Uhlig has demonstrated the extent to which Forster borrowed from Buffon in the essay "Ein Blick in das Ganze der Natur" (AA VIII, 391), and Ruth Stummann-Bowert has pointed to parallels between Forster's views in "Cook der Entdecker" and those developed in Kant's *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* (1784) and *Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte* (1786) in: Stummann-Bowert, "Georg Forsters naturgesetzliche Begründung von Gewalt und Fortschritt: "Neuholland und die brittische Colonie in Botany-Bay" und "Cook der Entdecker", in: *Georg-Forster-Studien* 8 (2003), 93. It does raise some questions about their originality, but one, of course, should not lose sight of the context in which he was writing – this practice was by no means uncommon, news had become a commodity, the market was cutthroat, copyright had become an issue, but was not yet a legal restraint and certainly not one that could be enforced effectively, and for Forster many of these essays were simply "Waare fürs Geld" (goods for money) (AA VII 464).

³⁰ Bodi, "Georg Forster", 47.

also to fuel German enthusiasm for colonization and the European civilizing mission.³¹

In keeping with this aim, the introductory paragraphs set the account in the broader cultural-historical context of Enlightenment debates on civilization and progress. In this essay, as elsewhere, Forster, the polemicist, launches an attack on civilization's detractors in order to mount a rhetorical offensive on behalf of progress, an offensive which culminates in a celebration of the civilizing mission and a homage to Cook as the inaugurator of a new age of discovery. Forster's polemical barbs were directed particularly at those who presumed to pronounce on the virtues of the simple life without having experienced it. While the first line of the essay was apparently directed against Kant,³² the main thrust of Forster's argument in this section of the essay is directed at Rousseau and the views he expounds in his *Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes* (1755), his denigration of progress, the distinction he draws between nature and culture and his privileging of the state of nature.³³

As many others have noted, Rousseau's state of nature was not the sentimental idealization of the state of savagery that Forster and others claimed.³⁴ It was in the first instance a hypothetical construct, designed,

³¹ Cf. Ruth Stummann-Bowert, "Gewalt und Kulturfortschritt", 103. Stummann-Bowert sees the examples Forster uses from nature as providing a possible justification of colonial exploitation and expropriation.

³² AA V, 704. Forster made this admission in a letter to Johann Gottfried Herder written on 21.1. 1787.

³³ Forster's attack may have had a more immediate target. In her article "Georg Forsters naturgesetzliche Begründung von Gewalt und Kulturfortschritt", Ruth Stummann-Bowert has suggested that Wieland was probably the main object of Forster's anti-Rousseau invective in "Cook der Entdecker," which was written at the much the same time as the Botany Bay essay. See: Stummann-Bowert, "Gewalt und Kulturfortschritt", 85-86.

³⁴ Peter Gay attributes Rousseau's reputation as a primitivist to the reception of the *Discourse* by Diderot and Voltaire rather than to the work itself in: Peter

in Rousseau's own words, "to illuminate the nature of things," rather than "to show their origin";³⁵ its function was critical, not sentimental.³⁶ To accuse Rousseau of calling for a return to nature was thus to willfully misunderstand him.³⁷ But his hypothetical state did exert considerable persuasive appeal as the projection and measure of all that was good, and he did devalue precisely those things that Forster valued most – reason, property, perfectibility, man's restless drive to do and achieve more. Rousseau's portrait of man in society is like the moral negative of the civilized man in whom Forster invests so much faith:

[M]an in society does not have a moment of respite. What is most remarkable is that the less natural and urgent the needs, the more passions increase and, what is worse, so does the power to satisfy them; so that after a long period of prosperity, and after devouring many treasures and afflicting many men, my hero will end up slitting every throat until he is sole master of the universe.³⁸

For Forster, in contrast, man's place in the order of creation is determined by his superior sensibility. It is inconceivable that anyone would want to relinquish any of his senses or aptitudes in order to exist in a purely vegetative state. Man's capacity to think is as inherent as his drive

Gay, *The Enlightenment. An Interpretation: The Science of Freedom*, New York, London 1977, 95. (first published 1969)

³⁵ Rousseau, Jean-Jacques, *Discourse on Inequality*, Transl. Franklin Phillip, Oxford 1994, 24.

³⁶ Gay, *The Enlightenment*, 94.

³⁷ In "Georg Forsters Einleitung zu 'Cook der Entdecker'" Ulrich Kronauer details some of the inconsistencies of Rousseau's text to which Forster, however crudely, draws attention, but he also points to the shortcomings of Forster's selective reading and suggests that he may have used Rousseau primarily to highlight Cook's achievements and possibly promote his own. In: Ulrich Kronauer, "Rousseaus Kulturkritik aus der Sicht Georg Forsters", in: *Georg Forster in interdisziplinärer Perspektive*. Eds. Carl-Volker Klencke, Jörn Garber, Dieter Heintze, Berlin, 1994, 31-43.

³⁸ Rousseau, *Discourse on Inequality*, 96.

to eat or reproduce, even if it is not developed to the same degree in each individual. And where abilities are present, perfection is achieved through their development. The development of culture is thus, he concludes, in the interest of mankind, the population of the earth with civilized beings its major goal:

Wo [...] Fähigkeiten vorhanden sind, da wird Vollkommenheit durch ihre Entwicklung erreicht. Fortschritt der Cultur ist also Interesse der Menschheit, und Bevölkerung der ganzen Erde mit gesitteten Bewohnern das große Ziel, welches wir zunächst, als unseres Erringens werth, vor uns sehen.³⁹

The discovery and development of America demonstrate with what remarkable speed mankind is moving towards achieving that goal, and thanks to Cook, whose voyages have extended the boundaries of the known world from pole to pole, opening new trade routes and enabling the colonization of a new continent, civilization has entered a new age of discovery comparable with that initiated by Columbus.⁴⁰

Forster bases his prediction that New Holland will follow the example of America and soon develop into a new civil (ized) society not only on his belief in man's perfectibility, but also on the "pulse of nature," the natural dynamic that, in his view, drives development and ensures its improvement. The "pulse of nature" is not mentioned in the New Holland essay, but is explained in some detail in "Cook der Entdecker" (1787). For Forster, states and peoples are analogous to organisms in the natural world and subject to the same processes. The development of both is generated by the interaction of opposing forces of growth and destruction. Just as new organisms grow from the decay of organic bodies or their wastes and prepare the earth for the seed of more noble plants, the superfluous or harmful members expelled by one state develop into new and more powerful societies:

³⁹ Ibid., 162.

⁴⁰ AA V, 161-162.

Aus der Verwesung organischer Körper, oder ihrem Auswurf, entstehen wieder neue Organisationen. Zuerst sind es zwar nur Schimmel und Pilze; doch diese bereiten das Erdreich für den Keim eines edleren Pflanzengebildes. Aus den überflüssigen oder schädlichen Gliedern eines Staats, die er von sich wirft, keimen bald neue Gesellschaften hervor [...].⁴¹

In his “Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht” (1784) Kant describes the dynamic of history in similar terms as a constant and sometimes violent, but necessary interchange of incursion and resistance which, in the relations between states, takes the form of war.⁴² For Kant, where there is no force or no resistance, there can be no development (111).⁴³ This is a view that is echoed in Forster’s New Holland essay.⁴⁴ Whereas both excessive pressure and total lack of restraint stifle human activity, Forster claims, history has demonstrated that a degree of force stimulates and matures it. Hence his prediction that Britain’s law-breakers will, given the right conditions, turn into New Holland’s law-makers.⁴⁵ The natural evolution of human society is moreover enhanced if guided by someone “von größerer Seele” (of greater spirit), someone able to recognize human potential and stimulate its development.⁴⁶ History has shown that, with appropriate laws and

⁴¹ AA V, 289.

⁴² Kant, Immanuel. “Idea for a universal history with a cosmopolitan aim”, in: *The Cambridge Edition of the Works of Immanuel Kant in Translation* 12, Eds. Paul Guyer, Allen W. Wood, Transl. Allen W. Wood, Cambridge 2007, 111, 114.

⁴³ Ibid., 111-112.

⁴⁴ While Oliver Hochadel attributes Forster’s view of the forces operating in nature to Buffon, Ruth Stummann-Bowert draws attention to the possible influence of Kant’s notion of antagonistic forces. See: Oliver Hochadel, “Natur-Vorsehung-Schicksal. Zur Geschichtsteologie Georg Forsters”, in: *Wahrnehmung-Konstruktion-Text*, Ed. Jörn Garber, Tübingen 2000, 81-82; Stummann-Bowert, “Gewalt und Kulturfortschritt”, 96.

⁴⁵ AA V, 163.

⁴⁶ Ibid., 180. A similar comment is made in “Cook der Entdecker”, AA V, 289.

leaders, bands of robbers, herdsmen and delinquents evolve into great and powerful societies.⁴⁷

Despite the antagonism of forces that gives history its momentum, its telos for Kant is the achievement of a state of equilibrium that will guarantee peace.⁴⁸ In "Cook der Entdecker" Forster uses Kant's term "war" to describe progress as a process of constant displacement and disorder, but rejects his goal of equilibrium.⁴⁹ To want to put an end to this continual state of war would be, he claims, to want to abolish the "pulse of nature." If a state of balance were achieved, this would result in a state of peace, but it would be the peace of death:

So wie jedes Wachstum Zerstörung voraussetzt und sich wieder in Zerstörung endigt, so ist auch die Entwicklung einer Anlage Unterdrückung einer andern. In einer Welt, wo die größte Mannichfaltigkeit der Gestalten nur durch das Vermögen einander zu verdrängen, bewirkt wird, hieße es in der That die einzige Bedingung ihres Daseyns aufheben, wenn man diesen immerwährenden Krieg und diese anscheinende Unordnung abgestellt wissen wollte. [...] Man nenne dieses Schwanken zwischen Extremen, wenn man will, einen Puls der Natur, der bald schneller, bald langsamer schlägt, und schlagen wird, bis etwa *Buffons* Epoche der Erstarrung eintritt, oder das Machwort einer Gottheit drein redet; - so lange das jezige Schema der Erscheinungen besteht, müssen auch diese Oscillationen fort dauern. Das Mittel zwischen den Extremen, welches manche Philosophen so eifrig suchten, und oft zu finden wähnten, das vollkommene Gleichgewicht der Kräfte, ist Ruhe, aber Ruhe des Todes.⁵⁰

(Just as all growth depends on and ends with destruction, the development of one predisposition results in the suppression of another.

⁴⁷ Ibid., 163.

⁴⁸ Kant, "Idea for a universal history", 116.

⁴⁹ For a discussion of the differences between Kant's and Forster's views of historical progress see: Ludwig Uhlig, "Georg Forsters Anthropologie in wechselnden Umfeldern", *Georg-Forster-Studien* 10 (2005), 287-288.

⁵⁰ AA V, 194-195.

In a world in which the greatest diversity of forms is only achieved by the ability of one to displace another, to want to put a stop to this perpetual war and this apparent disorder, would be to want to abolish the condition of life itself. [...] One might call this movement from one extreme to the other a pulse of nature, which sometimes beats faster, sometimes slower until it is brought to an end in Buffon's ice age or by divine intervention. As long as the present scheme of things exists, these oscillations must continue. The medium between the extremes that philosophers sought so avidly and often thought they had found, the perfect equilibrium of forces, is stillness, but it is the stillness of death.)

In making destruction and displacement not only integral to the process of improvement, but the condition of life itself, Forster provides both with an implicit sanction, a sanction that is central to his support of colonial conquest, one which colours his view of the Australian Aborigines in the "New Holland" essay and anticipates his acceptance of violence as an inevitable part of revolutionary change in the time of his revolutionary involvement.

The greater forces of nature notwithstanding, in the colony itself Forster anticipates that the regeneration of England's reprobates will be effected on their regaining their freedom and becoming property owners and farmers:

Neuholland [...] ist der künftige Wohnort einer neuen bürgerlichen Gesellschaft [...]. Zwar sind die ersten Ansiedler von Neuholland ein verworfener Haufe [...].[Aber][...] die alte und die neuere Geschichte [beweist], daß [der Dieb] aufhört ein Feind der Gesellschaft zu seyn, sobald er wieder in die vollen Rechte der Menschheit tritt, ein Landeigentümer und Landbauer wird.⁵¹

(New Holland is the future site of a new civil (ized) society [...]. The first settlers of New Holland may be a bunch of degenerates [...]. [But] [...] ancient and more recent history has demonstrated that thieves cease being the

⁵¹ AA V, 163.

enemies of society as soon as their human rights are restored and they become proprietors and farmers.)

Forster's faith in the ameliorating effect of land ownership and farming reflects the status that both assumed in eighteenth century thought. Due to population growth and food shortages agriculture had become a topical issue, the focus of government directives, agricultural associations, a growing literature of agricultural instruction and new theories of property and value.⁵² In France, the Physiocrats declared that land was the sole source of real wealth and called for the abolition of protectionist tariffs and for greater investment in agriculture to increase its profitability.⁵³ In Prussia, Friedrich II embraced their view, proclaiming agriculture to be the foremost of the arts, on which all others depended, and initiated ambitious drainage projects to extend the area of land available for cultivation.⁵⁴ In England, Oliver Goldsmith captured the spirit of the times, describing man's habitation as "but a desert place, without human cultivation".⁵⁵

Nature left to its own devices was seen as a barren wilderness, common fields as "wilds and uncultivated wastes".⁵⁶ It was man's duty to tame the wilds, cultivate the wastes and transform them into wealth.⁵⁷ The primacy of property was enshrined in the English penal code. The majority of offences introduced between 1660 and 1819 which carried the death penalty were related to the laws enacted to preserve private property.

⁵² Roy Porter, *Enlightenment: Britain and the Creation of the Modern World*, London 2000, 302-311.

⁵³ Jeremy Black, *Eighteenth Century Europe 1700-1789*, Hampshire 1990, 21.

⁵⁴ Helmuth Kiesel, Paul Münch, *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert: Voraussetzungen und Entstehung des Literarischen Marktes in Deutschland*, Munich 1977, 33-36.

⁵⁵ Quoted in Porter, *Enlightenment*, 303.

⁵⁶ *Ibid.*, 309. Here Porter is quoting the English farmer, traveller and writer, Arthur Young.

⁵⁷ *Ibid.*, 305.

Ironically, many of the convicts transported to Botany Bay had been condemned precisely for property violations.⁵⁸

In his *Histoire naturelle, générale et particulière* (1749-1788) Buffon linked the process of internal colonisation with its external counterpart. Forster paraphrased and translated sections of Buffon's text and included them in the introductory lecture to his Kassel lectures on natural history, "Ein Blick in das Ganze der Natur" (1781-1783). Forster's lecture text ends with a direct translation of Buffon's hymn of praise to man, the colonizer, his evangelical exhortation to his readers to fulfill man's duty to contain and transform the natural environment, and his utopian vision of the colonized world:

Zur Anbetung des Schöpfers gemacht, gebietet er über alle Geschöpfe; als Vasall des Himmels, und König der Erde, veredelt, bevölkert, und bereichert er sie: er zwingt die lebenden Geschöpfe zur Ordnung, Unterwürfigkeit und Eintracht; er selbst verschönert die Natur; er baut, erweitert und verfeinert sie.⁵⁹

(Made to glorify his creator, [man] has dominion over all creatures; as the servant of God, and king of the Earth, he improves, populates and enriches it. He imposes order on living creatures, forcing them into submission and concord; he cultivates, expands and refines nature and renders it more beautiful.)

Untended nature is compared with a horrible morass-filled wasteland, in which there are no streets, no communities and no trace of sensible beings.⁶⁰ Forster, like Buffon, therefore calls on his listeners "to make a start, drain the swamps, revive the dead water and make it flow, build streams and canals".⁶¹ If they do, nature will be transformed:

⁵⁸ Alan Brooke, David Brandon, *Bound for Botany Bay: British Convict Voyages to Australia*, Kew 2005, 15-16.

⁵⁹ AA VIII, 94.

⁶⁰ Ibid., 94-95.

⁶¹ Ibid., 95.

Ströme werden in ihren Ufern gehalten, Flüsse geleitet oder eingeschränkt; selbst das Meer hat man sich unterwürfig gemacht, ausgekundschaftet, und von einer Halbkugel zur andern durchsegelt. Das Erdreich ist überall zugänglich, überall so belebt als fruchtbar geworden; in den Thälern findet man lachende Wiesen, auf den Ebenen fette Weiden und noch fettere Äcker; die Hügel sind mit Reben und Obstbäumen, und ihre Gipfel mit nützlichen Forsten bekränzt. Aus Wüsteneyen sind volkreiche Städte geworden, deren Einwohner sich in einem beständigen Kreislaufe aus diesen Mittelpunkten in die entferntesten Gegenden verbreiten.⁶² (AA, 8, 96).

(Streams will be contained within their banks, river flows will be directed and restricted; even the sea will have been subdued, explored and crossed from one pole to the other. All the land will be accessible, as fertile as it is improved; in the valleys there will be bright meadows, on the plains rich pastures and even richer fields; the hills will be garlanded with grape vines and orchards and crowned with useful forests. Wastelands will have been transformed into populous towns; from these centres their inhabitants will spread in a constant cycle to the farthest regions of the earth.)

Buffon's vision is echoed in Forster's description of the potential development of the Botany Bay colony in "Cook der Entdecker". At such a remove from the motherland, the colonists will, he says, be forced to support themselves initially through agriculture, which he, following the Physiocrats, declares to be the sole source of real wealth.⁶³ As soon as the colony has made some progress it will, however, look further afield to New Zealand, overtaking it by peaceful means or by force. Ultimately, through conquest and exchange, it is likely to become a major centre of trade and a dominating force in eastern Asia.⁶⁴ As such it will be able to exert a civilizing influence on the peoples of Asia, convincing them to abandon their slavery, effeminacy and indolence, to relinquish the climate-induced deficiencies of their reason and feeling and to recognize and accept the truth that has been the source of autonomous European

⁶² Ibid., 96.

⁶³ AA V, 290.

⁶⁴ Ibid., 291.

thinkers' happiness.⁶⁵ As Ruth Stumann-Bowert has observed, Forster here aggressively promotes an expansive Eurocentrism that already, well before the so-called "age of empire," sees Europe as the future ruler of the world.⁶⁶

The ordering principle which underlies the descriptive section of Forster's essay is the Great Chain of Being. Despite challenges to the theological world order in the Enlightenment, it remained a recurrent topos in eighteenth century scientific thought, providing both the continuing guarantee of a divinely pre-ordained natural order in which man retained his dominion, and the framework for gaining access to it. Although Forster does not explicitly mention the Great Chain, his view of nature and man's place in it is based on the notion of order that the Chain encapsulates, and this is how he orders his material.⁶⁷ Having first provided details of the new continent's location and a brief outline of the history of its discovery and its geography, Forster begins his description of the new continent with the some speculations on the minerals to be found there. He follows this with a section on plants, marks the transition from the plant to the animal realm with a description of its corals and shells, continues with an account of the fish, reptiles and insects, followed by the birds and animals, and concludes with a description of the native inhabitants.

In keeping with his aim as a writer to provide his readers with an integrated whole, rather than an ill-sorted collection of unrelated

⁶⁵ AA V, 293.

⁶⁶ Stumann-Bowert, "Gewalt und Kulturfortschritt", 107.

⁶⁷ Forster makes explicit reference to the Great Chain and to man's pride of place in it in "De la Félicité des Etres physiques" (1782) in a polemical broadside directed at those who represent the nature of man as the source of society's greatest misfortunes, "One more resolute and penetrating look at nature's vast empire will go some way towards reassuring man about his alleged debasement and indicate what place he holds in the Chain of Being," he assures his audience (AA VIII, 100).

observations or facts, the structural underpinning of the Chain of Being provides Forster's essay with an order and coherence which Hawkesworth's account clearly lacks.⁶⁸ In this respect, Forster's text is indeed original. But it does more than that. In underlining his view of nature as an ordered progression, it provides implicit support for the arguments he advances in the other sections of the essay *for* the progress of civilization and *for* the colonial enterprise. Although the primary purpose of this section of the essay is the provision of information, Forster loses no opportunity to draw attention to those aspects of the new continent that are likely to appeal to prospective colonists – its temperate climate,⁶⁹ the vast expanse of territory still unknown and unexplored,⁷⁰ its potential mineral wealth,⁷¹ the grasslands that could so easily be transformed into meadows and pastures,⁷² the rich harvest of pearl oysters awaiting those with the courage to negotiate a passage through its treacherous coral reefs⁷³ and the sparsity of the native population.⁷⁴ The Chain of Being also provides a yardstick against which the progress or lack of progress of Australia's native population can be measured.⁷⁵

While Britain's objects metamorphose into the subjects of a flourishing new society, it is the Australian Aborigines, cast in the mould of the

⁶⁸ Whereas the preoccupation with facts had resulted in “a confused heap of disjointed limbs, which no art could reunite into a whole,” Forster explains in the Preface to his *A Voyage round the World*, the traveller requires “penetration sufficient to combine different facts, and to form general views from thence,” and this had been his aim in the narrative of the *Voyage*. AA I, 13-14.

⁶⁹ AA V, 165.

⁷⁰ Ibid., 166.

⁷¹ Ibid., 167.

⁷² Ibid., 168.

⁷³ Ibid., 170.

⁷⁴ Ibid., 178.

⁷⁵ Cf. Stummann-Bowert, “Gewalt und Kulturfortschritt”, 116.

stereotypical ignoble savage, who are the abjects of Forster's essay and destined to become the abjects of the new society. The savage had since classical times played a central role in attempts to define the borders of European civilization. In psychological terms, the ignoble savage was the embodiment of that which had to be abjected to secure the "clean and proper"⁷⁶ status of the European subject as civilized and superior. The savage was represented in varying guises as the other of European culture, as cannibal or hell-bound heathen, as the dark descendant of Noah's son, Ham, or the next of kin to the orang-utang. Black in all respects, heart, mind, morals, work ethic and personal hygiene, the savage served both to demonstrate European dominance and, perhaps even more significantly, to sanction European dominion. He was clearly undeserving of the land coveted by those intent on transforming waste into wealth.⁷⁷

The English buccaneer explorer, William Dampier, was the first to provide a detailed first-hand description of the native inhabitants of New Holland. His story proved remarkably popular, and his depiction of the Aborigines shaped the European perception of them for at least the next hundred years.⁷⁸ For Dampier the Aborigines were the "miserablest People in the World" with little beyond "their Humane shape" to distinguish them from brutes". Coal-black, with half-closed, fly-ridden eyes, bottle-noses, black, short, curled hair like that of the Negroes and two missing front teeth, they had "no one graceful Feature in their Faces"⁷⁹ and not even the most basic vestiges of civilization, no houses,

⁷⁶ Kristeva, *Powers of Horror*, 4.

⁷⁷ For a succinct discussion of the role of the savage in European thought see: Ad Borsboom, "The Savage in European Social Thought: A Prelude to the Conceptualization of the Divergent Peoples and Cultures of Australia and Oceania", in: *Bijdragen tot de Taal-Land- en Volkenkunde* 144.4 (1988), 419-432.

⁷⁸ For a brief discussion of the influence of Dampier's image of the Aborigines see: Bernard Smith, *European Vision and the South Pacific*, 2nd ed., Sydney 1985, 169-171.

⁷⁹ William Dampier, *A New Voyage Around the World*, New York 1968, 313.

garments, boats or fishing lines, no metal, no iron, and only the most primitive wooden lances.⁸⁰ Almost a century passed before Cook provided a corrective to some of Dampier's observations. He found their features "far from disagreeable", their hair "black, but not woolly," their eyes "lively", their teeth "even and white" and their voices "soft and tuneable".⁸¹ He was moreover impressed by their courage⁸² and the facility with which they picked up and repeated English words.⁸³ Their indifference to the gifts they were offered led him to wonder whether they might, after all, not be more content than Europeans.⁸⁴ But by and large, Cook's and Bank's descriptions did confirm what Dampier had reported,⁸⁵ and this is how they are represented in Forster's essay.

While Forster elsewhere attacks those who base their views of other peoples on hearsay or prejudice, here he uncritically adopts Dampier's view of the Aborigines as the most miserable of human races and uses the information provided by Hawkesworth, sometimes with slight, but

⁸⁰ Ibid., 312-315.

⁸¹ John Hawkesworth, *An account of a voyage round the world with a full account of the voyage of the Endeavour: in the year MDCCLXX along the east coast of Australia by Lieutenant James Cook, Commander of His Majesty's Bark Endeavour*, Compiled D. Warrington Evans, Brisbane 1969, 574.

(This is a facsimile reproduction of pp. 480-661 of the original edition, London, 1773, entitled *An Account of the voyages undertaken by order of His Present Majesty*)

⁸² Ibid., 493.

⁸³ Ibid., 574.

⁸⁴ Smith, *European Vision*, 169. Smith quotes the relevant section from Cook's journal.

⁸⁵ Dampier's influence is evident in Hawkesworth's account where the Aborigines are seen as "poor wretches" who have no clothes and no dwellings and are described as "naked savages [...] who perhaps were some of the most rude and uncivilized upon earth" (Hawkesworth, *Voyage*, 522, 549).

not insignificant alterations, to reinforce it.⁸⁶ In Forster's essay the Aborigines are presented as the absolute antithesis of the civilized European. Their life is determined purely by the needs of the moment and is totally devoid of culture. They are not particularly lively, but like all savages idle and lethargic. Their hair is black and woolly like that of the negroes of Guinea, their skin is covered with a crust of black grime, and their teeth are relatively even, but unclean. They have no permanent place

⁸⁶ Below I have identified direct translations and close paraphrases of Hawkesworth in pages 174-177 of the section on the Aborigines (AA V, 174-177), and then given two examples to show how Forster changes Hawkesworth's text. Hawkesworth's *Voyage* is designated here as H.

Translations or close paraphrases:

AA V, 174, 5-8 - H 631, 15-17; AA V, 175, 23-25 - H 633, 21-25; AA V, 177, 5-7 - H 643, 2-3, 17-19; AA V, 174, 8-12 - H 637, 5-11; AA V, 175, 27-29 - H 633, 3-6; AA V, 177, 11-16 - H 634, 32-33, H 635, 1-9; AA V, 174, 15-17 - H 631, 4-10; AA V, 175, 30-31 - H 634, 31-32; AA V, 174, 20-25 - H 631, 22-32; AA V, 176, 15-19 - H 641, 3-17; AA V, 177, 16-17 - H 637, 14-18; AA V, 174 29-30 - H 632, 8-10; AA V, 176, 19-21 - H 641, 27-29; AA V, 177, 17-18 - H 638, 13-20; AA V, 174, 30-32 - H 632, 22-24; AA V, 176, 21-23 - H 642, 16-19; AA V, 177, 20-22 - H 639, 6-8; AA V, 174, 38 - H 632, 21-22; AA V, 176, 23-34 - H 636, 21-31; AA V, 177, 23-25 - H 506, 7-10; AA V, 175, 13-15 - H 634, 26-27; AA V, 176, 34-38 - H 636, 10-17; AA V, 177, 27-31 - H 645, 1-5; AA V, 175, 17-19 - H 633, 3-9; AA V, 177, 1 - H 643, 31-33; AA V, 175, 19-22 - H 491, 17-20; AA V, 177, 2-5 - H 636, 5-9

Examples:

Hawkesworth: "The men here [...] were of middle size, and in general well made, clean limbed, and remarkably vigorous, active and nimble [...]" (H 632, 8-10).

Forster: "Die Wilden an der Seeküste sind von mittler Größe, wohlproportioniert und stark, allein nicht besonders lebhaft, und wie alle Wilde unthätig und träge" (AA V, 174, 29-30).

Hawkesworth: "[...] their hair [is] naturally long and black, it is however universally cropped short; in general it is strait, but sometimes has a slight curl [...]" (H 632, 22-24).

Forster: "Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß ihr Haar so kraus und wollartig wie beym Neger in Guinea [ist]" (AA V, 174, 30-32). (Sections underlined are my emphasis)

of residence, no community, no property, no cultivation, no houses and no clothes.⁸⁷ In short, they have nothing to lose and nothing to defend⁸⁸ and will therefore pose no threat. The forty or fifty who wander around where the settlement is to be established will easily find another abode which is equally comfortable.⁸⁹

Forster's unabashed endorsement of the Aborigines' displacement is surprising given the scepticism he expresses elsewhere e.g. in *Reise um die Welt* (1778-1780) about the positive impact of European expansion on native populations⁹⁰ and his castigation of the English and Spanish for their failure to acknowledge "that the discovery of a country, inhabited and owned by free people, could by no means give a title to the possession of that territory" in North America.⁹¹ But it is consonant with his support of colonialism and his view of progress. In his article "Terra Nullius. Von einer langlebigen Fiktion" Dieter Heintze has drawn attention to the fact that Forster uses the same arsenal of arguments employed by the British to justify their occupation of Aboriginal land.⁹² Forster too presents New Holland as a "terra nullius," a land in which "die ungestörte Natur" (undisturbed nature) is awaiting the active energies of the European cultivator so that it too may one day shine in history.⁹³

Forster was, however, too much of a humanist to support the extermination of the Aborigines and possibly also aware that their

⁸⁷ AA V 174-175.

⁸⁸ Ibid., 175.

⁸⁹ Ibid., 178.

⁹⁰ AA II, 187f.

⁹¹ AA V, 405. Transl. Bodi, "Georg Forster", 43.

⁹² Dieter Heintze, "Terra Nullius. Von einer langlebigen Fiktion", *Georg-Forster-Studien* 4 (2004), 219-265.

⁹³ AA V, 164. See also Stummann-Bowert, "Gewalt und Kulturfortschritt", 117.

representation as irredeemably barbarous would conflict with his view of man's humanity and perfectibility. He therefore draws a distinction between backward and barbarous which enables him to recast the colonial conquest as a civilizing mission.⁹⁴ By virtue of their common humanity, the Aborigines will, he surmises, ultimately form social groups and develop into beings capable of reflection, but he wonders how long this process will take if there is no pressure to change.⁹⁵ Not stated, but implied is the question whether it would not be better to provide them with an incentive to accelerate their development. "[...] who knows what a fortunate influence the example of the European settlers might have on these uneducated, but nevertheless not barbaric natives?" he concludes.

Und wer kann wissen, welch einen glücklichen Einfluß das Beyspiel der europäischen Ansiedler selbst auf diese ungebildeten, aber gleichwohl nicht barbarischen Eingebornen haben kann? ⁹⁶

Despite its informational content, Forster's New Holland essay is a "colonial fantasy," one which is not necessarily modelled on, but in some respects cast in the mould of Defoe's colonial "master narrative", *The Life and Strange Surprising Adventures of Robinson Crusoe* (1719), and imbued with its spirit. Here none of the ambivalence that Forster expresses elsewhere about the possible downside of European discovery and colonial conquest is evident.⁹⁷ Like Crusoe's island of despair, the penal colony is transformed in the essay from a space of abjection into a place of subjection, a place where Britain's abjects will become the subjects of a

⁹⁴ AA V, 178.

⁹⁵ Ibid., 176.

⁹⁶ Ibid., 178.

⁹⁷ Seen in this context, Leslie Bodi's claim that Forster, although accepting the necessity of colonization, did not become its apologist, and Ludwig Uhlig's that he was always cognizant of the double-edged nature of European discovery, both require some qualification. See: Bodi, "Georg Forster", 43, and Ludwig Uhlig, "Georg Forsters Horizont. Hindernis und Herausforderung für seine Rezeption", in: *Georg Forster in interdisziplinärer Perspektive*, 13.

new civil (ized) society, where they will subject the wilderness to European cultivation, possess and enclose it and transform it into future riches, where, in time, they will expand their power and subject not only the native inhabitants, but also barbaric neighbours to the beneficent influence of European civilization.

In the essay Forster does not define his vision of the new colony in political terms, or only obliquely by reference to the example of America, but it contains the germ of ideas that were to become the foundation of his view of history and his commitment to revolutionary change – the ineluctability of natural and historical progress, the notion of opposing forces driving historical development, the necessity of force as a catalyst of change. In the years to follow these ideas, when translated into political action, would have far-reaching consequences for Forster and his legacy.

IV The Forsters Join the Banished – “Deutschland schimpft und schmäht” – Germany Slates and Slanders⁹⁸

Six years after Forster's essay on New Holland was published, his wife, Therese Forster, from whom he was now separated, chose the penal colony as the setting of her first creative work, *Abentheur auf einer Reise nach Neu-Holland*.⁹⁹ Although it has been said that she chose this setting largely because it was far away and little known,¹⁰⁰ given the turbulent

⁹⁸ To Therese Forster, 2.1.1793, AA XVII, 296.

⁹⁹ The short novel was republished by the Olms publishing company in 1999 in a selection of Huber's shorter creative works. All references from the text are based on this edition:

Therese Huber, *Abentheur auf einer Reise nach Neu-Holland*, in: Therese Huber, *Romane und Erzählungen* 7, Ed. Magdalene Heuser, Hildesheim, Zürich, New York 1999, 84-253.

¹⁰⁰ Bodi, “Adventures on a Journey”, 62.

personal and political context in which the story was written, her choice of location can hardly be considered fortuitous. The Forsters themselves had now become abjects, and while they had not been banished to the other end of the world, they were both living in exile. When the Prussians reclaimed Mainz after its brief period as a republic, the German monarchs outlawed Georg Forster, as a leader of the Jacobins, and placed a price on his head. Therese Forster took advantage of the confusion created by the advance of the Prussian army to escape from Mainz, her unhappy marriage and the complications of a ménage à trois which she could no longer tolerate and fled with her children to Strasbourg and from there to Neuchâtel where she was later joined by her erstwhile lover and later husband, the Saxon publicist and diplomat, Ludwig Ferdinand Huber. She remained in exile in Switzerland until 1798.

Georg Forster was branded a fanatic and a traitor. Even before the Prussians retook Mainz, he had been the object of widespread public and private censure. On the 2nd January 1793 he reported to Therese Forster the contents of a letter he had just received from the publisher, Voß, describing the response of Berlin's learned circles to his involvement in the Mainz experiment – in Berlin they talk about him, in the whole of Germany he is reviled as the main instigator of all the evils that have befallen Mainz. Those who applauded his principles when he committed them to print, now condemn him for acting on the very same principles, he notes with considerable bitterness. Germany slates and slanders him:

Sie können einen Menschen nicht begreifen, der zu seiner Zeit auch handeln kann, und finden mich verabscheuungswerth, nun ich nach den Grundsätzen wirklich zu Werke gehe, die sie auf meinem Papier ihres Beifalls würdigten. [...] Deutschland schimpft und schmäht.¹⁰¹

The slating and slandering continued with vigour and viciousness on the demise of the short-lived republic, and the imperial ban was to cast a long shadow. A turncoat, Forster was abjected not only from the German states,

¹⁰¹ To Therese Forster, 2.1.1793, AA XVII, 296.

but also, with the rise of German nationalism, from the canon of German cultural history.¹⁰²

Therese Forster suffered a similar fate. She was vilified by Forster's friends as the destroyer of his personal happiness, vilified by his foes as the wife and collaborator of a traitor, rejected by her family and friends and had become an object of public outrage and derision. In an anonymous satire, *Die Mainzer Klubbisten zu Königstein oder die Weiber decken einander die Schanden auf* published in 1793 after Mainz had been returned to German control, "die Forsterin" was represented as a faithless wife who inflamed the hapless Forster with her revolutionary fire, only to abandon him when her passion for democracy gave way to her passion for Huber.¹⁰³ In Forster scholarship Therese Huber was long reviled not only for her part in Forster's demise, but also for her role in his resurrection. On discovering the changes she had made to Forster's letters before publishing them in 1829, the Forster scholar, Paul Zincke, portrayed her as a mendacious and manipulative "Verstellungskünstlerin" (mistress of masquerade)¹⁰⁴ who played a significant role in her

¹⁰² In his article "Georg Forster in der deutschen Erinnerungskultur" Horst Dippel shows how Forster reception has been shaped to the present day by the memory cultures of particular political groups. In his view, the attempt to exclude Forster from a national memory culture in the period of the German empire, although unsuccessful, had a lasting negative impact on the development of a national memory culture which could do justice to Forster's contribution to German history. See: Horst Dippel, "Georg Forster in der deutschen Erinnerungskultur", in: *Georg-Forster-Studien* 11 (2006), 4. For a comprehensive account of Forster reception see: Helmut Peitsch, *Georg Forster: A History of his Critical Reception*, New York, Washington D.C., Baltimore, Bern, Frankfurt a. M., Berlin, Brussels, Vienna, Oxford 2001.

¹⁰³ Anon., "Die Mainzer Klubbisten zu Königstein oder die Weiber decken einander die Schanden auf", in: *Deutsche Literatur-Pasquille*, Ed. Franz Blei, Leipzig 1907.

¹⁰⁴ Paul Zincke, *Georg Forster nach seinen Originalbriefen II: Biographisch-historischer Teil. Georg Forsters Ehetragödie*, Dortmund 1915, 70.

husband's demise and falsified his legacy to protect her own reputation (1915). This is a view that one still finds in contemporary Forster scholarship.

For Ludwig Uhlig, Forster's biographer, the fact that an author's lasting legacy was often determined by heirs and friends was in Forster's case "verhängnisvoll" (disastrous) as his widow deliberately suppressed, destroyed or mutilated many letters to disguise the fact that she had turned away from him in the last years of his life.¹⁰⁵ Forster reception, his and hers, has, as a result, long been troubled by the question of guilt and coloured by an almost unavoidable need to take sides. As I will demonstrate after providing a brief outline of Huber's story, it has had a significant impact on the reception of her first novel.

V The Penal Colony – A Place of Restored Human Dignity.
Therese Huber's *Abentheuer auf einer Reise nach Neu-Holland*
(1793-1794)

Abentheuer auf einer Reise nach Neu-Holland was written in 1793 and published under Ludwig Huber's name in the magazine *Flora* (1793-4) which he edited.¹⁰⁶ A combination of epistolary novel and fictional travelogue, family romance and social utopia, the novel is the story of people who, by guilt or misadventure, have been banished from Europe and transported to New Holland. On the one hand it is the story of the disillusioned revolutionary, Rudolph, the text's narrator, who, horrified at the course the Revolution has taken, has left Europe and embarked on a journey to New Holland to preserve what remains of his moral integrity

¹⁰⁵ Ludwig Uhlig, "Zwischen Politik, Belletristik und Literaturwissenschaft", in: *Georg-Forster-Studien* 6 (2001), 5.

¹⁰⁶ *Flora. Teutschlands Töchtern geweiht von Freunden und Freundinnen des schönen Geschlechts*, Ed. Ludwig Huber, Tübingen; *Flora* 4 (1793), 241-274; *Flora* 1 (1794), 7-43, 209-275.

and restore his sense of self-worth. On the other, it is Rudolph's account of the life of the female convict, Francis Belton, whose life is destroyed when her husband, Henry, inspired by revolutionary ideals, leads a mutiny in the Welsh coalmines and is banished to the penal colony. On the journey Francis secures the interest and attention of both the narrator and the ship's surgeon, Sidney, who are puzzled by the apparent contradiction between her appearance and behaviour and her conviction as a criminal. The mystery of her guilt, from which the novel derives much of its dramatic tension, is eventually solved on Norfolk Island where Francis is reunited with her husband who has been adopted by an emancipist couple, the Watsons. Encouraged by Henry's love and trust, Francis finally divulges her story. Despite their rehabilitation, the Watsons are still troubled by the impact of a past carelessly squandered on unsuccessful projects of self-enrichment. It is not until Mrs Watson discloses her own past that the shadows it has cast are finally dispersed. On the happy resolution of the stories of the island community, Rudolph, accompanied by Sidney, who has fallen hopelessly in love with Francis, leaves the colony to continue his journey to India via Canton.¹⁰⁷

By Therese Huber's own admission, it was Forster who provided the model for the narrator and protagonist of the *Abentheuer*, the disillusioned revolutionary, Rudolph. In 1810 she published a sequel to the *Abentheuer*, *Das einsame Todbett* (1810), in which the narrator provides information on the genesis of the earlier story. The idea for the *Abentheuer* was, the narrator says, sparked by Forster's plan to go to Asia via New Holland and by Huber's – the story was again published under Ludwig Huber's name - and his companion's reflections on Forster's fate and their

¹⁰⁷ For a more detailed plot summary see: Alan Corkhill, *Antipodean Encounters: Australia and the German Literary Imagination 1754-1918*, Bern, Frankfurt a. M., New York, Paris 1982, 23-33; Michaela Krug, "A huge land without life and without murder", in: *Modern Europe: Histories and Identities*, Eds. Peter Monteath, Frederic S. Zuckerman, Adelaide 2001, 353-363.

concern for his welfare.¹⁰⁸ “Every feature of the gentle stoic, resigned to a Fate in which he was never the victor was,” the narrator claims, “taken from Forster’s character”.¹⁰⁹ In an earlier letter to Friedrich Ludwig Meyer written on the 5th October 1804, Therese explicitly identified Forster with Rudolph and the friends to whom Rudolph’s letters are addressed with herself and Huber. Rudolph, she claimed, was Forster as he appeared to her in the letters written since they had separated.¹¹⁰

As a result, the few Forster scholars to have commented on Huber’s novel have, following Paul Zincke’s lead, tended to interpret it in biographical terms as a comment on her marital relations. Leslie Bodi, who was the first to make the text known to English-speaking readers, acknowledges its interest as a document of its time, but dismisses it with some indignation as a fanciful attempt on Therese’s part to falsify the past and present her relations with her husband and her lover in a more positive light.¹¹¹ The Forster biographer, Ludwig Uhlig, concurs with this view of the text. For Uhlig the *Abentheuer* is an early example of Huber’s tendency to use strategies from popular literature to transform reality into a sentimental fantasy, a strategy she employed so successfully in her Forster biography to conceal her role in Forster’s misfortune.¹¹² Although neither Bodi nor Uhlig provide evidence from the text to support their accusations, the connection Huber establishes between herself and Reinette, and the connection the text establishes between Reinette and Francis Belton,¹¹³ its maligned virtuous heroine, suggest that their view may not be entirely without foundation. And as Alan Corkhill has remarked, the text does indeed contain many of the ingredients of the

¹⁰⁸ Therese Huber, *Adventures on a Journey to New Holland and The Lonely Deathbed*, Ed. Leslie Bodi, Transl. Rodney Livingstone, Melbourne 1966, 107-108.

¹⁰⁹ *Ibid.*, 108.

¹¹⁰ Quoted in: Ludwig Geiger, *Therese Huber 1764 bis 1829. Leben und Briefe einer deutschen Frau*. Stuttgart 1901, 88.

¹¹¹ Bodi, *Adventures on a Journey*, 59.

¹¹² Uhlig, “Politik, Belletristik und Literaturwissenschaft”, 6-7.

¹¹³ Huber, *Abentheuer*, 107, 240.

typical sentimental novel,¹¹⁴ the fallen heroes, the virtuous heroine in distress, dark family secrets, a fortuitous reunion and many tears. But three things set it apart - the theme of revolution, its critical engagement with Forster's ideas on progress and perfectibility and its location.

Whereas Forster's text is suffused with pre-revolutionary optimism, Huber's text reflects the ravages of revolutionary upheaval and the troubling shadows it cast on the very values Forster had celebrated in his essay, the power of progress, reason and human endeavour. The central concerns of her text are questions that were not only of immediate personal relevance to the author, but also central to the moral dilemma the Revolution's bloody turn posed for its supporters, the question of guilt, the possibility of redemption, the values that could sustain and renew society. The world Forster describes in his essay is a world in confident ascent; the world of Huber's text is a world of the fallen. What links the central characters in her narrative, apart from their state of exile, is their state of moral abjection, the dissolution of the borders that distinguish them as moral individuals from the morally amorphous mass of outcasts of which they have now become a part. That dissolution results in a loss of direction and a loss of self-worth. Rudolph notes with irony that, had it been known that he was a revolutionary, he may well have been transported to New Holland free of charge.¹¹⁵ Francis Belton describes her state at the beginning of the journey to New Holland as one in which she shrank away from herself. Treated like her fellow convicts, it seemed to her that she was starting to resemble them, that she too was becoming one of the "living damned".¹¹⁶ For Henry Belton, cast amongst the "Abschaum der Menschheit" (scum of humanity)¹¹⁷ and no longer able to participate in the cause that gave his actions their purpose, the

¹¹⁴ Corkhill, *Antipodean Encounters*, 29.

¹¹⁵ Huber, *Abenteuer*, 89.

¹¹⁶ *Ibid.*, 196.

¹¹⁷ *Ibid.*, 159.

peace of life in the new continent is like the stillness of death.¹¹⁸ Watson too, when condemned, was in danger of sharing not only the sentence of his fellow convicts, but also their degradation.¹¹⁹ On her arrival in New Holland Francis is accused a second time of a theft she did not commit. Although declared innocent, she exclaims bitterly: “Wen die Schande einmal gefaßt hat, dem folgt sie, wie dein Körper der Schatten!” (Once it has touched you, shame follows you like the shadow follows your body!).¹²⁰

The situation of Huber’s characters is very similar to the situation in which Georg Forster found himself in Paris shortly before his death, and a close examination of the *Abentbeuer* reveals that Rudolph’s comments echo many of the sentiments Forster expressed in his letters in this period, his despair at the course the Revolution had taken,¹²¹ his regret at his own part in what had become an unprincipled power-play of intrigue and self-interest, his desire to relinquish his public role rather than sacrifice his personal integrity,¹²² his bitterness at others’ readiness to

¹¹⁸ Ibid., 156.

¹¹⁹ Ibid., 149.

¹²⁰ Ibid., 137.

¹²¹ “Ich [...] glaubte unter Menschen, die einem ganzen Volk durch ihre Unternehmungen das höchste Gut verschaffen, es die nächste Stufe des Menschen unter der Gottheit ersteigen lehren wollten, ich glaubte unter diesen mit meiner Tugend am besten zu wuchern, und fand die Werkstatt der Freyheit im Abgrund des Lasters angelegt” (Huber, *Abentbeuer*, 107). Cf. Letters to Therese Forster, 13.4.1793 and 16.4. 1793, AA XVII, 342, 344.

¹²² “Ihr wißt, daß ich in mir Kraft fand, dem Gang des Schicksals zu folgen, daß ich aushielt, bis ich mich nah daran sah, selbst zum Werkzeug des Frevels zu werden. Von der Zeit an war meine Sendung für die Freiheit vollendet. [...] Nachkommen dieses satanischen Geschlechts, mögen sie mit dem Jammergeheul ihrer Zeitgenossen euer Glück erkaufte haben, möge eure Tugend einst ihre Abscheulichkeiten versöhnen! Aber zum Handlanger dieser Titanen konnte ich nicht sinken, ohne mich selbst zu verachten [...].”

condemn him as soon as things went wrong,¹²³ and his disconsolateness at finding himself excluded by the very people for whom he had sacrificed so much.¹²⁴ What in Forster's letters remains unrealized resolve or wishful thinking, Rudolph, however, puts into practice. Where Forster expresses his intention to abandon the cause of the revolution rather than sacrifice his honour and self-respect, Rudolph banishes himself and leaves Europe. Where Forster contemplates renouncing his public role and mounting an expedition to Asia, Rudolph is already on the first stage of his journey to India.¹²⁵ Peter Morgan has said of the selection of Forster's letters published in 1794-1795 by Ludwig Huber in the journal *Friedens-Präliminarien*, that they were intended to emphasize "the self-questioning, the regret and the pathos of the German revolutionary idealist", to offer to the German public "a reconciliatory image of Forster as a repentant revolutionary".¹²⁶ The representation of Rudolph in the *Abentheuer* corresponds in many respects with this image and may have been intended as its literary complement.

The text does not, however, require its revolutionary to totally abjure the revolutionary cause. In a conversation on Norfolk Island with Henry Belton, his younger revolutionary counterpart, Rudolph is, on the

Huber, *Abentheuer*, 85. Cf. Letter to Johann Schweighäuser, 22.1. 1793, AA XVII, 317.

¹²³ "Verrath und Zwietracht zerstörten meine Plane, die mir zu Verbrechen angerechnet wurden, sobald sie zu mißlingen schienen" (Huber, *Abentheuer*, 85). Cf. Letter to Therese Forster, 2.1.1793, AA XVII, 297.

¹²⁴ "Und ich – bin wieder da wie vor neunzehn Jahren, ohne Hütte, ohne Weib, ohne Kind; Bürger der Welt und verstossen aus jeder bürgerlichen Gemeinschaft [...]" (Huber, *Abentheuer*, 115). Cf. Letter to Therese Forster, August 1793 (?), AA XVII, 317.

¹²⁵ See: Letters to Therese Forster, 4. 6. 1793 (AA XVII, 363) and 10. 6. 1793 (AA XVII 366).

¹²⁶ Peter Morgan, "Republicanism, Identity and the New European Order: Georg Forster's Letters from Mainz and Paris, 1792-1793", in: *Journal of European Studies* 22. 1 (March 1992), 76.

contrary, given the chance to justify his involvement in the Revolution. The horror and disillusionment that have driven him into self-exile have so shaken Henry's conviction in his own cause that he looks to Rudolph to restore his moral integrity and sense of self-worth. Rudolph's response, made, one suspects, with one eye on the censor, is a remarkable example of equivocal sophistry – on the one hand he justifies Henry's action in terms of his legitimate inability to tolerate oppression and absolves him of guilt, on the other he sanctions Henry's punishment as the necessary consequence of the rule of law and a demonstration of its strength. In conclusion, he condones any form of partisanship as honourable error and launches an attack on those who adopt a position of self-righteous neutrality.¹²⁷ Rudolph's stance on neutrality brings to mind Forster's attempts to justify his decision to abandon his neutrality and join the Jacobins in his letters to Voß, Heyne and Mieg.¹²⁸ Even without knowledge of the link that Huber establishes between Rudolph and Forster, there are sufficient biographical markers in the text for readers familiar with Forster's story to have made the connection. The aggression with which Rudolph inveighs against those who vaunt their neutrality, yet fall upon the losers of the revolutionary struggle with more violence and less impartiality than their actual adversaries, suggests that his venom is directed against known targets who, were they to read Huber's story, would have immediately recognized who was intended.

Despite the enigmatic position he adopts in his conversation with Belton, Rudolph, like Forster, cannot entirely renounce his commitment to the cause of freedom, nor disguise the feeling it evokes in him. He demonstratively defends those who take a stand, and in other parts of the text it is clear where both his and the text's sympathies lie. He cannot suppress his admiration for the "foolish, goodhearted, half-naked people [he saw] raising themselves from their physical wretchedness in an

¹²⁷ Huber, *Abentheuer*, 162-169.

¹²⁸ To Voß, 27.10.1792, AA XVII, 224; to Heyne, 10.11, 1792, AA XVII, 237; to Mieg, 7.1.1793, AA VII, 302.

overpowering desire to be free".¹²⁹ He is deeply moved when two French ships are sighted flying the tricolour and Francis' daughter, Betty, responds by singing a line from the Marseillaise, and his final letter ends with his desire to hear news of the fight which, for the first time, made him feel what it meant to have a fatherland and the rights of a citizen.¹³⁰

Could Rudolph have chosen a different path? This is the question he asks himself when confronted on the journey with a scene from his youth. On the way to New Holland, the ship stops at Cape Town where Rudolph had made a stopover as a young man on a voyage of discovery. Here he finds the same Hottentot family in the same idyllic family setting as he had nineteen years previously. It has been joined by a new generation; otherwise nothing has changed. The scene makes him acutely aware of his own homelessness and causes him to question the sense of what he had set out to achieve.

The choice of the Hottentots as the text's "noble savages" is unusual, given that they, like the Australian Aborigines as depicted by Dampier and, following Dampier's example, by Forster, were commonly considered to occupy the bottom rung of the ladder of civilization. In travel literature, anthropological discourse and high and low culture they were typically depicted as civilization's archetypal others - slothful, ugly, unclean, inarticulate and sexually indiscriminate.¹³¹ Lessing's use of the stereotype in his discourse on the comic potential of the disgusting in *Laokoon* (1766) gives some idea of its pervasiveness in eighteenth century German culture, and it is difficult to imagine that Huber was unaware of its existence when she wrote her story.¹³² For Leslie Bodi this scene is an

¹²⁹ Huber, *Abentbeuer*, 89; Bodi, *Adventures on a Journey*, 23-24.

¹³⁰ *Ibid.*, 252.

¹³¹ J. M. Coetzee, *White Writing: On the Culture of Letters in South Africa*, New Haven, London 1988, 22.

¹³² "Everyone knows how filthy the Hottentots are and how many things they consider beautiful and elegant and sacred which with us awaken disgust and

example of the “vague, sentimental brand of eighteenth century primitivism” which, in Huber’s text, takes the place of Forster’s “enlightened activist philosophy”.¹³³ A comparison of Huber’s novel with Forster’s essay suggests rather that the scene is intended as a criticism of the philosophy of progress and perfectibility that Forster embraced with such enthusiasm in his earlier essays. This idea is given support by the fact that the Hottentots are represented in the novel as the enviable embodiment of the familial stability, contentment and continuity that Rudolph has foregone in his quest for self-improvement,¹³⁴ a quest which is described in terms reminiscent of those used in Forster’s “Ein Blick in das Ganze der Natur” as one in which man, by realizing his divine potential, becomes one with the divine.¹³⁵ While Rudolph justifies his choice, claiming it provided him with “another kind of happiness”,¹³⁶ there is no denying the terrible sense of longing and loss the idyllic family scene evokes in the ex-revolutionary, now wanderer and exile:¹³⁷

aversion. A flattened cartilage of a nose, flabby breasts hanging down to the navel, the whole body smeared with a cosmetic of goat’s fat and soot gone rotten in the sun, the hair dripping with grease, arms and legs bound with fresh entrails – let one think of this as the object of an ardent, reverent, tender love; let one hear this uttered in the exalted language of gravity and admirations and refrain from laughter!” Lessing quoted in: Sander Gilman, *On Blackness Without Blacks*, Boston 1982, 26-27.

¹³³ Bodi, *Adventures on a Journey*, 62.

¹³⁴ Huber, *Abentheuer*, 115-116.

¹³⁵ AA VIII, 87, 1-5.

¹³⁶ Huber, *Abentheuer*, 115.

¹³⁷ Rudolph’s words echo Forster’s despair on finding himself cast adrift in Paris. In a letter written to Therese on the 7th and 8th of July 1793 he proclaims bitterly that he has “no home, no fatherland and no friends; everything that was once attached to him has left him to enter other relationships”:

“Ich weis, daß ich jetzt ein blosser Ball des Schicksals bin, aber es gilt mir gleich, wohin ich geworfen werde. Ich habe keine Heimath, kein Vaterland,

Und ich – bin wieder da wie vor neunzehn Jahren, ohne Hütte, ohne Weib, ohne Kind; Bürger der Welt, und verstossen aus jeder bürgerlichen Gemeinschaft [...].¹³⁸

(And I – I am here again, just as I was nineteen years ago, with neither hut nor wife nor child, a citizen of the world, rejected by civil society [...].)

In transforming the Hottentots from an object of contempt into an object of longing, Huber's text echoes Rousseau and the idealised representations of natural man to which his *Discourse on the Origins of Inequality* (1755) gave rise. In taking the part of Rousseau, the primary target of Forster's invective in his essay, and indeed in many of his other writings, it represents a direct challenge to Forster's faith in cultural progress and European superiority and his at times uncritical celebration of individual autonomy. Rousseau's "homme naturel" is no family man, but family life is represented in the *Discourse* as a first, happier phase of the formation of human society.¹³⁹ Huber's novel suggests that Rudolph's quest has led him away from the base that would have bound him to the community and ensured that his "philosophy" had a future – the family.

Whereas the organizing principle of Forster's essay is the Great Chain of Being, it is the family, encapsulated in the idyll at the Cape as an image of loss and longing, that, in Huber's text, is the point towards which both plot and characters gravitate. Rudolph compares himself with a bird in search of new materials for a nest after his was destroyed by a storm, or a group of malicious boys,¹⁴⁰ and in a way this is true of all of the main

keine Gefreundete mehr; alles was sonst an mir hieng, hat mich verlaßen, um andere Verbindungen einzugehen [...]" (AA XVII, 383).

This is the type of ammunition that would give Bodi's and Uhlig's criticisms of Huber's text more substance. Here Huber has clearly changed Forster's text to suggest that Rudolph-Forster chose to forgo familial happiness in order to pursue a dream of personal grandeur .

¹³⁸ Huber, *Abentheuer*, 115; Bodi, *Adventures on a Journey*, 37.

¹³⁹ Rousseau, *Discourse on Inequality*, 58f.

¹⁴⁰ Huber, *Abentheuer*, 208.

characters. Both the Beltons and the Watsons are, through fate or misfortune, torn from their “nests” and live their new lives as exiles with the painful memory of what they have lost, in the Beltons’ case, a husband, a wife, in the Watsons’, a daughter disowned by the uncaring relative in whose charge she was left. The Watsons’ attempts to locate their daughter prove fruitless. Watson dies with the knowledge that the parents’ past neglect has destroyed any hope of their real future happiness. But fate and the novel conspire in their favour and, after a series of remarkable coincidences, to which the text itself draws attention, both families are reunited on Norfolk Island. In a resolution reminiscent of the family tableau of the sentimental family drama, Francis is restored to her husband, Henry to his wife and daughter and, a short time later, Mrs Watson discovers in Francis the daughter she had abandoned.¹⁴¹ Opposed to other family models in the text based on money, duty or Christian charity, the restored family embodies the most positive values of middle-class sensibility – love, affection, honesty, compassion – and is presented in such positive terms that it is possible to conclude that the novel’s primary objective is simply the celebration of the sentimental family.

In the latter half of the eighteenth century the family, which was considered to be the repository of middle-class values, was increasingly sentimentalized as a private sanctuary and refuge, a realm of intimacy and feeling. Literature which focused on the private realm of the family was in turn seen as apolitical, escapist¹⁴² and limited in scope,¹⁴³ and Huber’s novel has been dismissed on these grounds. But recent studies of the

¹⁴¹ For a discussion of the family tableau see: Günter Saße, *Die aufgeklärte Familie: Untersuchungen zur Genese, Funktion und Realitätsbezogenheit des familialen Wertesystems im Drama der Aufklärung*, Tübingen 1988, 217.

¹⁴² John Mullen, *Sentiment and Sociability: The Language of Feeling in the Eighteenth Century*, Oxford 1988, 68.

¹⁴³ Vibha Bakshi Gokhale, *Walking the Tightrope: A Feminist Reading of Therese Huber’s Stories*, Columbia 1996, 11.

family as metaphor and medium have drawn attention to the role of the family in public debates and to the political dimension of domestic fiction.¹⁴⁴ When Huber wrote her story, the family served not only as a model for social reform; it was invoked by Enlightenment theorists to challenge feudal despotism, by absolutist rulers to give their power a new legitimacy, by supporters of the Revolution to sway public opinion for the revolutionary cause and by their opponents to sway public opinion against it.¹⁴⁵ In response to the dislocation caused by the Reign of Terror the family was the model to which many returned as a point of stability and continuity,¹⁴⁶ and this is clearly one of the roles it plays in the *Abentheuer*.¹⁴⁷ In one of his bleaker assessments of the Revolution, Forster himself, alarmed at the prospect of a tyranny of reason unmodified by feeling, conjures a vision of hope based on precisely those values that the family in Huber's text embodies: "If the world is not simply the work of chance or the game of a devil, it will, however, ultimately give rise to a time of greater simplicity, of purity of feeling, a time in which the use of reason is more measured, and a kingdom of love will begin similar to that of the children of God in the visions of well-meaning enthusiasts. This hope may be silly, or an illusion, but it is the only one that provides those who want good with something to hold on to, the only one that promises that the dark chaos will one day again assume form".¹⁴⁸

¹⁴⁴ Lynn Hunt, *The Family Romance of the French Revolution*, Berkeley, Los Angeles 1992; Todd Kontje, *Women, the Novel, and the German Nation 1771-1871: Domestic Fiction in the Fatherland*. Cambridge 1998; Joan B Landes, *Visualizing the Nation: Gender, Representation, and Revolution in Eighteenth-Century France*, Ithaca 2001; Susanne Zantop, *Colonial Fantasies: Conquest, Family, and Nation in Precolonial Germany, 1770-1870*. Durham 1997.

¹⁴⁵ See: Helmut Peitsch, "Die Revolution im Familienroman", in: *Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft* 28 (1984), 248-249.

¹⁴⁶ Hunt, *The Family Romance*, 190.

¹⁴⁷ Cf. Krug, "A huge land", 359-360.

¹⁴⁸ To Therese, 16.4.1773, AA XVII, 344-345.

For Michaela Krug the family in Huber's text provides a real alternative to the spent society of Europe,¹⁴⁹ yet Huber's text, like Forster's dream, seems to be aware of the illusory nature of the solution it offers - Rudolph says of the island community that its members, "in their greatness and simplicity, seem to belong to an age that was more pure",¹⁵⁰ and by preempting reader scepticism about the plausibility of events leading to the restitution of the family,¹⁵¹ the text casts doubt on the tenability of the solution it offers. In this respect, it is, as Ludwig Uhlig has suggested, indeed a sentimental fantasy,¹⁵² but one which, in the context of the Revolution, gains a political poignancy that it might otherwise be lacking.

Huber located her model community not in the penal settlement of Port Jackson, which had as yet failed to fulfill the promise of Forster's prophecies, but in the smaller outreach settlement of Norfolk Island. Norfolk Island may have appealed to the author for a variety of reasons, its literary links with a tradition of island utopias,¹⁵³ its associations with Forster, its natural beauty and its promise as a colony. James Cook had discovered the island on his second voyage of discovery (1772-1775) and, impressed by its tall, straight pines and flax and recognizing its potential as a source of masts and sails for the British navy, had taken possession of it. Forster was equally impressed by the island's flourishing plant life, which was similar to that of New Zealand, but more luxuriant due to the milder climate. He noted too the availability of fresh water, cabbage

¹⁴⁹ Krug, "A huge land", 359.

¹⁵⁰ Huber, *Abenteuer*, 227.

¹⁵¹ *Flora* 4 (1793), 241-242.

¹⁵² Uhlig, "Politik, Belletristik und Literaturwissenschaft", 6-7.

¹⁵³ For an overview of islands in utopian literature see: Horst Glaser, *Utopische Inseln: Beiträge zu ihrer Geschichte und Theorie*, Frankfurt a.M., New York 1996. For an account of islands and their representation in German literature see: Horst Brunner, *Die poetische Insel: Inseln und Inselvorstellungen in der deutschen Literatur*, Stuttgart 1967.

palms, fish and birds that, were the island larger, would make it an "unexceptionable" site for European settlement.¹⁵⁴

Norfolk Island did not, however, live up to the expectations raised by Cook's and Forster's reports. The pine proved unsuitable for masts, no one knew how to cure the flax, crops were ravaged by drought, storms, rats and grubs, new shipments of convicts were sent without adequate provision, punishments were severe and unremitting, and there was no escape. Under the harsh regimes of some of its more sadistic commandants, Norfolk Island became a place of deprivation, brutality and despair and was eventually abandoned in 1814.¹⁵⁵ It was reinstated in 1825, this time as a punitive purgatory for repeat offenders, the ultimate in convict degradation.¹⁵⁶ As a result, it has gone down in history not as a Pacific paradise, but as an island hell, the nightmare inversion of Forster's Enlightenment dreams of progress and social amelioration, and Huber has been criticized for ignoring the difficulties confronting the colonists and the "seamier side of penal servitude" in her story.¹⁵⁷ But initially the island was perceived as a space of promise, and this is how it was represented not only by Forster, but also by Arthur Phillip, the first governor of the colony, on whose account Huber's description of the island is based. In fact, in his reports Phillip extolled the natural advantages of the island with such enthusiasm and painted such a positive picture of the settlement's prospects that the Secretary of the Home Office even briefly considered making it the main settlement.¹⁵⁸

Huber's pastoral paradise with its simple houses surrounded by barns and stalls, its fields enclosed by hedges, its avenue of plane trees and its noble

¹⁵⁴ AA I, 586.

¹⁵⁵ Hughes, *The Fatal Shore*, 119-120.

¹⁵⁶ *Ibid.*, 460-485.

¹⁵⁷ Corkhill, *Antipodean Encounters*, 31.

¹⁵⁸ Merval Hoare, *Norfolk Island: An Outline of its History 1774-1981*, 3rd ed., St. Lucia 1982, 14-15.

farmer returning from work with a basket of fruit and a hoe and spade¹⁵⁹ has, as Alan Corkhill has noted, much in common with the pastoral retreats of sentimental fiction and little to do with the harsh reality of the penal settlement,¹⁶⁰ but the description of Norfolk Island in the *Abentheuer* is, in fact, very similar to the description based on Phillip's reports in *The Voyage of Governor Phillip to Botany Bay* (1789) which displays a similar tendency towards the picturesque.¹⁶¹ If Huber's image of the island is fanciful, it owes as much to the persistence of fancy in accounts normally considered to be more objective as it does to the stock-in-trade of sentimental literature. Both texts, Phillip's and Huber's, are in their own way poetic fantasies designed to appeal to an audience with a vested or vicarious interest in the imaginative appropriation of land, its domestication and improvement.¹⁶² In this respect, Huber's text is also a colonial fantasy, albeit a less obvious one.

More importantly, in view of the aims of this article, Huber's depiction of Norfolk Island accords not only with Phillip's reports, but also with Forster's Enlightenment vision of the convicts' transformation. While her text aligns itself with Rousseau against Forster in relation to the pursuit of perfection, it switches sides on the matter of property. Where property is for Rousseau a primary cause of inequality and the attendant vices of civilized society,¹⁶³ Forster's conviction that property ownership will have an ameliorative effect on Europe's delinquents is repeated almost verbatim in Huber's text¹⁶⁴ and affirmed by the transformation of Francis Belton's errant parents, the Watsons, from self-seeking and irresponsible

¹⁵⁹ Huber, *Abentheuer*, 141-142.

¹⁶⁰ Corkhill, *Antipodean Encounters*, 30-31.

¹⁶¹ James J. Auchmuty ed., *The Voyage of Governor Phillip to Botany Bay with contributions by other officers of the First Fleet and observations on affairs of the time by Lord Auckland*, Sydney 1970, 47-51.

¹⁶² Bernard Smith, *Imagining the Pacific*. In *The Wake of the Cook Voyages*, Melbourne 1992, 64.

¹⁶³ Rousseau, *Discourse on Inequality*, 66, 97.

¹⁶⁴ Huber, *Abentheuer*, 139.

speculators into model colonists. Not only is the farm they lease the best kept on the whole island,¹⁶⁵ but theirs is the only house in which punishment has left no trace of infamy.¹⁶⁶ They are held up as an example of moral uprightness whose memory will surely outlive the monuments of princes.¹⁶⁷ The political point of the enduring corrective they provide to the values of the ruling aristocracy will not have been lost on the contemporary reader.

In his conversation with Henry Belton, Rudolph describes New Holland as “das weite Land ohne Leben und ohne Mord” (this huge land without life and without murder).¹⁶⁸ Henry's response, “also Ruhe des Grabes” (you mean the stillness of the grave), echoes the words used in Forster's “Cook der Entdecker” to describe the state achieved if the pulse of nature is extinguished. For the revolutionaries the new continent seems like an isle of the dead, its stillness doubly oppressive in the midst of such natural abundance.¹⁶⁹ But with the moral rehabilitation of its inhabitants and the formation of a new extended family community, it becomes an isle of the blessed, the topos of a new social order which is at once an object of sentimental nostalgia and a symbol of hope for the future. This transformation is effected in the text only with the help of a sentimental plot contrivance, but with Rudolph's final words, his desire for news of the Revolution, an indication is given as to how it might still be achieved in the world outside the text.

The force providing the momentum for change in Huber's text is not Forster's pulse of nature, the ineluctable power of attraction and repulsion, growth and destruction, but a purely human impulse, the power of sympathy. The eighteenth century saw a Europe-wide

¹⁶⁵ Ibid., 141.

¹⁶⁶ Ibid., 142.

¹⁶⁷ Ibid., 250.

¹⁶⁸ Ibid., 156.

¹⁶⁹ Ibid., 156.

discussion of natural forms of identification which were central to attempts to define humanity and establish a basis for human community in a range of different areas such as moral philosophy, aesthetic theory, science, literature and popular magazines. In attempts to counter the view of man as purely self-interested propagated by such writers as Thomas Hobbes and Bernard de Mandeville, concepts of sympathy and sensibility assumed increasing prominence.¹⁷⁰ In Rousseau's *Discourse on the Origins of Inequality* pity is seen as man's saving grace, the natural counter to his egoism and the innate impulse that ensures his solidarity with those who are suffering.¹⁷¹ Arguably the most significant German conceptualization of the power of sympathy was Gotthold Ephraim Lessing's theory of tragedy. Lessing, like Rousseau, identifies the ability to feel sympathy as the source of all other social virtues and, as a result, elevates its expansion to tragedy's primary objective. Tragedy, he said, should not "merely teach us to feel pity for this or that unfortunate one; rather it should make us more feeling, so that the unfortunate in all times and places touch us and must win our favour [...]. *The most sympathetic human being is the best human being (Der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch) [...].*"¹⁷²

In his article "Die Revolution im Familienroman. Aktuelles politisches Thema und konventionelle Romanstruktur in Therese Hubers *Die Familie Seldorf*" (1984), Helmut Peitsch draws attention to the proximity of the novel and bourgeois tragedy in the late eighteenth century of which Huber's second novel, *Die Familie Seldorf*, is a typical example.¹⁷³ One of the important links between the sentimental novel and bourgeois tragedy is their intended effect. In the foreword to *Die Familie Seldorf*, which immediately followed the *Abentheuer* and was possibly written at the same

¹⁷⁰ Benjamin W. Redekop, *Enlightenment and Community: Lessing, Abbt, Herder and the Quest for a German Public*, Montreal & Kingston 2000, 85.

¹⁷¹ Rousseau, *Discourse on Inequality*, 17, 45.

¹⁷² Quoted in Redekop, *Enlightenment and Community*, 82.

¹⁷³ Peitsch, "Revolution im Familienroman", 249. Peitsch, like many others, refers to *Die Familie Seldorf* as Huber's first novel.

time, the narrator proclaims that his - the novel was again published under Ludwig Huber's name – primary aim was not to provide examples, but to awaken tolerance and pity for those unfortunates who, despite having the most noble of hearts, were forced by circumstances to commit extraordinary deeds:

Beispiele aufzustellen war meine Absicht nicht, wohl aber Duldung und Mitleid gegen die Unglücklichen zu erweken, die bei dem edelsten Herzen durch den Drang der Umstände zu unerhörten Thaten hingerissen werden.¹⁷⁴

It could be argued that this too was one of the main aims of Huber's first novel.

In Forster's essay the expansion of civilization is achieved by conquest and subjection. In what could be described as its own civilizing mission, Huber's text uses the power of sympathy to effect a positive transformation in her characters and create a community of feeling that will provide a moral model for the reader and for the greater community. The primary means of exciting compassion in both bourgeois tragedy and the sentimental novel was the spectacle of innocence wronged or virtue in distress,¹⁷⁵ and this is the role played in Huber's text by Francis Belton. In a foreword to the story, which has thus far not been republished, the alleged editor admits the improbability of Francis' story, but claims for it a truth that overrides its implausibility and suggestively encourages the identification of the reader with its female protagonist.¹⁷⁶ As Rudolph is increasingly absorbed by Francis's story she becomes the text's primary object of interest, sympathy and pathos.¹⁷⁷ Francis not only elicits compassion, but she is also transformed by it. On the journey her sense

¹⁷⁴ Therese Huber, *Romane und Erzählungen 1: Die Familie Seldorf*, Ed. Magdalene Heuser, Hildesheim, Zürich, New York 1989, Vorbericht IV-V.

¹⁷⁵ Janet Todd, *Sensibility: An Introduction*, London, New York 1986, 75.

¹⁷⁶ See: Footnote 150.

¹⁷⁷ Krug, "A huge land", 354.

of self, the quality which sets her apart from her fellow convicts, is restored by Sidney's concern for her welfare:

[...] die unendliche Güte, die Ihre Stimme bei ferneren Fragen ausdrückte, rief mich zum Leben zurück. Ich erwachte aus einem fürchterlichen Traume: ich war also noch Ich! Das erste fühlende Geschöpf, dessen Blicke auf mich fielen, unterschied mich also von den Ungeheuern, in deren Mitte ich war.¹⁷⁸
([...] the infinite kindness that your voice expressed in the course of your further questions brought me back to life. I awoke from a terrible dream: so I was still myself! For the first sensitive person whose eyes rested on me could distinguish me from the monsters in whose midst I was.)

The shadow of her shame is dispelled and her integrity restored by Henry's unquestioning faith in her virtue and his intuitive recognition of her innocence.¹⁷⁹ Her story, in turn, restores to Rudolph his belief in humanity, the memory of his own youth and his capacity to feel pleasure, but also pain.¹⁸⁰ The other main characters too experience the ameliorative effect of empathy and trust. Henry's honour is restored by Rudolph's understanding and absolution, Henry's warm heart provides the bond that is missing between Watson and his wife.¹⁸¹ Even the hardened Mrs Watson softens when confronted with Francis' foster-child, Claire, whose only bonds with the community are love and humanity.¹⁸²

Janet Todd (1986) says of the novel of sensibility that despite its moral impetus, it was essentially escapist, and always defensive and nostalgic rather than political.¹⁸³ In providing a model for the evocation of sympathy and feeling, the mandatory tears and a nostalgic vision of an ideal familial fellowship, Huber's text clearly fits this mould. In enlisting

¹⁷⁸ Huber, *Abentheuer*, 197; Bodi, *Adventures on a Journey*, 78.

¹⁷⁹ Huber, *Abentheuer*, 177.

¹⁸⁰ *Ibid.*, 240.

¹⁸¹ *Ibid.*, 150.

¹⁸² *Ibid.*, 237.

¹⁸³ Todd, *Sensibility*, 96, 129, 99.

reader sympathy for Europe's abjects, for the two revolutionaries and through them for Forster himself, her text, however, transcends its sentimental affective and moral mission and becomes a means of intervening in and exerting an influence on contemporary public debate. This is a sentimental story, but one with a political and a strongly personal purpose. It is designed not only to bring about a "sentimental reformation" in its readers that will make them more compassionate and hence more virtuous, but also to arouse their sympathy for the plight of Europe's outcasts and thus enable their social redemption and reintegration.¹⁸⁴

In general terms, it could be said that Huber's text represents a contribution to the formation of a German public sphere the lack of which was, in Forster's opinion, one of the primary reasons for the German states' unreadiness for revolutionary change.¹⁸⁵ Specifically, it provides a provocative corrective to the lack of public spirit which manifested itself in the public vitriol and personal censure to which both Forster and Huber were subjected following the failure of the Mainz experiment. Not surprisingly, the text is not sparing in its criticism of those who turned against Rudolph and ostracized Francis when their fortunes changed for the worse. In the text the lack of compassion with which both were treated is described in words similar to those used by Forster in his letter of the 2nd January 1793. Forster writes:

¹⁸⁴ The term "sentimental reformation" is taken from Susan Gustafson who describes the process of sympathy formation and its impact on the audience in: Susan E. Gustafson, *Absent Mothers and Orphaned Fathers: Narcissism and Abjection in Lessing's Aesthetic and Dramatic Production*, Detroit 1995, 92.

¹⁸⁵ On the German states' lack of "Gemeingeist" (public spirit) see: Forster, "Über die öffentliche Meinung", AA VIII, 364-365.

Sie können einen Menschen nicht begreifen, der zu seiner Zeit auch handeln kann, und finden mich verabscheuungswerth, nun ich nach den Grundsätzen wirklich zu Werke gehe, die sie auf meinem Papier ihres Beifalls würdigten.¹⁸⁶ (They cannot understand a person who, in his own time, is also capable of taking action, and they find me abhorrent now that I am acting on the very principles which they applauded when I committed them to paper.)

In the *Abentheuer* Rudolph says that his plans, which were destroyed by treachery and dissension, were condemned as crimes as soon as they seemed to fail,¹⁸⁷ Francis that former acquaintances openly insulted her, that those who had so often spoken with her husband of the necessity of an undertaking like his, showed her at best the pity reserved for criminals.¹⁸⁸

A favourite literary topos in which the Enlightenment commitment to reason and education and its faith in man's humanity found expression was the adoptive parent.¹⁸⁹ The topos was used to criticize feudal despotism and the dynastic power of the aristocracy, emphasize the moral superiority and culture-producing role of the middle class and provide paternal authority with a new moral foundation. The benevolent adoptive father served as a model for the relations between rulers and subjects, fathers and children, teachers and pupils and writers and readers. In this respect the adoptive father could be regarded as a domestic equivalent of Forster's man of greater spirit. Celebrated in Lessing's dramas - the most memorable example is probably Lessing's Nathan - the topos was one with which most educated middle-class readers would have been familiar,¹⁹⁰ and it is one that Huber uses a number of times in her story. In keeping with the theme of redemption,

¹⁸⁶ To Therese, 2. 1. 1793, AA VII, 297.

¹⁸⁷ Huber, *Abentheuer*, 85; Bodi, *Adventures on a Journey*, 21.

¹⁸⁸ Huber, *Abentheuer*, 181; Bodi, *Adventures on a Journey*, 70.

¹⁸⁹ Anthony Stephens, *Heinrich von Kleist: The Dramas and Stories*, Oxford/Providence 1994, 225.

¹⁹⁰ *Ibid.*, 183.

adoption is associated in the text with moral regeneration. Rudolph demonstrates the reawakening of his faith in humanity when he offers to care for Francis' foster-child should she die. The reformed convict, Watson, shows the extent of his moral restoration when he takes Henry into his service and earns his respect and devotion as a foster-father. At the end of the text Henry is reinstated in his role as father and protector. The ex-revolutionary, now a model of sensibility, does not hesitate to extend his love and care to his new foster-daughter.

The adoptive parent is, however, a gendered topos; the adoptive parent celebrated in bourgeois tragedy is the father. In Lessing's tragedies there is a notable absence – the mother. In her study of Lessing's work, *Absent Mothers and Orphaned Fathers* (1995), Susan Gustafson uses Kristeva's theory of abjection to demonstrate how Lessing develops a myth of aesthetic and subject formation that requires the suppression of the mother's role in order to give the father sole control of both.¹⁹¹ In Gustafson's interpretation, the mother is everywhere present as a threat,¹⁹² but at the same time her generative role in subject and cultural formation is denied.¹⁹³ Arguably the same could be said of *Robinson Crusoe* and texts modelled on the example of the male colonizer, in which, as Peter Hulme has remarked, there are heroes but no heroines.¹⁹⁴ Forster's text is marked by a similar masculinist ethos which is not made explicit in the essay, but surfaces in "Cook der Entdecker" where Forster anticipates that Australia's effeminate neighbours will benefit from Europe's (masculine) colonial example.¹⁹⁵ Seen from Gustafson's perspective, the role of the mother is, as Joerg Esleben has noted, analogous to the role of

¹⁹¹ Susan Gustafson, *Absent Mothers and Orphaned Fathers*, 14.

¹⁹² *Ibid.*, 14.

¹⁹³ *Ibid.*, 40.

¹⁹⁴ Peter Hulme. *Colonial Encounters: Europe and the native Carribean, 1492-1797*. London & New York 1986, 211.

¹⁹⁵ AA V, 293.

the ignoble savage – the mother is positioned as other to the paternal order, the ignoble savage as other to European civilization.¹⁹⁶

But, as both Alan Corkhill and Michaela Krug have observed, in Huber's text it is the women who take centre stage.¹⁹⁷ More precisely, it is the women in their capacity as mothers who assume a more prominent role in the text and in the new social order. Mrs Watson secures her own redemption and the future of the new family when she sacrifices her life to save the children from a friend's rabid dog. Francis as mother needs no redemption; she is represented from the outset as the good mother of the text, and having erased the stain of her wrongful conviction, it is she who becomes the moral authority of the new familial community and its primary focus.¹⁹⁸ As both natural and adoptive mother of the new extended family she is thus reinstated in the role usurped by the father in male-centred models of the patriarchal family and the male colonizer.

The connection that Huber establishes between herself, Reinette and Francis suggests that the foregrounding of the mother in the *Abentheuer* was not devoid of self-interest, but it also reflects the changing status of mothers and their function in the latter part of the eighteenth century. Due to the convergence of a range of factors, the rise of the middle class and the recasting of family and gender relations, the impact of changing work patterns on the household, concerns about population growth, economic production, military might and child mortality, a new emphasis on education,¹⁹⁹ the mother gained a new importance as carer and educator, and maternal love was propagated and celebrated as a natural

¹⁹⁶ Joerg Esleben, *Enlightenment Canvas: Cultures of Travel, Ethnographic Aesthetics, and Imperialist Discourse in Georg Forster's Writings*, Ph. D., University of Rochester, New York 1999, 47.

¹⁹⁷ Corkhill, *Antipodean Encounters*, 30; Krug, "A huge land", 358.

¹⁹⁸ Cf. Krug, "A huge land", 358.

¹⁹⁹ Elisabeth Badinter, *Die Mutterliebe: Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*, 3rd ed., Transl. Friedrich Giese, Zürich 1996, 116-125.

and a social value vital to the well-being of both family and state.²⁰⁰ For women this was a double-edged sword. The promotion of motherhood gave them more power, but it at the same time ensured that its exercise was restricted to the domestic sphere. The spirit of revolution did not extend to the order of the sexes. "Im Innern des Hauses darf die Frau herrschen, aber nur dort. Überall anderswo ist sie fehl am Platz", Mirabeau declared: (A woman may rule within the home, but only there. Everywhere else she is out of place).²⁰¹ Women who had joined the ranks of the revolutionaries were enjoined to return to their proper place, women's clubs were closed and they were prohibited from participating in political meetings.²⁰²

Alan Corkhill has suggested that it would not be too far-fetched to assume that Huber, as an "emancipated woman writer," had, in the *Abentheuer*, "assigned to her sex the redemptive task of ushering in a golden age, especially given the male record of fomenting revolution",²⁰³ but Huber was no proto-feminist. She was not intent on overturning the gender order and was extremely ambivalent about the public roles she played in her own life. Nevertheless, she was not beyond using conventional gender roles strategically or redefining them in and on her own terms.²⁰⁴ From a gender perspective, the focus on motherhood

²⁰⁰ Ibid., 113.

²⁰¹ Marieluise Christadler, "Von der Tribüne aufs Schafott: Frauen und Politik 1789-1795", in: *Freiheit, Gleichheit, Weiblichkeit: Aufklärung, Revolution und die Frauen in Europa*, Opladen 1990, 19.

²⁰² Marianne Henn, "The Other Voice: The Reaction of German Women Writers to the French Revolution", in: *Occasional Papers in German Studies* 8 (1996), 3.

²⁰³ Corkhill, *Antipodean Encounters*, 30.

²⁰⁴ In her fascinating study of the correspondence between Therese Huber and Emil von Herder Petra Wulbusch shows how Huber makes strategic use of the discourse of gender polarity to assert her authority and gain more freedom for herself. See: Petra Wulbusch, *Therese Huber und Emil von Herder: Zum Geschlechterdiskurs um 1800*, Tübingen 2005.

enables her to remain within the parameters of the conventional gender order while at the same time giving women a more central role. Politically, it enables her to participate in the public sphere without contravening the constraints of propriety. Nevertheless, Corkhill is right. In the text women as mothers, but only the good ones, do have a redemptive role in as far as they form the kernel of an imagined community in which the goals of the Revolution, freedom and virtue, can be restored. Interestingly, in a letter to the French foreign minister Pierre Hélène Marie Le Brun-Tondu written on the 7th February 1793, Georg Forster invokes the discourse of motherhood in his appeal to the French to use restraint in securing their position in Mainz. Their success will, Forster writes, depend on the exercise of maternal care and the fulfillment of the charitable and selfless duties of a mother:

[Ich] sehe ... voraus, dass die französische Republik das Wohl dieses Landes nur begründen kann, wenn sie Gebrauch macht von den Rechten, welche die mütterliche Fürsorge ihr an die Hand gibt, und wenn sie alle wohlthätigen und uneigenützigen Pflichten einer Mutter erfüllt.²⁰⁵

(I foresee that the French republic will only succeed in ensuring the well-being of this country if it makes use of the rights it has by virtue of motherly care, and if it fulfills all of the charitable and selfless duties of a mother)

In a letter written on the 10th April 1820 to an unknown addressee, Huber explains that the three guiding forces of her life were the Revolution, or the feeling it had evoked in her, motherly love and the awareness that she was writing for “Bürger”.²⁰⁶ All three of these forces are evident in this her first literary work, but there is one other which, if

²⁰⁵ To Le Brun-Tondu, 7. 2. 1793, AA XVII, 329

²⁰⁶ Quoted in: Magdalene Heuser, “Jakobinerin, Demokratin und Revolutionär: Therese Hubers ‘kleiner winziger Standpunkt als Weib’ um 1800”, in: *Sklavin oder Bürgerin? Französische Revolution und neue Weiblichkeit 1760-1830*, Ed. Viktoria Schmidt-Linsenhoff, Frankfurt a. M. 1989, 157. “Bürger” does not translate well into English. In this case, it is probably best translated as “educated middle class”, but it has also the political and social connotations of a class defining and asserting itself against the aristocracy.

not a guiding force of her life, was certainly a guiding force of the novel – Georg Forster and his essay on the British colony of Botany Bay. My comparison of Forster's essay with the Huber's novel has revealed that Huber's vision of the colony and its future is in part based on Forster's optimistic predictions about its future and his views on the ameliorating effect of property ownership, in part on a rejection of his views on progress and perfectibility to which the novel, drawing on Rousseau, the topoi of the sentimental novel and Forster's own letters, attempts to develop a critical alternative. Where Forster celebrates the expansion of European civilization as a (masculine) process of colonial subjection, in Huber's text the penal colony is transformed into a female-centred realm of redemption, a realm in which the shadow of past infamy can be erased, the dignity of Europe's banished restored and a new familial order formed based on love, empathy and trust. Forster's essay is designed to ignite interest in and enthusiasm for the colonial enterprise, Huber's novel to create a sympathetic community of feeling amongst her readers which will respond to the misfortune of Europe's outcasts with compassion rather than condemnation. Huber was undoubtedly concerned about her own reputation, but in evoking sympathy and understanding for the revolutionaries and their cause, her text affirms the goals of the Revolution, pays tribute to the revolutionary Forster and hits back at his detractors. This was an undertaking that required some courage at the time the text was published. Thirty-five years later, Huber still railed against those who attacked Forster with such malice and spite.²⁰⁷ The open end of the story – Rudolph leaves to continue his journey – underlines the fact that the community is an ideal still to be realized, perhaps unrealizable, and establishes it as a site of longing for the reader.

²⁰⁷ In her Forster biography Huber attributes the silence she kept after this death to the loathsome malice and inhuman spite with which people, with no official justification, spoke of the man they now considered to be an outlaw. See: Therese Forster über Georg Forster, 19. Her first novel is testimony to the fact that she was not so easily silenced.

FORUM

Menschenrechte für die Wilden? Zum Widerspruch zwischen „Instruktionen“ und Wirklichkeit in der literarischen Weltreise Georg Forsters

Yomb May

Die Frage der Menschenrechte bildet ein Reizthema, das uns nach wie vor die paradoxe Erkenntnis vor Augen führt, dass wir weder in der Geschichte noch in der Gegenwart von einem ubiquitären Verständnis der Gattung Mensch ausgehen können. Die nahezu automatisierte Forderung westlicher Länder nach der Einhaltung von Menschenrechten in außereuropäischen Kulturen ruft deshalb oft politische Irritationen und gegenseitige Vorhaltungen hervor. Die Gründe dafür sind nicht immer leicht auszumachen, doch der Auslegung des Begriffs „Menschenrechte“ scheinen Paradoxien anzuhäften, die den Umgang mit ihm weltweit kompliziert machen. Der indische Philosoph Raimundo Panikkar macht dazu folgende interessante Bemerkung:

entweder ist der Begriff universaler Menschenrechte ein westlicher Begriff oder nicht. Wenn er es ist, abgesehen davon, daß er eine stille Anklage derer darstellt, die kein so wertvolles Konzept besitzen, dann würde seine, selbst wenn notwendige Einführung in andere Kulturen als schlichte Bevormundung von außen erscheinen. Einmal mehr würde sie als Fortführung des kolonialen Syndroms erscheinen, vor allem im Glauben, daß das Gedankengut einer speziellen Kultur [...] wenn nicht das Monopol, so doch zumindest das Privileg auf den Besitz eines allgemeingültigen Wertes verleiht, der dazu berechtigt, es über die ganze Erde zu verbreiten.¹

¹ Raimundo Panikkar, „Ist der Begriff der Menschenrechte ein wesentliches Konzept?“, in: *Der Pfahl. Jahrbuch VIII*, München 1994, 104-132, hier 105.

Vor allem die Geschichte der Begegnung zwischen Europäern und Mitgliedern außereuropäischer Kulturen hält Erklärungsmuster bereit, welche die bisherige Uneinigkeit in der Auffassung der Menschenrechte als Ergebnis eines historischen Prozesses erklärbar machen. Die Ausblendung historischer Prozesse und vor allem aber auch der Mangel an selbstkritischer Reflexivität, die bei den Auslegungsdifferenzen über die Kategorie Menschenrechte vorherrschen, geben zu kritischen und berechtigten Fragen wie „Sind die Menschenrechte ein europäischer Export?“² Anlass. In dieser zugespitzten Form werden Zweifel am Selbstverständnis des ‚Westens‘ als Vorreiter in Sachen Menschenrechte laut. Dieser Skepsis liegen weitere Fragen zugrunde, nämlich zum einen, ob die unveräußerlichen Rechte und Grundfreiheiten des Menschen überhaupt ihrer Evidenz in den europäischen Augen bedürfen. Daran schließt zum anderen auch die Frage an, ob das eurozentristische Anschauungsmodell, das unter dem Deckmantel der Universalisierung zivilisatorischer Errungenschaften Wertvorstellungen anderer Kulturen verwirft, für alle Kulturen tragfähig ist. „Die Frage der europäischen Menschenrechte“, so Duala-M’bedy, „deren ganze Schärfe in dem Begriff der Universalität artikuliert, ist der nicht europäischen Sicht grundsätzlich suspekt.“³ Diese skeptische Haltung gründet sich darauf, dass der Gedanke der Menschenrechte, so wie wir ihn seit der allgemeinen Deklaration der Menschenrechte von 1948 kennen, aus dem Geist der europäischen Aufklärung geboren ist – einer Zeit, die zwar wegweisend für die Moderne war, doch die auch deutlich macht, „daß die Aufklärung die Menschheit keineswegs nur zum Besseren vorantreibt.“⁴

² L-J. Bonny, Duala M’bedy, „Sind die Menschenrechte ein europäischer Export?“, in: *Die eine Welt und Europa*, hrg. v. Heinrich Schmidinger, Graz 1995, 279-305, hier 279.

³ Ebd., S. 288.

⁴ Wolfdietrich Schmied-Kowarzik, „Der Streit um die Einheit des Menschengeschlechts. Gedanken zu Forster, Herder und Kant“, in: *Georg Forster in interdisziplinärer Perspektive. Beiträge des Internationalen Georg Forster Symposiums in Kassel, 1. bis 4. April 1993*, hrg. v. Claus-Volker Klenke, Berlin 1994, 115-132, hier 116.

Viel zu oft wird beim Referenzanspruch, welcher der Aufklärungszeit bis heute zugedacht wird, fahrlässig übersehen oder ignoriert, dass die weltweite Implementierung des Menschenrechtsgedanken als einer der Leitideen der Aufklärung von einem dialektischen Denken geprägt war, das allein schon in der terminologischen Einteilung des Menschengeschlechts in Wilde und Zivilisierte⁵ die Universalität der Menschenrechte aushöhlte und zunichte machte. Gemeint ist weniger das normative, d.h. staatsrechtliche Verständnis der Menschenrechte im Sinne von „Abwehrrechte[n] gegen die Staatsgewalt“⁶ etwa in der amerikanischen *Declaration of Independence* (1776). Problematisch und nach wie vor klärungsbedürftig ist eher die Frage, wie der Menschenrechtsgedanke des 18. Jahrhunderts im besonderen Kontext der europäisch-überseeischen Kulturbegegnung während der so genannten Entdeckungsfahrten appliziert wurde.

Wie erhellend eine derartige Retrospektive auch für unsere Gegenwart ausfallen kann, zeigt sich an dem Weltreisebericht von Georg Forster, auf den im Folgenden Bezug genommen wird. Dies vorwegnehmend ist Ludwig Uhlig in der Annahme zu folgen, „daß die Beschäftigung mit Forster eine nicht antiquarisch-historische Angelegenheit ist, sondern daß eine Auseinandersetzung mit ihm uns helfen kann, unseren eigenen Zukunftsproblemen ins Auge zu sehen.“⁷

Noch war dieser Forster keine 18 Jahre alt, als er von 1772 bis 1775 zusammen mit seinem Vater Johann Reinhold Forster den legendären englischen Kapitän James Cook auf dessen zweiter Weltreise in die Südsee begleitete. Nach der Rückkehr aus dieser dreijährigen

⁵ Vgl. Urs Bitterli, *Die „Wilden“ und die „Zivilisierten“. Grundzüge eines Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung*, München 1976, 14ff.

⁶ L-J. Bonny, Duala M'bedy, „Sind die Menschenrechte ein europäischer Export?“, 285.

⁷ Ludwig Uhlig, „Georg Forsters Horizont: Hindernis und Herausforderung für seine Rezeption“, in: *Georg Forster in interdisziplinärer Perspektive. Beiträge des Internationalen Georg Forster Symposiums in Kassel, 1. bis 4. April 1993*, hrg. v. Claus-Volker Klenke, Berlin 1994, 3-14, hier 14.

entbehrungs- und erfahrungsreichen Reise wurde dem aufbrausenden Vater aufgrund eines Zerwürfnisses mit der Britischen Admiralität die Veröffentlichung des Reiseberichts untersagt. Der Sohn sprang ein und publizierte 1777 *A Voyage Round the World* (dt. *Reise um die Welt 1778-1780*) – ein Werk, das bereits von Zeitgenossen als „eines der merkwürdigsten Bücher“ (Wieland) seinerzeit gerühmt wurde und bis heute als „das wertvollste Quellendokument [charakterisiert wird], das wir zur Geschichte der Pazifikerkundung besitzen.“⁸

Schon in der Vorrede stellt Forster klar, es handle sich um eine „philosophische Geschichte der Reise“, das heißt, „eine Reisebeschreibung, dergleichen der gelehrten Welt bisher noch keine war vorgelegt worden.“⁹ Um nun einige Dimensionen der Besonderheit zu verstehen, die diese Reiseschilderung beansprucht, ist es wichtig, den Entstehungskontext kurz zu skizzieren. Dabei spielt der Umstand eine zentrale Rolle, dass Cooks Reisen im Zeichen einer zukunftsweisenden Zeitwende standen: Das 18. Jahrhundert feierte, das muss betont werden, nicht nur die Erweiterung des Horizontes als Antwort auf den enzyklopädischen Wissensbedarf seinerzeit; vollzogen wurde auch, was oft verschwiegen wird, jene komplexe antipodische Inversion, die Hartmut und Gernot Böhme als *Das Andere der Vernunft* bezeichnet haben¹⁰: Dieses *Andere* galt aber nicht nur geographischen Mythen der Peripherie, sondern vor allem auch dem Topos des Wilden, der im anthropologischen Diskurs der damaligen Zeit als Antipode des Europäers mehr oder weniger festgeschrieben wurde.

Nirgendwo besser als in den Forschungsexpeditionen des ausgehenden 18. Jahrhunderts, die sowohl im eigentlichen als auch im

⁸ Urs Bitterli, *Alter Welt- neue Welt. Formen des europäisch-überseeischen Kulturkontakts vom 15. bis zum 18. Jahrhundert*, München 1986, 193.

⁹ Georg Forster, *Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe*, hrsg. v. der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (fortan zit. als AA), II: *Reise um die Welt*, bearb. v. Gerhard Steiner, 2. Aufl., Berlin 1989, 8.

¹⁰ Hartmut Böhme/Gernot Böhme, *Das Andere der Vernunft. Zur Entwicklung von Rationalitätsstrukturen am Beispiel Kants*. Frankfurt/Main 1983, 20ff.

übertragenen Sinne des Wortes im Dienste des Projektes der Aufklärung standen, wurde die Beschäftigung mit dem nichteuropäischen Menschen intensiv betrieben, bis hin zu einer erstaunlichen Belebung des anthropologischen Diskurses der damaligen Zeit.¹¹ Dabei fällt auf, dass dem Nichteuropäer bei der Universalisierung des eurozentristischen Menschenbildes, nicht nur eine quasi-derogative Stellung in der Welt und in der Geschichte eingeräumt wurde, sondern ihm wurden nicht selten gerade jene vollmenschliche Qualitäten abgesprochen,¹² die für seine Beachtung im interkulturellen Begegnungsprozess notwendig gewesen wären.

Diese geistige Haltung wirkte sich insbesondere in den damaligen Entdeckungsfahrten, vor allem im Umgang der Entdecker mit den Einheimischen, aus. Bei der zweiten Weltreise Cooks findet dieser Sachverhalt, der für den universellen Anspruch der Menschenrechte von entscheidender Bedeutung ist, im Verhältnis zwischen den Instruktionen, die Cook von seinem Auftraggeber erhielt, und dem praktischen Umgang mit den Insulanern vor Ort seinen Ausdruck.

In den teilweise geheimen Instruktionen, die Cook von der Britischen Admiralität erhalten hatte, wurden neben der Festlegung der wissenschaftlichen Ziele auch die Weichen für das Verhältnis der Europäer zu solchen Menschen gestellt, die im geographischen wie im geschichtsphilosophischen Sinne jenseits der Zivilisation verortet wurden. Schon im Vorfeld seiner ersten Weltumseglung wurden Cook vom Präsidenten der „Royal Society“, Lord Sandwich, folgende Verhaltensregeln auferlegt:

Es muß immer im Auge behalten werden, daß es ein Kapitalverbrechen ist, das Blut dieser Völker zu vergießen; denn es handelt sich um menschliche Wesen aus der Hand desselben allmächtigen Schöpfers und dessen Obhut ebenso sehr anheim gestellt wie die geschliffensten Europäer, dabei vielleicht noch weniger kriegerisch und der göttlichen Gunst würdiger. Sie sind die natürlichen und in striktem Wortsinne

¹¹ Vgl. Tanja van Hoorn, *Dem Leibe abgelesen. Georg Forster im Kontext der physischen Anthropologie des 18. Jahrhunderts*, Tübingen 2004, 47ff.

¹² Vgl. Wolbert Smidt, *Afrika im Schatten der Aufklärung. Das Afrikabild bei Immanuel Kant und Johann Gottfried Herder*, Bonn 1999, 104ff.

legalen Besitzer der verschiedenen Gebiete, die sie bewohnen. Keine europäische Nation hat das Recht, einen Teil ihres Landes zu besetzen oder unter ihnen zu siedeln ohne ihre freiwillige Zustimmung. Die Unterwerfung eines solchen Volkes kann keinen glaubwürdigen Rechtstitel verleihen, weil es nicht als Angreifer aufgetreten ist.¹³

Auch der zweiten Reise lagen ähnliche Instruktionen zugrunde. Forster rückt deshalb folgende Klausel ins Vorwort seines Reiseberichts ein: „Träfe man Einwohner an, so sollte Capitain Cook ihren Charakter, Temperament und Anzahl bemerken, und wo möglich freundschaftlichen Umgang mit ihnen zu haben suchen.“¹⁴ Die Aufforderung zu einem „gewandelte[n] Verhältnis des Europäers zu Vertretern von Fremdkulturen“¹⁵, wie sie uns aus den Instruktionen an die Seefahrer der Spätaufklärung entgegentritt, antizipierte insofern die Frage der Menschenrechte, als die Mahnung, dass es sich bei Einheimischen der überseeischen Kulturen auch um „menschliche Wesen“ handle, zu Recht den Versuch widerspiegelt, „den Menschen anderer Rasse und Kultur in seiner Mitmenschlichkeit zu erkennen.“¹⁶ Nach Urs Bitterli sorgten die Instruktionen für ein „neue [s] Klima der interkulturellen Toleranz“¹⁷, das in den Werken von Rousseau und Diderot – um nur zwei Beispiele zu nennen – gefordert wurde.

Vor diesem Hintergrund drängen sich hier zwei zentrale Fragen auf. Erstens: Lassen sich die in den Instruktionen formulierten Erwartungen in Forsters Erfahrungen in der Südsee bestätigen? Zweitens: Wenn nicht, welche Erklärungen lassen sich sowohl im Reisebericht als auch außerhalb der empirischen Erfahrung finden?

Obwohl der Aufenthalt der Europäer auf den verschiedenen Südseeinseln kurz und der Kontakt mit Insulanern eher oberflächlich bleiben musste, macht Forster die Entdeckungsfahrten als Plattform

¹³ Vgl. Urs Bitterli, *Alte Welt – neue Welt*, 190.

¹⁴ AA II, 37.

¹⁵ Ebd. 190.

¹⁶ Urs Bitterli, *Alte Welt – neue Welt*, 192.

¹⁷ Ebd. 191.

eines interkulturellen Begegnungsprozesses darstellbar, in dem die Umsetzung der Instruktionen auf die Probe gestellt wurde. Auf den ersten Blick erscheint etwa die Insel Tahiti, die seit Bougainville zum Inbegriff des erotischen Paradieses avanciert war, als Beispiel für eine gelungene Begegnung zwischen Europäern und Insulanern. „Sobald wir landeten“, notiert Forster

umarmten sie uns [...] durch gegenseitige Berührung der Nasen, und fiengen sogleich an, Cocos-Nüsse und Hunde zum Verkauf an die Boote zu bringen.¹⁸ Es kommt sogar zum Tausch der Namen: „Zum Zeichen der Freundschaft verwechselten sie ihre Namen mit den unsrigen, ein jeder von ihnen wählte sich nemlich einen Freund, dem er besonders zugethan war.¹⁹

Man ist in der Forschung tatsächlich geneigt zu glauben, dass solche Beispiele der friedlichen Begegnung zwischen Europäern und Insulanern eine „Bestätigung menschlicher Gleichheit“²⁰ dokumentieren. Gleiches gilt für die Behauptung, „dass Forster die Südseeinsulaner „von vornherein als seinesgleichen, als gleichberechtigte Mitmenschen ansah“²¹ Doch derartige Analyseansätze greifen zu kurz, übersehen sie doch das Degradierungspotential, das im Lob für die Einheimischen steckt: Nur der friedliche Wilde war ein guter Wilder. Solche Ansätze müssen vor allem aber auch deshalb dringend korrigiert werden, weil sie einen Idealzustand suggerieren, der die Verletzung der Menschenrechte während der Südsee-Fahrten ausblendet. Man wird bei der umgekehrten Reflexion allerdings zu beachten haben, dass die Menschenrechtsfrage als solche von Forster kaum explizit thematisiert, wohl aber in seiner Beschreibung der Behandlung der Einheimischen durch die Europäer kaum zu über-

¹⁸ AA III, 36.

¹⁹ Ebd., 266.

²⁰ Helmut Peitsch, „„Noch war die halbe Oberfläche der Erdkugel von tiefer Nacht bedeckt.“ Georg Forster über die Bedeutung der Reisen der europäischen ‚Seemächte‘ für das deutsche ‚Publikum‘“, in: *Das Europa der Aufklärung und die außereuropäische koloniale Welt*, hrg. v. Hans-Jürgen Lüsebrink, Göttingen 2006, 157-174, hier 162.

²¹ Ludwig Uhlig, *Georg Forster. Lebensabenteuer eines gelehrten Weltbürgers (1754-1794)*. Göttingen 2004, 93.

sehen ist. Dass Forster diese Problematik zumindest bewusst war, darf unterstellt werden.

Als Cook Ende April 1773 nach einem mehrwöchigen Aufenthalt in Neuseeland zur Weiterreise aufbricht, wirft Forster einen letzten Blick auf jenen Ort zurück, an dem er zuvor die „Vorzüge eines civilisirten über den rohen Zustand des Menschen“ gepriesen hatte und notiert:

Dieses schöne Bild der erhörten Schönheit Menschheit und Natur war indeß von keiner Dauer: Gleich einem Meteor verschwand es fast so geschwind als es entstanden war. Wir brachten unsre Instrumente und Werkzeuge wieder zu Schiffe, und ließen kein Merkmal unsers Hierseyns, als ein Stück Land, das von Holz entblößt war.²²

Mit der Metapher von einem Land, das von Holz entblößt worden war, führt Forster dem Leser das plastisch vor Augen, was er sukzessive als „Trümmern einer zerstörten Welt“²³ wahrnahm und woran deutlich wird, wie der abstrakte Anspruch der Instruktionen mit der Realität vor Ort kollidierte. Denn auch in Sachen „Menschenrechte“ hinterließen die Entdecker – trotz der Instruktionen – ein Trümmerfeld im Südpazifik zurück. Dies zeigt sich beispielsweise, wenn Forster nach nur wenigen Tagen Aufenthalt auf Tahiti eine dramatische Zunahme der Prostitution konstatiert. Bemerkenswert und schockierend dabei ist sein Hinweis, dass einige der Frauen, „die dieses Gewerbe trieben [...] kaum neuen oder zehen Jahr alt seyn [mochten] und [...] noch nicht das geringste Zeichen der Mannbarkeit an sich [hatten]“²⁴.

Der sexuelle Missbrauch an Minderjährigen stellt kein Bagatelldelikt dar, sondern durch ihn konfrontiert Forster den Leser mit einer der drastischsten Formen der Menschenrechtsverletzungen, die im Namen der Zivilisation verübt wurden. Doch blieben Verbrechen dieser und anderer Art unbestraft, wodurch sich der Entdecker in seiner Freiheit bestätigt fühlte, mit dem ‚Wilden‘ zu machen, was er

²² AA II, 163.

²³ Ebd., 412.

²⁴ Ebd., 226.

für richtig hielt. Auch das Einschleppen venerischer Krankheiten durch Vertreter der aufgeklärten Kultur gehört in diesen Zusammenhang und

so kömmt alsdenn eine Schandthat mehr auf die Rechnung der gesitteten Europäischen Nationen, und das unglückliche Volk, welches sie mit diesem Gifte angesteckt haben, wird und muß ihr Andenken dafür verfluchen. Der Schaden, den sie diesem Theile des menschlichen Geschlechts dadurch zugefügt haben, kann nimmermehr und auf keine Weise, weder entschuldigt noch wieder gut gemacht werden. Sie haben zwar die Befriedigung ihrer Lüste *erkauft* und bezahlt, allein das kann um so weniger für die Entschädigung des Unrechts gelten [...]²⁵

Der Prozess des Außerkraftsetzens der Instruktionen und damit der Aufforderung nach Einhaltung der Menschenrechte, den Forster dem Leser erzähltechnisch als eine Kette von „Schandtaten“ präsentiert, wird bereits am Auftreten der Entdecker ablesbar. Exemplarisch für die Art und Weise, wie die elementaren Menschenrechte (der Insulaner) in der damaligen Begegnungspraxis verletzt wurden, ist Cooks Ankunft auf der Insel Tanna im August 1774:

Als wir ohngefähr noch zwanzig Schritte weit vom Ufer waren, rief Capitain Cook den Einwohnern zu, und gab ihnen zu verstehen, daß sie Waffen niederlegen, und sich vom Strand zurückziehen sollten. Auf diese Forderung achteten sie nicht; und vielleicht kam es ihnen gar unbillig und lächerlich vor, daß eine Handvoll Fremde sich's beygehen ließ, ihnen, in ihrem eigenen Lande, Gesetze vorzuschreiben.²⁶

Ruth-Gaby Vermot und Rudolf Hadorn haben in ihrem Buch mit dem programmatischen Titel „Das war kein Bruder“²⁷ deutlich gemacht, dass die historischen Begegnungssituationen zwischen Europäern und Bewohnern anderer Erdteile dadurch gekennzeichnet ist, „dass der Weisse meist als Herr [...] als Überlegener auftritt“²⁸. Das symmetrische Verhältnis zwischen Entdeckern und Einhei-

²⁵ Ebd., 207.

²⁶ Ebd., 211.

²⁷ Ruth-Gaby Vermot; Rudolf Hadorn (Hrsg.), *Das war kein Bruder. Das Bild des Weissen aus der Sicht ehemals kolonisierter Völker*. Basel 1982.

²⁸ Ebd. 11.

mischen, das die Geschichte der europäischen Entdeckung tief greifend geprägt hat, ist in Forsters Reisebericht allenthalben präsent. Es kann, um nur ein Beispiel heranzuziehen, an folgendem Vorfall abgelesen werden:

Man hatte, wie gewöhnlich, eine Schildwacht ausgestellt, die den Platz, den unsere Leute zu ihren Geschäften brauchten, von Indianern rein halten musste, dahingegen die Matrosen diese Scheidelinie ohne Bedenken überschreiten und sich nach Belieben unter die Wilden mischen durften²⁹

Liest man diese Stelle aus postkolonialer Perspektive, so wird deutlich, dass die künstlich errichtete Grenze am Strand die Entrechtung und den Freiheitsverlust symbolisiert – zwei dramatische Erfahrungen, denen sich die Insulaner seit der Ankunft der Entdecker auf ihren Inseln ausgesetzt sahen. Das martialische Auftreten der Entdecker schreibt sich in den von Helmut Peitsch zu Recht als „koloniale Entdeckung der Völker der Südsee“³⁰ bezeichneten Begegnungsprozess ein, bei dem die Partizipation des „Wilden“ an den Menschenrechten nicht selbstverständlich war. Vielmehr wurde die Prädisposition der so genannten Wilden für die Kolonisation betont, so dass ihre humane Behandlung lediglich vom Wohlwollen der Europäer abhing wie Forsters Wunsch an die Kolonialmächte der damaligen Zeit deutlich bestätigt:

Wir wünschten nur unter den Colonisten aller Nationen ein mitleidiges Gefühl gegen diese Unglücklichen rege zu machen; und sie, die das unschätzbare Glück der Freyheit selbst genießen oder wenigsten danach streben, - zu erinnern, Daß sie menschlich und gütig gegen Elende seyn sollen, denen sie den Seegen der Freiheit, vielleicht ohne alles Mitleid vorenthalten.³¹

Vor diesem Hintergrund ist es wichtig, die Tatsache nicht zu übersehen, dass es für viele Europäer, die im 18. Jahrhundert an einer Entdeckungsfahrt teilnahmen, letztendlich auch immer darauf ankam,

²⁹ AA III, 211.

³⁰ Helmut Peitsch, „Zum Verhältnis von Text und Instruktionen“, in: *Georg-Forster-Studien X* (2005), 77-123, hier 119.

³¹ AA II, 77.

die Überlegenheit der europäischen Kultur zu demonstrieren. Appelle an die Menschlichkeit, wie sie Forster in seinem Wunsch formuliert, waren ohnehin mit der kolonialen Haltung der Entdecker nicht vereinbar und fanden deshalb auch – wenn überhaupt – nur selten Anklang. Die zweite Weltreise Cooks jedenfalls war, wenn man sie an dem Umgang der Europäer mit den Insulanern misst, eine Plattform für die Diskriminierung der Insulaner. Verstöße gegen ihre elementare Rechte, wurden, wie bereits erwähnt, nicht geahndet.

Anders als etwa Gerhard Neumann³² annimmt, legen Forsters *Philosophische Nachrichten aus der Südsee* keineswegs nur Zeugnis von wissenschaftlichen Erkenntnissen im engeren Sinne des Wortes ab, sondern sie spiegeln auch eine Haltung wider, die den Glauben an die Gleichheit aller Menschen auch bei Forster selbst erschüttert hat. Charakteristisch dafür ist u.a. die Begegnung mit den Bewohnern des so genannten Feuerlandes im Dezember 1774:

Sie [die Pesserähs, Y.M.] schienen unsre Überlegenheit und unsere Überlegenheit und unsre Vorzüge gar nicht zu fühlen, denn sie bezeigten auch nicht ein einzigesmal, nur mit der geringsten Geberde, die Bewundrung, welche das Schiff und alle darinn vorhandene große und merkwürdige Gegenstände bey allen übrigen Wilden zu erregen pflegten! Dem Thiere näher und mithin unglückseliger kann aber wohl kein Mensch seyn [...]³³

Diese drastischen Worte machen deutlich, dass auch Forster in der ‚europäischen Überlegenheit‘ einen Anhaltspunkt für einen differenzierten anthropologischen Diskurs sieht. Die Gleichgültigkeit der so genannten *Pesserähs* an der Präsenz der Europäer auf ihrer Insel nimmt Forster zum Anlass, um den Insulaner vollmenschliche Qualitäten abzusprechen und zum anderen die etwa von Rousseau propagierten Vorzüge des so genannten Naturmenschen radikal in Frage zu stellen:

³² Gerhard Neumann, „Philosophische Nachrichten aus der Südsee. Georg Forsters Reise um die Welt“, in: *Der ganze Mensch. Anthropologie und Literatur im 18. Jahrhundert*, hrsg. v. Hans-Jürgen Schings, Stuttgart 1994, 517-552.

³³ AA III, 383.

Was die ärgste Sophisterei auch je zum Vortheil des ursprünglich wilden Lebens, im Gegensatz der bürgerlichen Verfassung, vorbringen mag; so braucht man sich doch nur einzig und allein die hülflose bedauernswürdige Situation dieser *Pesserühs* vorzustellen, um innig überzeugt zu werden, daß *wir* bey unsrer gesitteten Verfassung unendlich glücklicher sind!³⁴

Das betont kritisch-negative Bild, das aus Forsters Äußerungen über die Bewohner des Feuerlandes hervorgeht, resultiert keineswegs aus einer individuellen Haltung. Es ist charakteristisch und symptomatisch für eine Menschenkunde, bei der in der Diversität des Menschengeschlechts weniger das Verbindende als vielmehr das Trennende gesucht wurde. Dabei wurde das physische Erscheinungsbild von Mitgliedern außereuropäischer Kulturen nicht selten als äußeres Merkmal ihrer Minderwertigkeit gedeutet.

Wesentliche Impulse für die Außerkraftsetzung der Menschenrechte in der Begegnungspraxis zwischen Europäern und Mitgliedern außereuropäischer Kulturen resultieren aus der Wahrnehmung der Insulaner als Wilde. Obwohl der zum Wilden deklassierte Mensch keine Erfindung des 18. Jahrhunderts war, avancierte dieser Topos in der Aufklärungsepoche zur Konstante eines negativen anthropologischen Diskurses, der auf eine ‚wissenschaftlich‘ abgesicherte Entwürdigung des Nichteuropäers abzielte.

Der Wilde wurde per definitionem, aber auch in verschiedenen anatomischen Experimenten,³⁵ aus der Gemeinschaft der Menschen, mit denen er keine gleichen Rechte teilen konnte, ausgeschlossen und ins Reich der Tiere versetzt. Für den französischen Aufklärer Voltaire z.B. waren die so genannten Wilden

Halbmenschen, die erst dabei sind, ihre Vernunft zu entwickeln; sie stecken noch im Übergangsprozeß zwischen Tier und Mensch, den übrige Menschengruppen abgeschlossen haben. Dies ist Grund genug,

³⁴ Ebd.

³⁵ Vgl. Tanja van Hoorn, *Dem Leibe abgelesen*, 56ff.

um die Versklavung einer Menschenart durch die andere zu rechtfertigen.³⁶

Auch Immanuel Kant, „einer der ersten süchtigen Leser von Reisebeschreibungen“³⁷ und zeitweise mit Forster befreundet, schaltete sich mit Vehemenz in die anthropologische Debatte seiner Zeit ein³⁸. In seinem Aufsatz „Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte (1786) nahm er sich eine anthropologische Verortung des Menschengeschlechts vor, bei der er die Vision eines exklusiven Verhältnisses zwischen den Menschen rassentypologisch legitimierte:

1. Americaner: Unempfindlich, ohne Affect und Leidenschaft als bloß für Rache. Freiheit ist hier bloße faule Unabhängigkeit. Sprechen nicht, lieben nichts, sorgen für nichts [...] nehmen keine Cultur an.
2. Neger: Gerade das Gegenteil: sind lebhaft, voller Affect und Leidenschaft. Schwatzhaft, eitel, dem Vergnügen ergeben. Nehmen die Cultur der Knechte an, aber nicht der Freien, und sind unfähig sich selbst zu führen. Kinder [...]
3. Indianer: sind gelassen, gleichsam selbstbeherrschend, nehmen die Cultur der Kunst, aber nicht der Wissenschaft und Aufklärung. Sind immer Schüler, gut zu Bürgern und geduldig, aber nicht zu Magistraten, denn sie kennen nur den Zwang und nicht das Recht und Freiheit [...]
4. Weiße: Enthalten alle Triebfedern der Natur in Affecten und Leidenschaften, alle Talente, alle Anlagen zur Cultur und Civilisierung und können sowohl gehorchen als herrschen. Sie sind, welche immer in Vollkommenheit fortschreiten.³⁹

Unter den zahlreichen Anomalien in der virtuellen oder tatsächlichen Begegnung der Menschen gibt es wohl keinen folgenreicheren Punkt, der uns mehr beschäftigen und erregen könnte, als den Versuch, im Namen der Aufklärung einem Teil der Menschheit

³⁶ Zit. n. Alex Sutter, *Kant und die Wilden*, 43.

³⁷ Böhme/Böhme, *Das Andere der Vernunft*. 85.

³⁸ Vgl. dazu: Wolfdietrich Schmied-Kowarzik, *Der Streit um die Einheit des Menschengeschlechts*, 115.

³⁹ Immanuel Kant, „Reflexionen zur Anthropologie“, in: *Kant's Werke*, hrg. v. d. Königlichen Preußischen Akademie der Wissenschaften [heute Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften], Bde. 1-29, Berlin 1923, Bd. 15, 55-899, hier 877ff.

vollmenschliche Qualitäten zu verweigern und ihn damit aus einer gleichberechtigten Teilhabe an universalen Rechten auszuschließen. Von Kant aufwärts bürgerte sich die Tendenz ein, die natürlichen Grundrechte des Menschen gegen physische und kulturelle Ausprägungen auszuspielen. Auf dieser Basis wurden Menschenrechte nicht nur anthropologisch, sondern auch geographisch eingegrenzt. Die Aufhebung des Anspruchs aller Menschen auf gleiche Rechte, wie er im Kontext der Entdeckungsfahrten zu beobachten ist, war dann die Folge eines pervertiert-rassistischen Menschenbildes, nach dem der im Kompositum Menschenrechte gemeinte Mensch europäisch sein musste.⁴⁰

Dem Bewohner außereuropäischer Kulturen hingegen wurde im Diskurs der Aufklärung allgemeine Rechte der Menschheit bereits lexikalisch versagt. Ihm wurde ein animalischer Zug beigegeben, und im günstigsten Fall fungierte er als Objekt, keineswegs aber als Subjekt der Menschenrechte. Entsprechend dem Motto: „Was man beherrscht, ist nicht seinesgleichen“⁴¹ wurde der Europäer in seinem Umgang mit dem „Wilden“ vom Unrechtsbewusstsein freigesprochen.

Diese geistige Einstellung, die der Verletzung der Rechte der Nichteuropäer Tür und Tor öffnete, war die eigentliche Maßgabe im Verhalten der Entdecker in der Südsee. Dies hält Forster am Beispiel jenes denkwürdigen Vorfalles am Strand von Tanna fest, wo die Entdecker nach ihrer Landung den Einheimischen verboten, eine willkürlich gezogene Grenze zu überschreiten:

Einer von den Indianern, der vielleicht seit unserem Hierseyn noch nie am Strand gewesen seyn mochte, hatte sich zwischen seinen Landsleuten vorgedrängt und wollte über den freyen Platz gehen. Weil aber unsere Leute diesen für sich allein zu haben meynten; so nahm die Schildwache den Indianer beym arm, und stieß ihn zurück. Dieser hingegen glaubte mit Recht, daß ihm, auf seiner eigenen Insel, ein Fremder nichts vorzuschreiben habe, und versuchte es daher von neuem, über den Platz

⁴⁰ L-J. Bonny Duala M'bedy: „Sind die Menschenrechte ein europäischer Export?“, 285.

⁴¹ Böhme/Böhme, *Das Andere der Vernunft*, 33.

wegzugehen, vielleicht bloß um zu zeigen, daß er gehen könne, wo es ihm beliebte. Allein die Schildwache sties ihn zum zweyten Mal [...]. Kein Wunder also, daß er, um seine gekränkte Freyheit zu verteidigen, einen Pfeil auf den Bogen legte, und damit nach dem, der ihn angegriffen hatte, zielte. Dies ward der Soldat nicht sobald gewahr, als er sein Gewehr anschlug, und den Indianer auf der Stelle todt schoß.⁴²

An diesem „Mord am Strand“, wie Jan Philipp Reemtsma⁴³ diese Szene auf Tanna zu Recht bezeichnet, macht Forster jenen Anschlag auf die Menschenrechte augenfällig, der die Geschichte der Kolonisation auch im 19. Jahrhundert prägen sollte.

Der in den Instruktionen enthaltene abstrakte Appell an die Entdecker, Menschlichkeit und Anerkennung des Anderen in seinen Rechten zu wahren, wurde in der Praxis der Begegnung der Europäer mit den Insulanern zunichte gemacht. Fortan setzte der Prozess der Enteignung und der Entrechtung von Mitgliedern nichteuropäischer Kulturen im Namen der Zivilisation ein. Dabei verlor der Wilde von dem Moment an, wo er sich dem Recht des Stärkeren zu widersetzen wagte, jede Existenzberechtigung. Deshalb veranlasste der „Mord am Strand“ von Tanna Forster zu einer markanten Frage, in der wir die Menschenrechtsproblematik im Kontext der Entdeckungsfahrten der Aufklärungszeit kondensiert finden: „Was mußten die Wilden von uns denken?“⁴⁴ Was Forster hier anklagt, ist nicht ausschließlich der Mord an einem Insulaner, sondern prinzipiell das Scheitern der Aufklärung in der Begegnung zwischen Entdeckern und Einheimischen, wobei der fremde Besucher verstärkt zur Verantwortung gezogen wird.

Gewiss trennen uns über zwei Jahrhunderte von dieser denkwürdigen Frage, an Aktualität hat sie auch in Zeiten des *political correctness* indes nichts eingebüßt. Deshalb sind Maßnahmen wie etwa die rezente Einführung eines europäischen Antidiskriminierungsgesetzes symptomatisch für die Bemühungen um die Verwirklichung der Ideale der Aufklärung. In Forsters Reisebericht dagegen wird die Erkenntnis

⁴² AA III., 271f.

⁴³ Jan Philipp Reemtsma, *Mord am Strand. Allianzen von Zivilisation und Barbarei. Aufsätze und Reden*, Hamburg 1998.

⁴⁴ AA III, 273.

sinnfällig, dass ein friedvoller und kultivierter Umgang, wie er in den Instruktionen gefordert wurde, nicht umgesetzt werden konnte. Eine Erklärung mag sowohl in den kolonialen Zielen solcher Entdeckungsfahrten, aber auch in der Tatsache liegen, dass in der europäischen Anthropologie des 18. Jahrhunderts außereuropäische Menschen mit anderen Maßstäben beurteilt wurden. Dabei entstand der Irrglaube, dass Menschenrechte eine europäische Erfindung seien, die man wie ein Privatbesitz beliebig gewähren oder verweigern könne.

Die Begegnungspraxis zwischen Insulanern und Entdeckern macht aber deutlich, dass der Europäer des aufgeklärten Jahrhunderts keinen Überschuss an Menschenrechten zu vergeben hatte. Tendenziell begleitete der Europäer des 18. Jahrhunderts den Nichteuropäer mit einem Blick der Verachtung. Die Erkenntnis, die Forsters Reisbericht ermöglicht, ist durchaus als Korrektiv am eurozentrischen Verständnis der Menschenrechte zu betrachten. Doch es wäre fatal, dem Widerspruch zwischen Instruktionen und interkultureller Begegnungspraxis, den Forster seinem Leser vor Augen führt, ausschließlich einen historischen Stellenwert beizumessen.

Die Dialektik zwischen Anspruch und Wirklichkeit lässt sich vielleicht nirgendwo besser beobachten als im Hinblick auf die Menschenrechte. Mit Johann Gottfried Herder, der zwar auch aus europäischer Perspektive spricht, aber in seinen berühmten „Briefen zur Förderung der Humanität“ einer unbelasteten Auffassung von Menschenrechten am nächsten kommt, können wir auch für unsere Zeit festhalten, dass die Anerkennung der Menschenrechte die

„Ausbeute aller menschlichen Bemühungen [sind]. Ihre Einhaltung ist „ein Werk, das unablässig fortgesetzt werden muß, oder wir sinken [...] zur rohen [...] Brutalität zurück.“⁴⁵

⁴⁵ Johann Gottfried Herder, *Briefe zur Förderung der Humanität*, hrsg. v. Walter Beyschlag, Augsburg 1946, 11.

Die Erkenntnis, dass die Einhaltung der Menschenrechte eine immer wieder zu bewältigende Aufgabe ist, schreibt Herder nicht nur seiner, sondern auch unserer Zeit ins Stammbuch.

Rezensionen

Ulrike Bergmann, *Die Mesalliance. Georg Forster: Weltumsegler, Therese Forster: Schriftstellerin*, Frankfurt am Main: Edition Büchergilde, 2008, 301 S., 22,90 €, ISBN 978-3-940111-54-8.

Alois Prinz, *Die Lebensgeschichte des Georg Forster. Das Paradies ist nirgendwo*, Frankfurt am Main und Leipzig: Insel Verlag, 2008, 251 S., 9,00 €, ISBN 978-3-458-35053-8.

Georg Forster, *James Cook, der Entdecker und Fragmente über Captain Cooks letzte Reise und sein Ende*, hrg. u. m. e. Nachw. vers. v. Frank Vorpahl u. m. acht Farbtafeln von Forsters eigener Hand, Frankfurt am Main: Eichborn, 2008, 173 S., 24,95 €, ISBN 978-3-8218-5840-1.

Die Mesalliance fügt sich wie berufen in das Thema dieses Bandes ein: Zwei Menschen mit jeweils schwieriger, wenn nicht unglücklicher Kindheit und Jugend, beide mit einem Vaterproblem, gehen, mit unterschiedlichen Erwartungen und letztlich mehr der Vernunft als der Neigung gehorchend, eine Eheverbindung ein, die zwangsläufig beider unterschiedliche Erwartungen nicht erfüllen kann und daher von Anbeginn an zum Scheitern verurteilt ist. So ließe sich in knappen Worten das Buch von Ulrike Bergmann zusammenfassen. Das ist, sehen wir es realistisch, zunächst nichts weiter als eine Alltagsgeschichte. Doch was sagt sie uns über Georg Forster und Therese Heyne?

Es gibt wenige Stellen zu Georg Forster, an denen die Autorin versucht, über diesen äußeren Handlungsrahmen hinauszugehen und zu dem Naturforscher und Aufklärer vorzustoßen, und sie hat dazu Forsters Abhandlungen „Ein Blick in das Ganze der Natur“ (S. 108-110), die Auseinandersetzung mit Kant über Menschenrassen (S. 164-169) und, mit ganz wenigen Worten, seine „Parisischen Umrisse“ (S. 268) gewählt. Doch was sie hier zu sagen weiß, gehört nicht gerade zu den Glanzstücken des Buches, ganz abgesehen von der Begrenztheit der Auswahl. So bleibt der dem Leser präsentierte Georg Forster ein in seinen, zumal auch intellektuellen Dimensionen sehr verkürzter Forster.

Gleiches gilt, und das ist fast noch verwunderlicher, für Therese. Das mag daran liegen, dass Ulrike Bergmann, wie sie freimütig eingesteht, „[s]chon immer [...] über den vergessenen Klassiker Georg Forster schreiben“ wollte (S. 7). Therese musste sich da wohl notgedrungen mit dem zweiten Platz begnügen. Aber selbst wenn sie sie schließlich als „hochgeachtete, einflussreiche Schriftstellerin“ charakterisiert (S. 275), kommt die intellektuelle Therese Heyne-Forster-Huber in dem Buch praktisch nicht vor. Dabei hätte es doch, selbst im strikten Rahmen ihres Themas, dafür Gründe genug gegeben. Warum vernichtet oder fälscht sie, wie Bergmann mehrfach erwähnt, die Briefe Forsters? Warum und wie setzt sie sich in ihren Briefen und Romanen noch Jahre und Jahrzehnte später mit ihrer Ehe mit Forster auseinander? Warum will sie unbedingt noch unmittelbar vor ihrem Tode Georg Forster ein Denkmal mit der Ausgabe seines *Briefwechsels* setzen? Diese „Mesalliance“, wie die Autorin den Begriff etwas verfremdend für die Ehe von Georg und Therese verwendet, war doch nicht 1794 mit dem Tode Forsters zu Ende, sondern Therese hat sich bis zu ihrem eigenen Tode noch weitere 35 Jahre mit ihr auseinandergesetzt. Dieses alles, anders als die Vorgeschichte der Ehe, kommt aber in dem Buch überhaupt nicht mehr vor.

Der Leser wird mit diesen Defiziten leben müssen. Vielleicht hätte es für dieses Thema ja statt einer ausgebildeten Juristin eher einer Psychologin bedurft. Aber Ulrike Bergmann wollte kein wissenschaftliches Werk verfassen, sondern ein breites Publikum ansprechen. Dennoch hat sie sich durch umfangreiche Lektüre der Forsterschen Werke und der Sekundärliteratur mit ihrem Thema sorgfältig vertraut gemacht. Dass ihr dabei das eine oder andere entgangen ist, darunter, besonders erstaunlich, Uhlig's Forster-Biographie von 2004, mag man ihr ebenso nachsehen wie die Tatsache, dass sie diese Werke und Literatur vielfach lediglich als Steinbruch zu benutzen scheint, statt sich inhaltlich mit ihnen auseinanderzusetzen.

Ungeachtet aller dieser Einwände lohnt es, dieses Buch zu lesen. Selbst wenn der Kenner nichts Neues erfährt, so ist es an etlichen Stellen der dezidiert weibliche Blick, der selbst das durchaus Bekannte mitunter in einem anderen Blickwinkel erscheinen lässt, der zumindest aufmerken lässt und wenn nicht sogleich überzeugt, was

vielfach der Fall ist, so doch zumindest nachdenkenswert erscheint. Dafür gebührt der Autorin Dank und Anerkennung. Diese Nuancen der Darstellung sind das eigentliche Verdienst dieser Doppelbiographie, die auch hinwegsehen lassen über die etwas gedankenlos übernommene Standardbehauptung „Georg Forster war privat wie beruflich gescheitert“ (S. 237). Wieso eigentlich?

Alois Prinz hat das so nicht formuliert, aber er gibt auch keinen Anlass für die Vermutung, dass er ihr in seiner überarbeiteten Forster-Biographie, die erstmals 1997 erschienen war, grundsätzlich widersprechen würde. Im Gegenteil ist er der Überzeugung, dass Forster aus seiner deprimierenden Kindheit wie späteren Lebensumständen heraus stets das Paradies suchte, doch nirgendwo fand. Da taucht dann auch das Seidelsche Wort vom „Labyrinth“ auf (S. 208, 219), in dem er sich verstrickt habe. Zum anderen rückt ihn Prinz damit in die Nähe von Krockows Einstufung als „Träumer“. Dass wir uns damit aber meilenweit von Forsters intellektueller Leistung entfernt haben, liegt nicht zuletzt daran, dass diese in Prinz' Darstellung ebenfalls nur eine eher marginale Rolle spielt.

Prinz hat dies ansatzweise zu korrigieren versucht, indem er Forsters Auseinandersetzung mit den Südseevölkern, und insbesondere mit Neuseeland und seinen Bewohnern analysierte. Doch wenn er resümiert, dass dies „der zwiespältigen Einstellung, mit der man in seiner europäischen Heimat die exotischen Welten zu betrachten pflegt“ (S. 73), entsprungen war, offenbart er, dass er Forsters Anliegen und seine Originalität letztlich überhaupt nicht erkannt hat.

Die überarbeitete Neuauflage hat diese Fehleinschätzung leider ebenso wenig korrigiert wie jene Reihe ärgerlicher kleiner Fehler von falschen Daten und Jahreszahlen, geographischen Schnitzern, verkorksten historischen Parallelen, falschen Namen oder verwechselten Ereignissen, von denen das Buch von Ulrike Bergmann so erfreulich viel freier ist. Im Gegenzug ist Alois Prinz' populäre Biographie durchaus einfühlsam, dabei in mancher Hinsicht aber auch glatter und weniger pointiert als die Darstellung von Bergmann.

Einem ganz anderen Thema ist die dritte hier vorzustellende Neuerscheinung gewidmet, eine Neuauflage von Forsters Essay „Cook,

der Entdecker“, der in den beiden eingangs vorgestellten Werken kaum über eine knappe Bemerkung hinausgekommen ist. Dabei handelt es sich hier, auch unter biographischen Aspekten, um eine der bedeutendsten Arbeiten Forsters.

Warum dieser Essay so bemerkenswert ist, erfährt der Leser allerdings in dem Nachwort von Frank Vorpahl ebenso wenig wie den Grund für die Erweiterung des Bandes um Forsters „Fragmente über Captain Cooks letzte Reise und sein Ende“. Es drängt sich die Vermutung auf, dass hier Vorpahl einfach dem Vorbild von Klaus-Georg Popp gefolgt ist, der 1976 beide Arbeiten zusammen mit Georg Christoph Lichtenbergs Essay „Einige Lebensumstände von Captain James Cook“ veröffentlicht hatte und dessen Textvorlage er folgte. Vorpahl hat offensichtlich diese Ausgabe für seine Anmerkungen ebenso benutzt wie den einschlägigen Band 5 der Akademie-Ausgabe der Werke Forsters. Ein verräterisches Indiz ist die Übersetzung von Forsters Motto zu seinem „Cook, der Entdecker“ *Nullius in verba* mit „auf niemandes Worte schwören“ (S. 137). Genauso hatte es bei Popp (2. Aufl., 1980, 231) geheißen. Vorpahl weist zwar korrekterweise darauf hin, dass es sich dabei seit 1663 um das Motto der Royal Society handelt, die dieses heute allerdings anders übersetzt. Tatsächlich macht die von Vorpahl nach Popp angegebene Übersetzung erst Sinn, wenn man die Horazsche Epistel I, 1, 14 ganz liest: *nullius addictus iurare in verba magistri* (Horaz, *Sämtliche Werke*, Lat.-Dt., 2 Bde., München: Ernst Heimeran, 1967, II, 134).

Man hat den Eindruck, dass ohnehin die Ausgabe dieser beiden Arbeiten Forsters lediglich den Rahmen darstellt für das eigentliche Anliegen Vorpahls und des Verlags, nämlich die Ende 2007 von Vorpahl in Sydney entdeckten Zeichnungen Georg Forsters zu veröffentlichen. Frank Vorpahl hatte diese insgesamt 55 Forster-Zeichnungen in Sydney bereits in den *Georg-Forster-Studien*, 13 (2008), 275-288 („Georg Forsters naturwissenschaftliche Zeichnungen in der State Library of New South Wales“) aufgelistet. Zu dieser Veröffentlichung hatte es 2008 geheißen, dass die acht von Vorpahl in Sydney als Unikate identifizierten Zeichnungen in dem nun vorliegenden Cook-Band veröffentlicht werden sollten (S. 288).

Auch in dem jetzt vorliegenden Band spricht Vorpahl von 55 Sydneyer Zeichnungen (S. 170). Nun ist allerdings lediglich noch von sieben Unikaten die Rede (S. 172). Wenn man die Liste von 2008 mit den jetzt veröffentlichten Zeichnungen vergleicht, ergeben sich weitere auffallende Abweichungen, die das Ergebnis jüngster Nachforschungen sein können, auf die allerdings an keiner Stelle hingewiesen wird. Davon ausnehmen kann man die Abb. 2 (S. 143) des neuseeländischen Kaka (*Nestor meridionalis*), der auch hier nicht als Unikat bezeichnet wird (S. 173), genauso wenig wie in den *GFS XIII*, 280, wo er ebenfalls abgebildet ist (S. 281). Fragt sich nur, warum er hier erneut aufgenommen wurde, zumal sich eine abweichende Zeichnung eines Haka bereits in der Harpprechtschen Ausgabe von Georg Forster, *Reise um die Welt. Illustriert von eigener Hand*, Frankfurt am Main: Eichborn, 2007, 146, befindet, in der ja ebenfalls Vorpahl für die Auswahl und Aufnahme der Zeichnungen verantwortlich war.

Anders verhält es sich mit den neuseeländischen Tüpfelscharbe (*Phalacrocorax punctatus*) und Piopio (*Turnagra capensis*) (Cook-Band, S. 147 und 148). In seiner 2008-Aufstellung hatte Vorpahl in beiden Fällen weitere Zeichnungen nachgewiesen (*GFS XIII*, 283, 285), und in der Tat findet sich eine abweichende Zeichnung des ersteren in der *Reise um die Welt*, 151. Dort ist übrigens auch, dies sei hier nur am Rande vermerkt, die Araukarie (*Araucaria columnaris*) abgebildet (S. 496), die sich im Cook-Band erneut findet (S. 149) und in der 2008-Liste (*GFS XIII*, 286) als Unikat ausgewiesen ist.

Hingegen finden sich in dieser Liste drei weitere Vögel: die neukaledonische Bindenralle (*Rallus philippensis swindellsi*), der Hybriden-Monarch (*Myiagra caledonica*) und die Schwarznacken-Seeschwalbe (*Sterna sumatrana*), die Vorpahl dort als Unikate bezeichnet hat (*GFS XIII*, 282, 283, 285), jedoch in dem Cook-Band nun nicht erscheinen. Das kann daran liegen, dass es sich bei diesen nach neuesten Erkenntnissen doch nicht um Unikate handelt, also um Zeichnungen eines Objektes, von dem Forster keine weitere Zeichnung angefertigt hat. Wie viel Unikate gibt es aber dann tatsächlich in Sydney: acht – wie 2008 behauptet –, sieben – wie im Cook-Band dargelegt –, fünf – wenn wir die obigen Angaben berücksichtigen – oder vielleicht gar

Horst Dippel

keine? Der so schön gemachte Band von Frank Vorpahl wirft mehr Fragen auf, als er beantwortet.

Horst Dippel

NEUE LITERATUR ZU GEORG FORSTER

-Fortsetzung-

zusammengestellt von Katbrin Holzappel¹

- (1) Agnew, Vanessa 1999: „Ethnographic transgressions and confessions in Georg Forster’s ‚Voyage round the World‘“, in: Nicholas Saul, u.a. (Hrsg.), *Schwellen. Germanistische*

¹ Diese Bibliographie setzt die folgenden fort: Claus-Volker Klenke, „Georg-Forster-Bibliographie 1970-1993“, in: ders. (Hrsg.), *Georg Forster in interdisziplinärer Perspektive. Beiträge des internationalen Georg-Forster-Symposiums in Kassel, 1. bis 4. April 1993*, Berlin 1994, 342-409; ders., „Georg-Forster-Bibliographie. Einige Nachträge zur Bibliographie von 1994“, in: Horst Dippel, Helmut Scheuer (Hrsg.), *Georg-Forster-Studien I*, Berlin 1997, 177-189; Gerrit Schäfer, „Georg-Forster-Bibliographie – Fortsetzung“, in: *Georg-Forster-Studien II*, Berlin 1998, 189-195; Nicole Jacob, Matthias Schneider, „Georg-Forster-Bibliographie – Fortsetzung“, in: *Georg-Forster-Studien III*, Kassel 1999, 297-300; Gerrit Schäfer, „Georg-Forster-Bibliographie – Fortsetzung“, in: *Georg-Forster-Studien IV*, Kassel 2000, 241-244; Miriam Rudolph, „Georg-Forster-Bibliographie – Fortsetzung“, in: *Georg-Forster-Studien V*, Kassel 2000, 231-234; Jacoba Lennertz, Miriam Rudolph, „Georg-Forster-Bibliographie – Fortsetzung“, in: *Georg-Forster-Studien VI*, Kassel 2001, 339-342; Ilka Kreimendahl, „Georg-Forster-Bibliographie – Fortsetzung“, in: *Georg-Forster-Studien VII*, Kassel 2002, 291-296; Ilka Kreimendahl, „Georg-Forster-Bibliographie – Fortsetzung“, in: *Georg-Forster-Studien VIII*, Kassel 2003, 249-254; Ilka Kreimendahl, „Georg-Forster-Bibliographie – Fortsetzung“, in: *Georg-Forster-Studien IX*, Kassel 2004, 269-275; Ilka Kreimendahl, „Georg-Forster-Bibliographie – Fortsetzung“, in: *Georg-Forster-Studien X*, Kassel 2005, 321-326; Daniela Kraus, „Georg-Forster-Bibliographie – Fortsetzung“, in: *Georg-Forster-Studien XI*, Kassel 2006, 625-630; Rebekka Thissen, „Georg-Forster-Bibliographie – Fortsetzung“, in: *Georg-Forster-Studien XII*, Kassel 2007, 371-378; Viktoria Kaczmarek, „Georg-Forster-Bibliographie – Fortsetzung“, in: *Georg-Forster-Studien XIII*, Kassel 2008, 313-318.

- Erkundungen einer Metapher*, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 304-315.
- (2) Appel, Michaela 2008: „Georg Forster, Joseph Banks und die Cook-Sammlung des Staatlichen Museums für Völkerkunde in München“ – In: Dippel, Horst; Ewert, Michael (Hrsg.): *Georg-Forster-Studien XIII* <s. Nr. 10> S. 289-307.
- (3) Bergmann, Ulrike 2008: *Die Mesalliance. Georg Forster: Weltumsegler – Therese Forster: Schriftstellerin*, Frankfurt/M: Edition Büchergilde.
- (4) Berman, Russell A. 1998: *Enlightenment or empire. Colonial discourse in German culture*, Lincoln (u.a.): Univ. of Nebraska Press.
- (5) Bernadini, Paolo 2002: „La dimensione estetica del giacobinismo tedesco: Per una rilettura die Georg Forster e delle Ansichten vom Niederrhein“, in: *Pensiero Politico: Rivista di Storia delle Idee Politiche e Sociali*, 35/1, S. 92-100.
- (6) Bindman, David 2008: „Georg Forster between Britain, France, Germany and the South Seas“, in: *Publications of the English Goethe Society*, 77/2, S. 77-89.
- (7) Bisky, Jens 2000: *Poesie der Baukunst. Architekturästhetik von Winckelmann bis Boisserée*, Weimar: Böhlau Nachf.
- (8) Bhatti, Anil 2006: „Der deutsche Indiendiskurs. Ambivalenzen im deutschen Orientalismus des neunzehnten Jahrhunderts“, in: *German Studies in India*, S. 23-38.
- (9) Dearhouse, Renate Watchman 2007: „Fictionalizing the Indigenous in German Travel Literature (1772-1834): The Expeditions of Chamisso, Forster, Humboldt and Maximilian“, in: *Dissertation Abstracts International (Section A: The Humanities and Social Sciences)*, 68/6, S. 2469.

-
- (10) Dippel, Horst; Ewert, Michael (Hrsg.) 2008: *Georg-Forster-Studien XIII* – Hrsg. Im Auftrag der Georg-Forster-Gesellschaft. – Kassel: Kassel University Press 2008 [Beiträge: Nr. 2, 11, 12, 24, 25, 30, 35, 37, 38, 44, 49, 62, 67, 68, 82].
- (11) Dippel, Horst 2008: „Georg Forster: *Reise um die Welt. Illustriert von eigener Hand*, m. e. biogr. Essay v. Klaus Harprecht u. e. Nachw. v. Frank Vorpahl [Rezension]“ – In: Dippel, Horst; Ewert, Michael (Hrsg.): *Georg-Forster-Studien XIII* <s. Nr. 10> S. 309-311.
- (12) Dippel, Horst 2008: „Georg Forster und die angebliche Reichsnacht“ – In: Dippel, Horst; Ewert, Michael (Hrsg.): *Georg-Forster-Studien XIII* <s. Nr. 10> S. 235-255.
- (13) Esleben, Jörg 2000: „Enlightenment Canvas: Cultures of Travel, Ethnographic Aesthetics and Imperialist Discourse in Georg Forster’s Writings“, in: *Dissertation Abstracts International (Section A: The Humanities and Social Sciences)*, 60/10, S. 3651.
- (14) Esleben, Jörg 2006: „Konstruktionen indischer Sichtweisen in der Rezeption von Kalidasas Sakuntala im Deutschland des späten 18. Jahrhunderts“, in: Hans-Jürgen Lüsebrink (Hrg.), *Das Europa der Aufklärung und die außereuropäische koloniale Welt*, Göttingen: Wallstein-Verlag, S. 388-406.
- (15) Federhofer, Marie-Theres 2007: „Ludwig Uhlig: Georg Forster [Rezension]“, in: *Arbitrium*, 25/2, S. 207-210.
- (16) Fischer, Gerhard 1995: „The first republicans: Georg Forster, Carl Muecke and the forty-eighters of the German Australian Community in the 19th century“, in: Volker Wolf (Hrg.), *Lesen und Schreiben. Literatur – Kritik – Germanistik*, Tübingen (u.a.): Francke, S. 43-48.

- (17) Fischer, Gerhard 2006: „Auf den Spuren Georg Forsters: Die deutschen ‚48er‘. Emigranten in Australien“, in: *Trans: Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, 16/6.2.
- (18) Forster, Georg 2008: *James Cook, der Entdecker*, hrg. u. m. e. Nachw. v. Frank Vorpahl, Frankfurt/M.: Eichborn Verlag.
- (19) Forster Georg 2009: *Vom Reisen*, hrg. v. Helmut Scheuer, Frankfurt/M.: Fischer.
- (20) Garber, Jörn 1996: „Utopiekritik und Utopieadaptation im Einflußfeld der ‚anthropologischen Wende‘ der europäischen Spätaufklärung“, in: Monika Neugebauer-Wölk und Richard Saage (Hrsg.), *Die Politisierung des Utopischen im 18. Jahrhundert. Vom utopischen Systementwurf zum Zeitalter der Revolution*, Tübingen: Niemeyer, S. 87-114.
- (21) Garber, Jörn 1999: „Antagonismus und Utopie: Georg Forsters Städtebilder im Spannungsfeld von ‚Wirklichkeit‘ und ‚Idee‘“, in: Richard Saage und Eva-Maria Seng (Hrsg.), *Von der Geometrie zur Naturalisierung. Utopisches Denken im 18. Jahrhundert zwischen literarischer Fiktion und frühneuzeitlicher Gartenkunst*, Tübingen: Niemeyer, S. 209-236.
- (22) Garber, Jörn 2001: „‚Arkadien‘ im Blickfeld der Aufklärungsethnologie: Anmerkungen zu Georg Forsters Tahiti-Schilderungen“, in: Günter Oesterle und Harald Tausch (Hrsg.), *Der imaginierte Garten*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 93-114.
- (23) Gilleir, Anke 2003: „Die Vielstimmigkeit der Aufklärung: Georg Forsters Ansichten vom Niederrhein“, in: *Das achtzehnte Jahrhundert*, 27/2, S. 171-188.
- (24) Gilleir, Anke 2008: „‚Therese war klug, während Forster genial war‘. Therese Huber zwischen gelebter Erinnerung und historischem Gedächtnis“ – In: Dippel, Horst; Ewert,

- Michael (Hrsg.): *Georg-Forster-Studien XIII* <s. Nr. 10> S. 129-148.
- (25) Gilli, Marita 2008: „Auf dem Weg von der Wissenschaft zur Philosophie und Politik. ‚Ueber Leckereyen‘ und ‚Ueber die Schädlichkeit der Schnürbrüste‘“ – In: Dippel, Horst; Ewert, Michael (Hrsg.): *Georg-Forster-Studien XIII* <s. Nr. 10> S. 61-72.
- (26) Gisi, Lucas Marco 2007: „Tahiti. Entdeckung einer realen und Konstruktion einer idealen Landschaft im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts“, in: *Colloquium Helveticum*, 38, S. 95-116.
- (27) Gomsu, Josef 2000: „Die schöne Erscheinung des Mannigfaltigen: Zur Dialektik von Identität und Differenz in Georg Forsters Essays“, in: *Welfengarten*, 10, S. 46-65.
- (28) González Bueno, Antonio 1999: „En torno a la actividad botánica de Humboldt“, in: *Cuadernos hispanoamericanos*, 586, S. 45-55.
- (29) Haaser, Rolf 1995: „Das Zeremoniell der beiden letzten deutsch-römischen Kaiserkrönungen in Frankfurt am Main und seine Rezeption zwischen Spätaufklärung und Frühromantik“, in: Jörg Jochen Berns und Thomas Rahn (Hrsg.), *Zeremoniell als höfische Ästhetik in Spätmittelalter und früher Neuzeit*, Tübingen: Niemeyer, S. 600-631.
- (30) Haug, Christine 2008: „Diese Arbeit unterhält mich, ohne mich zu ermüden“. Georg Forsters Übersetzungsmanufaktur in Mainz in den 1790er Jahren“ – In: Dippel, Horst; Ewert, Michael (Hrsg.): *Georg-Forster-Studien XIII* <s. Nr. 10> S. 99-128.
- (31) Heinritz, Reinhard 1998: *Andre fremde Welten. Weltreisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert*, Würzburg: Ergon-Verlag.

- (32) Hilmes, Carola 2007: „Georg Forsters Wahrnehmung und Beschreibung der fremden Frauen auf Tahiti“, in: Manfred Beetz, Jörn Garber und Heinz Thoma (Hrsg.), *Physis und Norm. Neue Perspektiven der Anthropologie im 18. Jahrhundert*, Göttingen: Wallstein-Verlag, S. 139-155.
- (33) Holdenried, Michaela 2004: *Künstliche Horizonte. Alterität in literarischen Repräsentationen Südamerikas*, Berlin: Erich Schmid.
- (34) Hoorn, Tanja van 2005: „Leibhaftige Menschheitsgeschichte: Georg Forsters physiologischer Blick auf den Menschheitskörper“, in: Maximilian Bergengruen, Johannes F. Lehmann und Hubert Thüring (Hrsg.), *Sexualität – Recht – Leben: Die Entstehung eines Dispositivs um 1800*, München: Fink, S. 179-191.
- (35) Jefcoate, Graham 2008: „Die Forsters ‚entdecken‘. Ein Plädoyer“ – In: Dippel, Horst; Ewert, Michael (Hrsg.): *Georg-Forster-Studien XIII* <s. Nr. 10> S. 257-273.
- (36) Kampe, Stephan 2006: „Tanja van Hoorn: Dem Leibe abgelesen [Rezension]“, in: *Informationen Deutsch als Fremdsprache*, 33/2,3, S. 193-195.
- (37) Kertscher, Birgit 2008: „Johann Reinhold Forsters *Log-Book kept on bord His Majesty's Sloop Resolution*“ – In: Dippel, Horst; Ewert, Michael (Hrsg.): *Georg-Forster-Studien XIII* <s. Nr. 10> S. 201-213.
- (38) King, Robert 2008: „The Call of the South Seas. Georg Forster and the expeditions to the Pacific of Lapérouse, Mulovsky and Malaspina“ – In: Dippel, Horst; Ewert, Michael (Hrsg.): *Georg-Forster-Studien XIII* <s. Nr. 10> S. 149-174.
- (39) Kinzel, Ulrich 2004: „Ludwig Uhlig: Georg Forster; Ulrich Enzensberger: Georg Forster [Rezension]“, in: *Literatur in Wissenschaft und Unterricht*, 37/3, S. 291-293.

- (40) Kogel, Jörg-Dieter 1995: „200 Jahre Mainzer Republik. Das Experiment der Freiheit. Ein Gespräch mit dem Mainzer Revolutionär und Schriftsteller Georg Forster“, in: Thomas Müller, Johannes G. Pankau und Gert Ueding (Hrsg.), *„Nicht allein mit den Worten“. Festschrift für Joachim Dyck zum 60. Geburtstag*, Stuttgart; Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog, S. 66-73.
- (41) Kosenina, Alexander 2005: „Hans-Peter Nowitzki: Der wohltemperierte Mensch; Tanja van Hoorn: Dem Leibe abgelesen [Rezension]“, in: *Das achtzehnte Jahrhundert*, 29/2, S. 241-244.
- (42) Kronauer, Ulrich 2003: *Gegenwelten der Aufklärung*, Heidelberg: Winter.
- (43) Leuschner, Brigitte 1997: „Georg Forsters ‚Ansichten vom Niederrhein‘: Tagebuch, Briefe, Reisebeschreibung“, in: Anton Schwob und Erwin Streitfeld (Hrsg.), *Quelle – Text – Edition. Ergebnisse der österreichisch-deutschen Fachtagung der Arbeitsgemeinschaft für germanistische Edition in Graz*, Tübingen: Niemeyer, S. 187-193.
- (44) Macor, Laura Anna 2008: „Hölderlin und Forster. Einige Bemerkungen zur Verschränkung von Politik und Philosophie am Ende des 18. Jahrhunderts“ – In: Dippel, Horst; Ewert, Michael (Hrsg.): *Georg-Forster-Studien XIII* <s. Nr. 10> S. 1-44.
- (45) Mahoney, Dennis F. 1995: „The French Revolution as volcano: Goethe and Georg Forster“, in: Richard Fisher (Hrsg.), *Ethik und Ästhetik. Werke und Werte in der Literatur vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, Frankfurt/M.: Lang, S. 171-179.
- (46) Martin, Alison E. 2006: „Annotation and Authority: Georg Forster’s Footnotes to the ‚Nachrichten von den Pelew-Inseln‘ (1789)“, in: *Translation and Literature*, 15/2, S. 177-201.

- (47) Martin, Alison E. 2008: „Rerouting the self: Georg Forster and the art of self-translation“, in: Paschalis Nikolaou and Maria-Venetia Kyritsi (Hrsg.), *Translating Selves: Experiences between Languages and Literatures*, London, New York: Continuum, S. 155-168.
- (48) May, Yomb 2003: „Aufklärung und der Wille zur Macht: Georg Forsters ‚Reise um die Welt‘ als Anschreiben gegen die zivilisatorische Evidenz“, in: *Ästhetik & Kommunikation*, 34/121, S. 13-16.
- (49) May, Yomb 2008: „Kultur im Zeichen des Geschlechts: Eine genderorientierte und postkoloniale Lektüre von Georg Forsters ‚Reise um die Welt‘“ – In: Dippel, Horst; Ewert, Michael (Hrsg.): *Georg-Forster-Studien XIII* <s. Nr. 10> S. 175-200.
- (50) Mey, Eberhard 2006: „Ludwig Uhlig: Georg Forster [Rezension]“, in: *Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde*, 110, S. 374.
- (51) Meyer, Franziska 1999: *Avantgarde im Hinterland. Caroline Schlegel-Schelling in der DDR-Literatur*, New York (u.a.): Lang.
- (52) Michel, Willy; Michel, Edith 1999: „Deutsch-französische Um Spiegelungen in der Wirkungsgeschichte der Aufklärung und der Romantik“, in: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache*, 25, S. 51-75.
- (53) Mori, Takashi 2001: „Die sich kontrahierende Erdoberfläche und sich erweiternde Welt: Georg Forster zeichnet die Karte der südlichen Erdhalbkugel“, in: *Herder-Studien*, 7, S. 141-161.
- (54) Mori, Takashi 2003: „Riechen und Schmecken auf der Weltreise. Diätetik und Aromatherapie in Georg Forsters ‚Reise um die Welt‘“, in: *Doitsu – bungaku*, 45, S. 49-66.

- (55) Mori, Takashi 2003: „Ein Blick auf das Fremdkulturen-Verständnis bei Georg Forster und Carsten Niebuhr“, in: *Doitsu-bungaku*, 47, S. 231-256.
- (56) Mori, Takashi 2005: „Zur Georg Forster Rezeption in Japan: Ein Überblick“, in: *Neue Beiträge zur Germanistik*, 4/1, S. 109-114.
- (57) Mori, Takashi 2005: „Bibliographic: Georg Forster in Japan“, in: *Neue Beiträge zur Germanistik*, 4/1, S. 115-128.
- (58) Musolff, Andreas 1999: „The 'Cry of Liberty' Translated: Georg Forsters Attempt to Create a Revolutionary Political Language in Germany“, in: Neil Thomas (Hrg.), *German Studies at the Millennium*, Durham: University of Durham, S. 109-138.
- (59) Neumann, Michael 2005: „Europas Welt-Erfahrung. Der weltreisende Georg Forster zwischen Aporien und Theorien“, in: Brigitte Glaser und Hermann J. Schnackertz (Hrgg.), *Europa interdisziplinär*, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 75-91.
- (60) Paulin, Roger 2007: „Georg Forster as seen by Gottfried Gervinus“, in: Nicholas Saul und Ricarda Schmidt (Hrgg.), *Literarische Wertung und Kanonbildung*, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 35-44.
- (61) Peitsch, Helmut 2006: „„Noch war die halbe Oberfläche der Erdkugel von tiefer Nacht bedeckt“. Georg Forster über die Bedeutung der Reisen der europäischen ‚Seemächte‘ für das deutsche ‚Publikum‘“, in: Hans-Jürgen Lüsebrink (Hrg.), *Das Europa der Aufklärung und die außereuropäische koloniale Welt*, Göttingen: Wallstein-Verlag, S. 157-174.
- (62) Pelizaeus, Ludolf 2008: „Wissen in Buchform. Rekonstruktionsversuch der Politik Georg Forsters als Bibliothekar in

- Mainz“ – In: Dippel, Horst; Ewert, Michael (Hrsg.): *Georg-Forster-Studien XIII* <s. Nr. 10> S. 73-97.
- (63) Prinz, Alois 2008: *Die Lebensgeschichte des Georg Forster. Das Paradies ist nirgendwo*, Frankfurt/Main: Insel Verlag.
- (64) Promies, Wolfgang 1995: „Weltbürger oder vaterlandsloser Geselle? Georg Forsters eingedenk“, in: *Lichtenberg-Jahrbuch*, S. 233-242.
- (65) Sanches, Manuela Ribeiro 2007: „Tempos e cores da Humanidade. Os arquipélagos de Cabo Verde e dos Acores em ‚Viagem à Volta do Mundo‘ de Georg Forster“, in: Oliveira Marques (Hrg.), *Da Idade Média ao Século XVIII*, Coimbra: Minerva, S. 233-256.
- (66) Sauerland, Karol 2004: „Fortschritt und Nutzen über alles? Der Diskurs der Aufklärer in Verbindung mit Forsters Aufenthalt in Wilna“, in: Kulturstiftung der Deutschen Vertriebenen (Hrg.), *Kulturtransfer Polen – Deutschland 3*, Bonn: Kulturstiftung der Deutschen Vertriebenen, S. 63-72.
- (67) Sauerland, Karol 2008: „Zwei Revolutionsauffassungen – Goethe einerseits, Forster andererseits“ – In: Dippel, Horst; Ewert, Michael (Hrsg.): *Georg-Forster-Studien XIII* <s. Nr. 10> S. 215-233.
- (68) Schneider, Jost 2008: „Wahrhaftigkeit und Nützlichkeit in Forsters Essay ‚Über historische Glaubwürdigkeit‘“ – In: Dippel, Horst; Ewert, Michael (Hrsg.): *Georg-Forster-Studien XIII* <s. Nr. 10> S. 45-59.
- (69) Schneider, Manfred 2002: „Der Narkosediskurs. Zur Emergenz des Schmerzthemas um 1800“, in: Roland Borgards und Johannes Friedrich Lehmann (Hrsg.), *Diskrete Gebote. Geschichte der Macht um 1800. Festschrift für Heinrich Bosse*, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 99-113.

- (70) Scholz, Nirit 2000: „Gerog Forsters Darstellung von Kulturkontakt und Kolonialismus in seiner ‚Reise um die Welt‘“, in: *Welfengarten*, 10, S. 66-78.
- (71) Schulz, Helga 2007: „Georg Forster und Polen – Irritationen und Vorurteile“, in: Birgitta Bader-Zaar, Margarete Grandner und Edith Sauer (Hrsg.), *Auf dem Weg in die Moderne: Radikales Denken, Aufklärung und Konservatismus. Gedenkband für Michael Weinzierl* (Wiener Schriften zur Geschichte der Neuzeit 5), Innsbruck, Wien (u.a.): Studienverlag, S. 47-64.
- (72) Schwarz, Anja 2008: „Linien im Sand. Der Südseestrand als Begegnungsraum bei James Cook und Georg Forster“, in: *Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, 2, S. 53-64.
- (73) Siegel, Eva-Maria 2007: „See(h)reisen: 1800 – 1900 – 2000“, in: *Acta Germanica*, 35, S. 25-37.
- (74) Stadler, Ulrich 2005: „Gespenst und Gespensterdiskurs im 18. Jahrhundert“, in: Moritz Baßler, Bettina Gruber und Martina Wagner-Egelhaaf (Hrsg.), *Gespenster. Erscheinungen, Medien, Theorien*, Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 127-139.
- (75) Tautz, Birgit 2006: „Cutting, pasting, fabricating: Late 18th-century travelogues between legitimacy and imaginary nations“, in: *The German quarterly*, 79/2, S. 155-174.
- (76) Thomas, Neil (Hrsg.) 1999: *German Studies at the Millennium*, Durham: Univ. of Durham.
- (77) Trotha, Hans von 2002: „Der Landschaftsgarten des 18. Jahrhunderts als literarisches Phänomen“, in: *Hölderlin-Jahrbuch*, 33, S. 13-34.
- (78) Uerlings, Herbert 2006: *‚Ich bin von niedriger Rasse‘. (Post-)Kolonialismus und Geschlechterdifferenz in der deutschen Literatur*, Köln (u.a.): Böhlau.

- (79) Uhlig, Ludwig 2008: „Über lokale und allgemeine Bildung. Georg Forsters abschließender Beitrag zur Anthropologie“, in: *Herder Jahrbuch/Herder Yearbook*, IX, S. 109-130.
- (80) Uhlig, Ludwig 2008: „Hominis historia naturalis. Georg Forsters Vorlesung von 1786/86 im Zusammenhang seiner Anthropologie. Zwanzig Thesen“, in: *Philippia. Abhandlungen und Berichte aus dem Naturkundemuseum im Ottoneum zu Kassel*, 13/4, S. 335-338.
- (81) Vedda, Miguel 2002: „Las ideas estéticas de Georg Forster“, in: Renate Koroschetz de Maragno (Hrg.), *Brückenschlag, Actas del X Congreso Latinoamericano de Estudios Germanísticos*, Caracas: Univers. Central de Venezuela, S. 292-300.
- (82) Vorpahl, Frank 2008: „Georg Forsters naturwissenschaftliche Zeichnungen in der State Library of New South Wales“ – In: Dippel, Horst; Ewert, Michael (Hrsg.): *Georg-Forster-Studien XIII* <s. Nr. 10> S. 275-288.
- (83) Wilke, Sabine 2006: „Faszination und Schrecken: Georg Forsters ‚Südsee‘“, in: *Germanistische Mitteilungen*, 64, S. 51-66.
- (84) Winkelmann, Dirk 2002: „Wissenssoziologische Geltungsreichweiten und Übertragungsmöglichkeiten in der Schlüsselphase um 1800: Schiller, Novalis, Forster“, in: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache*, 28, S. 117-138.

Verzeichnis der Mitarbeiter der Georg-Forster-Studien XIV

Prof. Dr. Horst Dippel

Fachbereich 5 – Gesellschaftswissenschaften
Universität Kassel
34109 Kassel

Prof. Dr. Anke Gilleir

Faculteit Letteren
Katholieke Universiteit Leuven
Blijde-Inkomststraat 21-3311
B – 3000 Leuven

Prof. Dr. Marita Gilli

25, rue de frères Chaffanjon
F – 25000 Besançon

Prof. Dr. Stefan Greif

Fachbereich 2 – Sprach- und Literaturwissenschaften
Universität Kassel
34109 Kassel

Kathrin Holzapfel

Fachbereich 02 – Sprach- und Literaturwissenschaften
Universität Kassel
34109 Kassel

Dr. Alison E. Martin

Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg
Philosophische Fakultät II
Institut für Anglistik und Amerikanistik
Dachritzstraße 12
06099 Halle (Saale)

PD Dr. Yomb May

Schlossstraße 2d
83115 Neubeuren

Prof. Dr. Marita Metz-Becker

Institut für Europäische Ethnologie/ Kulturwissenschaft
Philipps-Universität Marburg
Biegenstraße 9
35032 Marburg

Dr. Monika Siegel

Apl. Profin. für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft
Universität Köln

Dr. Ruth Stummann-Bowert

Langgasse 2
35435 Wettenberg (Wißmar)

Judith Wilson

School of Humanities (German Studies)
University of Adelaide
5005 Adelaide
South Australia

Herausgeber:

Prof. Dr. Stefan Greif

Fachbereich 2 – Sprach- und Literaturwissenschaften
Universität Kassel
34109 Kassel

Dr. Michael Ewert

Ludwig-Maximilians-Universität
Dep. 13/14 II Kommunikation und Sprachen
Ludwigstr. 27/I
80539 München

Vorankündigung

Das Georg-Forster-Kolloquium 2010 findet am 18./19. Juni 2010 in der Universität Kassel unter folgendem Thema statt:

Georg Forster und die Sprachen

Die Veröffentlichung der Beiträge des Georg-Forster-Kolloquiums 2009 zu dem Thema „Forster und die Künste“ ist für die *Georg-Forster-Studien XV* (2010) geplant.

Besuchen Sie uns und werden Sie Mitglied der Georg-Forster-Gesellschaft.

Homepage: www.georg-forster-gesellschaft.de